

Eberhard Wächtler

Trotz alledem, das Lachen hat Vorfahrt!

Einige Erinnerungen an mein Arbeitsleben

Gliederung

	Seite
1. Als ich Kind war	3
2. Sextaner, Grenadier und schließlich doch noch das Abitur	6
3. Mit Abitur in die Revolution	36
4. stud. phil.	42
5. Noch einmal Berufsrevolutionär – die TH Dresden	48
6. Diplomhistoriker	50
7. Der Weg an die Akademie	55
8. Der Sozialismus hat es in sich	63
9. Zum Nabel der Welt – Freiberg wie es leibt und lebt	68
10. Das Kulturvolk der Deutschen und die Freiburger	75
11. Immer wieder Briten	88
12. Professor werden ist nicht schwer, Professor sein dagegen ...zumindest komplizierter	90
13. Eine mittlere Katastrophe hilft weiter	95
14. Wie wird man Nachfolger eines Nobelpreisträgers?	98
15. Wieder einmal fiel ich auf – Gott sei Dank, nicht nur unten !	101
16. Ohne Freiberg kein in Dresden erfundenes Meißner Porzellan	110
17. Freiberg, die größte DDR der Welt, und der Rest der Menschheit	115
18. Franklin, die Darbys, Beethoven und Bach in England – Otfried in Freiberg	128
19. Die Gründung von TICCIM – Bochum, Grangärde,	124
20. Wieder Japaner in Freiberg, ICOHTEC und Tokio 1974	129
21. ICOHTEC 1978 in Freiberg	134
22. Die Freiburger Februarrevolution	136
23. Die Sowjets und ich	140
24. Ein Doktorand aus Japan	149
25. Die USA lassen grüßen	153
26. Das bis hierher kaum beachtete Europa und ich	156
27. Im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten und ein Hauch des anderen Amerika	169
28. Das tägliche Brot in der DDR	174
29. Ehrenamtliche Tätigkeit	191
30. Als die Brüder und Schwestern noch nicht Wessis waren	199
31. Endlich kam der ersehnte Erfolg - zu spät?	204
32. Alles bricht zusammen – oder was?	207
33. Erneut Tempura und Sushi	219
34. Borken (Hessen)	224
26. Ab und zu am sächsischen Hofe und anderen Residenzen	231
36. Konferenzen in Freiberg und Dresden	233
37. Die Frauenkirche und ich	235
38. Borken und mehr	242
39. Wann endet ein Arbeitsleben?	244
40. Ich muss doch noch etwas ergänzen!	254
41. Kurz aber bündig: Schlussbetrachtung	257

1. Als ich Kind war

Was ist das Schöne an einer Autobiographie? Man kann sie zwar beginnen und so lange wie möglich fortsetzen, aber vollenden kann man sie nicht. Sie bleibt immer ein Torso, weil es nicht möglich ist, das Lebensende aus eigener Sicht zu überliefern und zu werten. Sehr wahrscheinlich ist das gut so. Mir fällt im Moment auch kein für die Schöpfer von Autobiographien ähnlicher Spruch ein wie für Statistiker: „Glaube nur der Statistik, die du selbst gefälscht hast!“

Vielleicht liegt gerade darin das Wertvolle dieser Art von Biographien, weil sie den Lesern das Studium von vom Autor verursachten abschließenden Verfälschungen, sicher meist in Gestalt von Lobhudeleien, ersparen. Die Menschheit fand dafür einen Ersatz. Ein Theologe gestand mir einmal: Grabreden seien seiner Meinung nach die literarischen Ergüsse mit dem höchsten Prozentsatz an Unwahrheiten. Ich glaubte lange Zeit an dieses Bekenntnis von jemand, der es an sich wissen müsste. Doch als wir vor etwa 14 Tagen, am 20. September 2007, meinen besten Freund Rolf Reuter begruben, ließ ich mich eines Besseren belehren. Er hatte sich als letzten Wunsch eine seine Persönlichkeit wertende Grabrede verbeten. Seine Familie hat ihm diesen Wunsch erfüllt.

Doch vermeiden wir lange Einleitungen, gehen wir in medias res. Ich wurde am 10. Mai 1929 in Dresden geboren. Ich kann es noch genauer formulieren: in Dresden A 29, Hebbelstr. 43, 1. Stock links. (Im Volksmund heißt dieser Stadtteil „Froschcotte“). Die Uhrzeit meiner Geburt habe ich mit Goethe gemeinsam. Es war 12 Uhr mittags, als das geschah. Aus dieser klassischen Bevormundung habe ich mich bald befreit. Weitere Gemeinsamkeiten mit Goethe sind mir nicht bekannt geworden.

Meine Eltern waren im April desselben Jahres in die gerade fertiggestellte Neubauwohnung eingezogen. Eigentümer war ein Kleinwohnungsbauverein, der dafür von seinen Mietern 1000 Mark Genossenschaftseinlage kassierte. So viel Geld hatte mein Vater als kaiserlich-königlicher Zwölfender a. D. und nunmehriger republikanischer Staatsbeamter mit sehr bescheidenem Sold nicht. Meine Mutter hatte sich das Geld nebenher (man könnte auch sagen: schwarz) durch Stricken für die Leute verdient. An sich war diese Finanzierungsmodalität unbedeutend, wenn Dresden nicht 1945 Bestandteil der Sowjetischen Besatzungszone und später der DDR geworden wäre. Als mein in jeder Gesellschaftsordnung an Geldmangel leidender Vater in den 50er Jahren die Rückzahlung nämlichen Betrages erwirken wollte, war zu seiner Überraschung plötzlich auch die Stimme meiner Mutter gefragt. Sie versagte dem ehemännlichen Ansinnen ihre Zustimmung. Aus war der Traum vom Gelde. Mein Vater trug das Ganze nicht mit Fassung, sondern schimpfte einmal mehr auf den immer spürbarer werdenden Sozialismus und dessen Gesetzlichkeit, nach der die Frauen jetzt gleichberechtigt über das Familienvermögen nicht nur mitbestimmen durften, sondern mussten.

Über die Jahre bis zu meiner Einschulung ist mir fast nichts mehr in Erinnerung geblieben. Deshalb gestatte ich mir nur ein paar wenige Bemerkungen zu dieser Zeit. Ich hatte einen Großonkel. Der war Sozialdemokrat und im Gewerkschaftshaus in Dresden auf der Ritzenbergstraße beschäftigt gewesen.

Da er in Freital wohnte, hatte diese Entfernung vom Arbeitsort ihm 1933 zunächst wahrscheinlich geholfen, der ersten Welle des faschistischen Terrors zu entgehen. Dennoch erwies sich das nicht als zuverlässiger Dauerbrenner. Einmal kam er abends nach Hause und

sah an seiner Wohnungstür Polizeibeamte und SA-Leute. Diese fragten ihn, ob er Herrn Jensch heute schon einmal gesehen habe. (Man suchte namentlich meinen vor ihnen stehenden Großonkel!)

Natürlich verneinte er und klingelte bei der Nachbarin. Als diese die Tür öffnete, schob er sie beiseite und verharrte in deren Wohnung, bis im Treppenhaus die Luft wieder rein war. Natürlich wusste ich von dem Vorfall als Kind nichts. Aber ich liebte ihn, weil er nie den Humor verlor. Jede Gasstraßenlaterne stieß er an und beschimpfte dieselbe, weil sie sich ihm in den Weg stellte. Sein Humor war nicht totzukriegen! Manchmal habe ich den Eindruck, dass ich in dieser Hinsicht eine Wenigkeit von ihm abgeguckt habe, bis heute! Darüber bin ich nicht traurig!

Unser Neubaublock hatte schöne Kinderspielplätze mit Sandkästen etc. Irgendwie hatten wir Kinder uns dort gut zusammengefunden. Eines Tages fiel mir auf, dass Sonja nicht mehr zum Spielen kam. Ich fragte meine Mutter, ob sie wüsste warum? Was sie mir daraufhin sagte, kann ich nicht mehr wörtlich rekonstruieren. Aber von ihrer dafür gegebenen Erklärung zeigte ich mich damals stark beeindruckt. Sonjas Vater war wegen seiner Tätigkeit als Redakteur einer kommunistischen Zeitung verhaftet worden und der Rest der Familie geflohen. Es kann sein, dass sie mir noch mehr erzählt hat. Es kann auch sein, dass ich erst später von jemand anderem den rationellen Kern der Aussage meiner Mutter erfuhr. Verstanden habe ich so oder so noch nicht alles. Auch wusste ich mit Begriffen wie Kommunismus und ähnlichem nichts anzufangen. Jedenfalls blieb in meinen Erinnerungen Sonja ein gutes Mädchen. Ihr Vater hatte mir auch kein Leid zugefügt.

Natürlich hatte ich mit meinem kindlichen Gemüt angefangen, mich etwas für Politik zu interessieren. Wobei ich natürlich nicht wusste, was Politik war. Mir fielen z. B. ab und zu seltsame Gewohnheiten unserer Hausbewohner auf.

An manchen Tagen hingen in unserem Haus Fahnen aus dem Fenster. Da gab es einmal rote Fahnen mit drei Pfeilen darauf. An einem Fenster hing eine schwarz-rot-goldene. Mein Vater hing gleich zwei aus dem Fenster. Die eine war schwarz-weiß-rot, und die andere war für mich schwierig zu beschreiben. Auf meine Frage, was das für eine Fahne sei, erklärte mir mein Vater, dass das die Reichskriegsflagge des kaiserlichen Deutschland war. Ich gab mich äußerlich zufrieden, begriff aber nicht, warum er zwei Fahnen hinaushing und dazu noch eine Kriegsflagge, wo doch gar kein Krieg mehr war. Hakenkreuzfahnen kamen eigentlich erst nach 1933 in Mode!

Natürlich glaubte ich, dass meine väterliche Beflagung die richtige wäre. Bestürzt war ich wenig später, dass meine Mutter ganz anders dachte. Als mein Vater nach dem Verbot des Stahlhelms, wo er Mitglied war und nunmehr auch ab und zu im vertrauten Kreis Hitler missbilligte, dann auch eine Hakenkreuzfahne hisste, begriff ich die Welt mit meinem damals sicher unterentwickelten Verstand nicht mehr so richtig. Als Staatsbeamter (Justizwachtmeister) sah er sich verpflichtet, die Treue zum Staat zu demonstrieren. Schließlich hatte sein von ihm verehrter Generalfeldmarschall von Hindenburg dem Gefreiten a. D. Adolf Hitler in der Potsdamer Garnisonskirche den entscheidenden Händedruck zum Reichskanzler verpasst. Und wenn ein Generalfeldmarschall so handelt, dann muss man doch!

Kurz nach Hitlers „demokratischer“ Machtergreifung – schließlich wurde er von einer Mehrheit des deutschen Volkes gewählt - war der Bruder meiner Mutter, ein sozialdemokratischer Stadtverordneter in Dresden, verhaftet und zuerst in der berüchtigten „Mathilde“ und daran anschließend in der zum KZ umfunktionierten Jugendburg Hohnstein in der Sächsischen Schweiz eingesperrt worden. Wie er mir viel später erzählte, war er dort von

den Nazis mit demselben Knüttel blutig geschlagen worden wie der neben ihm stehende kommunistische Funktionär. Die von Brecht vertonte „Arbeitereinheitsfront“ begriff er so spät, aber nicht zu spät.

Man hatte ihn 1935 wieder aus der Haft entlassen, aber beobachtete ihn streng.

Einmal war ich mit meiner Mutter bei meiner Tante zu Besuch. An der Tür klopfte es. Draußen standen ein Polizist, zwei SA-Leute und ein deutscher Schäferhund. Sie mussten eine Hausdurchsuchung nach Waffen machen. Mit der ihnen befohlenen Sorgsamkeit verrichteten sie ihr Werk. Die drei Uniformierten fand ich unsympathisch, der Hund war nett. Plötzlich erschien mein Vater, um meine Mutter und mich abzuholen. Er kam vom Dienst und deshalb in der Justizwachtmeisteruniform. Die anderen Uniformierten stutzten. Schließlich kam auch noch mein Onkel von Arbeit. Die nervenaufreibende Situation endete. Waffen waren keine gefunden worden. Wir schlichen nach Hause. Gesprochen wurde in meiner Gegenwart nicht viel.

Überhaupt war das Sprechen in unserer Familie mütterlicherseits kompliziert. Irgendjemand aus der Verwandtschaft sollte meinen Onkel vor seiner Verhaftung denunziert haben. Es wurden Vermutungen geäußert, und ab und zu mied man sich untereinander. Ich habe selten erlebt, dass meine Mutter mit ihren zwei Brüdern gleichzeitig gesprochen hat. Wenn meine Mutter mit dem einen und seiner Familie sprach, redete sie nicht mit dem anderen. Wir besuchten sie auch oft getrennt!

Aber noch blöder war es mir zu Mute, wenn meine Mutter mich nötigte, besonders schnell die Schularbeiten zu machen, weil sie wieder mit mir einmal zum Friseur wollte. Natürlich ging es nicht um meinen Kopf, sondern um ihren. Sie fuhr dazu mit der 18 zum Altmarkt, und wir gingen von dort Richtung Neumarkt in die Galeriestraße. Da war ein Friseur, der meiner Mutter für wenig Geld eine Dauerwelle verpasste. Er war deshalb so billig, weil sein Sohn bei meinem Vater Tubaunterricht hatte. Die Verschönerungsprozedur dauerte zwei Stunden. Das war für einen 6- bis 7-jährigen Jungen, so alt war ich, eine Qual und hieß nichts anderes als brav warten. Seit dieser Zeit hasse ich Friseurläden! Allerdings kann ich mir auch besser vorstellen, was es heißt, jahrelang im Knast zu sitzen.

Nun, ich lernte trotzdem etwas in diesen Stunden. Wenn das Wetter und die Verfassung meiner Mutter es zuließen, erkundete ich das Areal rings um den Neumarkt und den Jüdenhof, natürlich an erster Stelle das dort wichtigste und schönste Gebäude, die Frauenkirche. Das geschah nicht wegen einer sich wandelnden Einstellung zu Mutters Friseur, sondern wegen des Barockfluidums dieses Baues. Er ist halt imponierend schön. Welche kulturhistorische Position die Kirche wirklich hat, habe ich erst viel später begriffen und begreife in dieser Hinsicht eigentlich täglich noch Neues dazu.

2 Sextaner, Grenadier und schließlich doch noch Abiturient

Als ich dann etwa 10 Jahre alt war, die Oberschule besuchte und in die Hitlerjugend, genau genommen in das Deutsche Jungvolk, aufgenommen worden war, verstummten nicht selten die Gespräche, wenn ich mich im Familienkreise auf einen Stuhl setzte. Ich weigerte mich deshalb immer häufiger, an solchen Familientreffen teilzunehmen.

So sehr meine Eltern auch politisch conträre Positionen hatten, so viel Liebe und Zuneigung brachten sie gemeinsam ihren Kindern entgegen. Mein Vater hatte vor dem Kriege etwa 195 RM brutto monatlich. Davon gingen 49,90 RM Miete ab. Das Schulgeld betrug 20 RM. Eine Kinokarte kam zwischen 0,50 und 0,90 RM, eine Normalfahrt mit der Dresdner Straßenbahn zwischen 18 und 22 Pfennigen. Da musste man schon fast ein Genie sein, wenn das Geld langen sollte. Ich habe mich später gefragt, ob ich bei gleichen Voraussetzungen meine Kinder auf die Oberschule geschickt hätte. Ehrlich, ich konnte diese Frage mein Leben lang nicht eindeutig beantworten. Aber, dass meine Eltern mit mir so verfahren, dafür bin ich ihnen, muss ich ihnen über ihr Grab hinaus von ganzem Herzen dankbar sein!

In der Woche ging mein Vater seinem Dienst nach. Sonnabends, sonntags versuchte er, sich etwas Geld dazuzuverdienen. Wie machte er das? Mein Vater war ein Handwerkersohn aus Colmnitz bei Freiberg. Seine Eltern waren noch sehr jung, als er geboren wurde. Deshalb durfte er nicht das Handwerk seines Vaters erlernen, sondern musste Musiker werden. So konnte er nicht seinen Vater zu früh aus der Werkstatt verdrängen. Meine Großeltern schickten ihn deshalb auf die Stadtpfeife Wilsdruff, wo er Tuba und Kontrabass lernte. Das eigentliche Ziel der Ausbildung war dort, die Sicherung des Nachwuchses für die Musikkorps der königlich sächsischen Armee und des Musikbedarfs der Tanzgaststätten. Im Übrigen: Die Ausbildung war dort nicht schlecht. Den Unterricht erteilten meist Königliche Kammermusiker der damaligen Hofkapelle und heutigen sächsischen Staatskapelle. Auch sie fühlten sich mit ihrem Salär als Mitglieder der von Richard Wagner als Wunderharfe bezeichneten Kapelle unterbezahlt. So waren sie sich nicht zu vornehm, für eine Stadtpfeife zu unterrichten. – Im Übrigen, was heißt hier, an einer Stadtpfeife zu unterrichten? Nicht die Lehrer kamen nach Wilsdruff, sondern die Schüler mussten sich nach Dresden zu ihrem Lehrer begeben. Natürlich zu Fuß! 15 Kilometer hin und 15 Kilometer zurück!.

Großvater war stolz auf seinen Sohn. Im Übrigen war der Herr Stellmachermeister sicher seit Generationen, eigentlich bis heute, das größte Musikgenie in unserer Familie. Er war nicht nur Stellmachermeister. Nein, er leitete auch die Feuerwehrkapelle von Colmnitz, blies perfekt Posaune und Tenorhorn, las nicht nur ohne Probleme die Noten in allen Schlüsseln perfekt, sondern war auch in der Lage, eine im Tenorschlüssel geschriebene Melodie vom Blatt beim Spielen in irgendeine andere Verschlüsselung zu transponieren. Natürlich war er im Kreis Freiberg in vielen Tanzsälen auch ein sehr beliebter Tanzkapellmeister und Musiker.

So fand es mein Vater durchaus nicht als ehrenrührig, am Wochenende dem Beispiel jener Tonkünstler zu folgen, die in seiner Wilsdruffer Zeit gerade den Rosenkavalier auf den Weg zum Weltruhm gebracht hatten. Nur die Zeiten waren anders. Er nahm das, was ihm an Angeboten zufiel. So war es durchaus möglich, dass er sonnabends bei einem Platzkonzert der SA mitwirkte und sonntags beim Stahlhelm oder Reichsbanner blies. Wie sagten die alten Römer über das Geld: Non olet! Spätestens ab 1935 wurden Alternativen zur „Musikkultur“ a la Hitler vom „freien“ Musikmarkt verdrängt. Nein, er bewies keinen Charakter. Charakter

war für ihn gewissermaßen ein seine Existenz bedrohender Luxus. Er wollte, besser gesagt, er musste mit seiner Familie leben. Ihn hat (oder hätte) auch nicht gestört, wenn irgendjemand sich eine saure Gurke gekauft hätte, um sie beim Musikmachen vor ihm zu verzehren. Seine sozialdemokratischen Schwäger drohten ihm das manchmal an. Passiert soll das ab und zu sein, wenn jemand die faschistische Blasmusik vertreiben wollte, Vater blieb verschont.

Von Wilsdruff kam mein Vater 1913 direkt als 12-Ender und Militärmusiker zum Pionierbataillon 12 nach Pirna. Er kann noch nicht allzu lange dort gewesen sein, als allerhöchster Besuch in Gestalt des sächsischen Kronprinzen nahte. Alle Musikinstrumente mussten auf Hochglanz poliert werden, natürlich auch meines Vaters B- Tuba. Hoheit kam und nahm bei strahlendem Sonnenschein eine Bataillonsparade ab. Als das letzte Glied an seiner Königlichen Hoheit vorbei war, schwenkte auch der in Paradeaufstellung formierte Musikzug entsprechend ab.

Da die Sonne aber genau in Vaters Instrumentenschall schien, konnte er den Wink des Dirigenten zum Abmarsch nicht sehen. Erst etwa 5 bis 10 Sekunden später bemerkte er, dass er nur noch allein dem Kronprinzen ein Ständchen gab. In so einem Falle war man nicht sicher, was einem in der königlichen Armee passiert. (Fast-)Majestät ließ meinen Vater zu sich rufen und sich alles erklären. Auch ließ er sich das Instrument zur Probe geben, lachte herzlich, und alles war erledigt. Seit diesem Moment waren die Wettiner für meinen Vater die besten Menschen der Welt. Von diesem monarchistischen Tick war er sein Leben lang nicht abzubringen. Obwohl, Kaiser Wilhelm war für ihn auch kein ganz übler. Nur auf die sächsischen Militärmärsche ließ er nichts kommen. Sie übertrafen an Qualität die aller anderen deutschen Heere, selbst wenn sie von Johann Strauß oder Beethoven komponiert waren! Vielleicht kann man seine Position so ausdrücken: Er war eine Art musikalischer Dynamo– Fan! Nach der Devise: Nur Dynamo Dresden spielt richtig Fußball!

Zwischen 1933 und 1939 gab mein Vater auch Musikunterricht im 1. Dresdner Knabenmusikverein. Er unterrichtete Tuba. Eine ganze Menge guter Tubisten hat er hervorgebracht. Kontrabassunterricht durfte er nicht erteilen. Die faschistische Reichsmusikkammer hatte ihn gezwungen, sich einer Prüfung zu unterziehen. Da war er durchgefallen. Er hatte nicht gewusst, ob Beethoven eine Oper geschrieben hat. Natürlich kannte er Fidelio und spielte den Kontrabasspart fehlerfrei vom Blatt, aber ... Mein Vater war immer mehr ein fantastischer Musikhandwerker, kein Theoretiker oder Historiker. Deshalb mieteten ihn die Dresdner Theaterorchester in der Weihnachtszeit oft als Aushilfe, wenn die etatmäßigen Musiker ihre Überstunden abfeierten. Er spielte, wie den Fidelio, jede Oper oder Operette vom Blatt! Von wem die Musik eigentlich war, hat ihn nie sonderlich interessiert. Ob die Mitglieder der reichsmusikkammerlichen Prüfungskommission, die Noten hatten, ohne Probe vom Blatt spielen können, muss offen bleiben. Möglicherweise wäre ihnen leichter gefallen, stattdessen einen Vortrag über den jeweiligen Komponisten zu halten. Ohne dass er den Kontrabassisten und Vater von Johannes Brahms und die Anekdoten um diesen kannte, hatte er, so schien es mir wenigstens später, eine gewisse Ähnlichkeit mit ihm!

Ein Jahr nach dem unfreiwilligen Solo-Ständchen für Königliche Hoheit begann der erste Weltkrieg. Mein Vater nahm zunächst als Pionier daran teil. Später kam er zum Leibgrenadierregiment 100. Ob er während des Krieges noch einmal Tuba geblasen hat, ist nicht überliefert. Als Hornist und Tambourmajor hat er aber auch dort bis zu einer sehr schweren Verwundung 1918 an der Marne fungiert...

Der Lebenslauf meiner Mutter hört sich dagegen anders an. Sie stammt aus einer Arbeiterfamilie. Ihr Vater war Bauarbeiter und starb früh an Tuberkulose. Einen Beruf durfte

sie nicht lernen. Sie musste arbeiten, Geld verdienen. Sie arbeitete in der Dresdner Zigarettenindustrie und in Druckereien. Natürlich war sie gewerkschaftlich und sozialdemokratisch rot wie ihre Brüder, allerdings nicht in der Partei.

Ich weiß nicht exakt, wie sie meinen Vater kennen gelernt hatte, der zunächst 1918 eine Zeit lang ob seiner schweren Verwundung in Meinigen im Lazarett lag und dann zunächst bei der Reichswehr verblieb. Ob diese Verehrerwahl meinen späteren Onkels gefiel, muss dahingestellt bleiben. Aber gefallen hat meiner Großmutter und ihren beiden Söhnen, dass mein Vater sonnabends nach der Mittagspause mit zwei gut gereinigten Wassereimern in der Kaserne zum Küchenbullen marschierte und diesen so lange nervte, bis letzterer ihm die Reste von Erbsen mit Speck aus seiner Küche in die Eimer kippen ließ. Dann marschierte mein Vater mit seinen zwei Eimern die heutige Stauffenbergallee entlang zum Nordplatz und fuhr von dort mit der Straßenbahn Linie 7 zu deren anderen damaligen Endhaltestelle in Wölfnitz. Dort lauerte mit knurrendem Magen meiner Mutter familiäre Sippe Unter der Losung: Sauf dich voll (auch wenn es nur Bliemchen war!) und friss dich dick, halt das Maul von Politik, war für ein Wochenende der Klassenfrieden hergestellt. Die Brüder meiner Mutter hielten meinen Vater auch deshalb, so lang er lebte, für einen guten Menschen. Sie hatten Recht. Ein Bruder meiner Mutter sagte mir das einmal mehr 1958 noch an Vaters Sarg.

Seit meinem 10. Lebensjahr sind meine Erinnerungen etwas besser ausgeprägt. Defacto war ich ein Einzelkind. Meine Schwester ist acht Jahre jünger als ich. Ich begriff einfach nicht, dass sich plötzlich alles um sie drehte. Auch war sie mir viel zu klein und kam deshalb als Spielgefährtin nie so recht für mich in Frage. Ich beschäftigte mich in meiner Freizeit bis zum 10. Lebensjahr mit mir selbst oder mit meinem Spielzeug. Am meisten begeisterte mich meine elektrische Märklineisenbahn Spur 0. Fast ebenbürtig in meiner Zuneigung waren die Elastolin- und Lineol-Soldaten. Für mich war das eine Armee, die mir nicht widersprach. Die Krönung vom Ganzen war ein 36-köpfiger Militärmusikzug, ein 16-köpfiger Spielmannszug, vier Fanfarenbläser, ein Kesselpauker und Schellenbaum. Wenn ich sie aufstellte, spielten sie in meinem Kopf die gesamte deutsche Militärmusikliteratur. So entstand sicher auch damals mein erster Berufswunsch: Militärmusikdirektor! – Mein Vater strahlte ob seines pädagogischen Erfolges. Meine Mutter schwieg. Wenn ich spielte, störte ich sie nicht!

Das Deutsche Jungvolk riss mich dann aus dieser Einsiedelei heraus. Seit meinem 11. Lebensjahr musste ich dort immer Verantwortung für andere tragen. Mit 11 Jahren kommandierte ich 10, mit 12 Jahren 40 und mit 14 Jahren schließlich 150 Jungens. Natürlich war diese Kinderorganisation eine faschistische Angelegenheit. Nur, die dort organisierten Kinder waren keine Faschisten! Andererseits, wenn sie in Zivil oder Uniform Äpfel oder Kirschen von einem Baum stahlen, war das zwar ein Vergehen gegen Gesetze des faschistischen Deutschland, aber keine antifaschistische Handlung! Es ist nicht immer einfach, als ein Jahr älteres Kind den anderen, ein Jahr jüngeren klarzumachen – vor allem wenn sie eine ganze Horde sind - dass man nicht klauen darf, auch wenn es sich z. B. nur um eine Hand voll Kirschen handelte. Ich sah mich nicht in der Lage, dies zu ändern, wenn bei meinen Pimpfen gekaufte Kirschen nicht oft auf dem Speiseplan standen.

Wir waren auch „bewaffnet“, d. h. wir trugen ein so genanntes Fahrtenmesser. Das war schon ein ganz schöner Dolch, nicht ungefährlich! Doch, Blankziehen war verboten. Und wenn etwas passierte, war man als Häuptling seiner Truppe dafür verantwortlich. Wenn ich einmal etwas über das Ganze nachdachte, erloschen die Reste meiner Begeisterung dafür.

In der Oberschule hatten wir nicht nur einen Schulchor. Wie die meisten Jungen hatte ich für das Singen wenig Interesse. Aber es gab da noch einen Spielmannszug mit Trommeln und Querpfeifen sowie eine Kapelle für Marschmusik in Infanteriebesetzung. Ich schloss mich

dort an und lernte auf einer F- Tuba. Mein Lehrer war der weltbekannte Tubist der Sächsischen Staatskapelle Dresden, Heinz Forker. Er hatte bei seinen Kollegen den Spitznamen Weltmeister und war auch in DDR- Zeiten noch Prof. für Tuba an den Musikhochschulen in Dresden und Wien. Schon als ich ihn kennen lernte, blies er alle Soli der Cellokonzerte von Mozart bis Dvorak auf seiner B- Tuba. Wir mussten zum Unterricht nicht zu ihm gehen, nein, er kam zu uns in die Oberschule. Im Übrigen, ich hatte als Tubist keine besonderen Lorbeeren geerntet. Später begriff ich, dass ein hervorragender Lehrer nicht unbedingt die Garantie für eine gute Leistung seiner Schüler ist. In erster Linie ist man als Schüler dafür selbst verantwortlich.

Was habe ich für Erinnerungen an diese Oberschule? Man wurde so gebildet, dass man das Abitur schaffen konnte. Die Lehrer waren gut. Von etwa 75 waren ca. 40 Prozent promoviert. Also fachlich ging alles seinen Gang. Ansonsten war natürlich zu spüren, dass wir in der Zeit des Faschismus lebten. Seit Ostern 1939 besuchte ich die Oberschule Dresden- Plauen. Ich wurde wenige Tage nach dem Schulwechsel 10 Jahre alt. Im Gegensatz zu Dresden- Cotta, wo ich bis dahin die Volksschule besuchte, war Dresden- Plauen ein stinkvornehmes Viertel. Unter uns Kindern spielte das keine Rolle. Mein Vater hatte mir anlässlich der bestandenen Oberschulaufnahmeprüfung eine Schülmütze in den Schulfarben grün- gold besorgt und verlangte, dass ich sie aufsetzte. Er war sehr stolz auf mich als Sextaner. Ich mochte die Mütze nicht leiden. Ich wollte wie alle anderen zumeist auch die Hitlerjugendschmütze tragen. Da sahen wir alle gleich aus. Damit sahen die Köpfe aller Jungs in Dresden- Plauen und Dresden- Cotta gleich aus!

Am 1. September 1939 brach der Krieg aus. Als wir früh in die Schule wollten, gab es diese de facto nicht mehr. Sie hatte sich über Nacht in eine Kaserne der Hilfspolizei verwandelt. Wir fanden als Schüler diesen Umstand nicht schlecht. Irgendeine Arbeit, ich weiß nicht, ob es Englisch oder Mathe war, fiel aus- wie sympathisch! Natürlich wurden wir später damit gequält! Schulbetrieb ist sicher in der ganzen Welt ziemlich gleich. Ich will hier nur ein paar Dinge zum Besten geben, an die man sich später besonders gern erinnert Es ist gewissermaßen meine persönliche Feuerzangenbowle.

Also, es war Krieg. Das bedeutete, dass die Schule kriegstauglich gemacht werden musste. Auf dem Boden unter dem Dach hatte man, mit Holzplatten begrenzt, eine Reihe von Bodenkammern geschaffen. Diese Holzplatten waren eine gute Nahrung für feindliche Brandbomben. Also mussten sie entfernt werden. Unsere Klasse war eine der ersten, die zu dieser Arbeit kommandiert wurde. Die Hälfte der Klassenkameraden liquidierte die Kammern, während der Rest sich zunächst anderweitig vergnügte. Was erregte unser Interesse? Da war z. B. eine Balkenlage, die einer Art 3 cm starken Achse, mit einem Gewinde versehen, als Halterung diente. Oben auf der Achse lag ein Holzpfeiler quer, der sich wunderbar drehen ließ. Wenn auf der einen Seite drei Mann schoben, konnten auf der anderen drei Mann aufsitzen. Sie genossen dann ihre Fahrt wie eine Karusseltour. Komischerweise bewegte sich die Metallachse beim Drehen etwas. Sie ging nach unten, aber wenn man anders herum drehte, kam sie wieder hoch!

Nach uns kam eine andere Klasse. Wir erzählten von der schönen Sache der Bodenentlattung unseren Nachfolgern. Auch sie fuhren toll Karussell, vielleicht noch toller als wir, nur auf die Stahlachse achteten sie nicht.

An dieser Stahlachse hing letztlich eine Lampe, konkret der große Kronleuchter in der Aula. Als die Karussellfahrer einmal nicht auf die Stahlachse aufgepasst hatten, gab es in der unter dem Boden befindlichen Aula ein Mordsgetöse. Glas krachte und einige zig Stühle waren, wie

der Kronleuchter selbst, den Weg alles Irdischen gegangen. Sie waren total zerstört. Das war die erste große Zerstörung in der Schule während des Krieges!

Nun ja, aber das war nicht das Schlimmste. Viel schlimmer war, dass irgendeine der Oberklassen just zu der Zeit unseren Schulhausmeister aus bloßem Spaßvergnügen in der Aula eingesperrt hatte. Den Hausmeister konnte keiner von uns Schülern so richtig leiden. Wenn der wichtiguerisch voller Angabe zu einer Strafpredigt ansetzte, dann langte uns schon der erste Satz, der da hieß: „Ich und der Herr Rektor haben beschlossen...“ Schüler hatten gesehen, dass der Hausmeister sich in der Aula betätigte und dabei den Schlüssel an der Türe stecken gelassen hatte. Sie nahmen den Schlüssel und schlossen zu. Das war es. Nun saß der Subbus, (so war des Hausmeisters Spitzname,) auf einem Stuhl in der Aula und starrte an die Decke, wo der Kronleuchter einmal herunterging und dann wieder hinauf glitt, bis er einmal die Rückfahrt vergaß und dann geschah es! - Der Subbus soll bei seiner Befreiung bleich ausgesehen haben!

Eine Elternversammlung fand statt. Der Rektor sprach: „Sehen Sie da oben das Loch in der Decke, das war früher einmal ein Teil der Halterung des Kronleuchters“. Da ist doch neulich Folgendes passiert. ... Geschlossen hat der Rektor seine Ansprache so oder so ähnlich: „...der Kronleuchter kostet so und so viel Reichsmark. Wenn Sie nachher den Raum verlassen, werfen Sie bitte etwas Geld in die dafür aufgestellten Behältnisse. Wir wollen einen neuen besorgen.“ Wenn ich mich recht erinnere, kam Geld für mehrere Leuchter zusammen. Aber es war Krieg. Sicher wäre es leichter gewesen, einen Panzer an die Stelle des Kronleuchters zu hängen. Aber Kronleuchter waren nicht kriegswichtig und wurden nicht mehr produziert. Ob es heute immer noch keine solchen leuchtenden Ungetüme in der freien Marktwirtschaft gibt oder ob sich der innenarchitektonische Geschmack geändert hat? Ich weiß nicht, woran es liegt. Ich meine, die Aula muss bis heute auf solch ein leuchtendes Ungetüm Baujahr 1895 oder später verzichten. Komischerweise habe ich, wenn ich in dem Saal war, nie mehr nach oben geguckt. Wir haben es als Schüler überlebt, die nach uns Kommenden auch!

Schauen wir weiter, was sonst noch passierte. Ich war, nach meiner Meinung, als Schüler ein relativ friedlicher Mensch. Seitdem ich die Welt erblickte, war ich übergewichtig, zu dick und so weiter. Für Sport hatte ich nicht allzu viel übrig. Einen Felgauf- oder gar -umschwung an der Reckstange brachte ich mein Leben lang nicht zu Stande. Gern schwamm ich und fuhr auch gern Ski, letzteres nicht unbedingt stilvoll schön, aber ich bewies mitunter Mut. Im Alter von 12 Jahren trat ich in einen Fußballverein ein und wurde dort Torwart. Als solcher genoss ich bei meinen Bekannten, auch bei meinen Mitschülern, einiges Ansehen. Ich war nicht gleich aus der Ruhe zu bringen.

Oftmals war ich Neckereien ausgesetzt. Zwei Mitschüler waren einmal die Sticheler. Schließlich hatte ich die Schnauze voll. Einen schlug ich zunächst an meinem Platz im Klassenzimmer zu Boden. Der zweite floh. Am Lehrerpult, es war Pause, erwischte ich ihn und beförderte ihn mit voller Wucht in eine Ecke hinter dem Klassenschrank. Inzwischen war der erste wieder auferstanden und wollte durch die Klassenzimmertür entkommen. Ich nahm den Lehrerstuhl und warf ihm denselben hinterher. Der Missetäter duckte sich, die Tür ging auf, der Lehrer kam – besser, wollte hereinkommen. Zunächst traf ihn der Stuhl, Volltreffer!

Ich weiß nicht mehr, was alles geschah. Jedenfalls bekam mein Vater einen Brief, in dem ihm mitgeteilt wurde, dass ich mit dem CONSILIUM AB EUNDI belegt worden war. Mein Vater wusste damit nichts anzufangen. Es kann sein, dass er das komische Wort für eine Auszeichnung hielt. Manchmal ist es günstig, dass Eltern nicht Latein beherrschen. Ich klärte ihn auch nicht genau auf. Natürlich hatte die Schule Recht, ich aber auch! Obwohl man

natürlich eine derartige Form, die Lehrer mit Wurfgeschossen zu begrüßen, nicht obligatorisch machen kann. Jedenfalls war ich derartigen Böswilligkeiten in Zukunft kaum noch ausgesetzt. Und dem betroffenen Lehrer, eigentlich allen Lehrern, musste ich das Kompliment machen, dass mir anschließend von ihnen nur Gerechtigkeit widerfahren ist. Mir ist kein Nachteil erwachsen. Der Getroffene war damals unser Geschichtslehrer. Außerdem war er der Luftschutzgeneral der gesamten Schule. Mich machte er zu seinem Melder. Immer musste ich bei Fliegeralarm feststellen, wie viele Schüler sich in den Schutzräumen befanden. (Wenn ich mir die Schutzräume heute ansehe, bekomme ich einen Lachkrampf!) In den Räumen konnte man sicher manches machen, aber sich schützen nicht!)

Ein Lehrer, der mir ebenfalls sehr ans Herz gewachsen war, war unser Alter, der Deutsch- und Musiklehrer. Ich bedaure heute ganz sehr, dass die jetzige Operndirektion der Sächsischen Staatsoper nicht bei ihm lernen musste. Er hat uns die Operngeschichte, überhaupt das kompositorische Schaffen der deutschen Klassik beigebracht. Wenn ich mir heute Operninszenierungen im Semperbau ansehe oder noch schlimmere von der Komischen Oper in Berlin in der Zeitung zur Kenntnis nehmen muss, glaube ich zunehmend, dass die Regisseure und anderen Werkvergewaltiger die Unterrichtsstunden in Musik- und Kulturgeschichte geschwänzt haben. Es kann aber auch sein, da sie alle Westschulabsolventen sind, dass in Trizonesien die Schulbildung wirklich so mies ist. Das ist für mich immer ein Grund mehr, mich zu freuen, im Osten aufgewachsen zu sein.

Der Alte hatte uns einmal die Zauberflöte erklärt, davon zehre ich heute noch. Eigentlich hatte er dabei sehr viel politischen Mut. Bis 1935 unterrichtete er als Dozent am Leipziger Konservatorium. Zu seinen Studenten zählten viele US- Amerikaner, auch jüdische. Als die Nazis ihre Macht auch am Leipziger Konservatorium etabliert hatten, musste der Alte gehen, weil er nicht „arisch“ genug gelehrt hatte.

Um sich solch einem Debakel nicht noch einmal auszusetzen, beschloss er, Beamter zu werden und trat in den Schuldienst. Beamte konnte man ja nicht entlassen, wenn sie nicht gerade geklaut hatten. Das war auch wieder ein Irrtum, doch in seiner Biographie spielte er zum Glück keine Rolle. So kam er an die Oberschule Dresden- Plauen.

Manchmal ärgerten wir ihn, den Dr. Fritz Reuter. Als wir einmal mit ihm im Landheim im Erzgebirge waren, hauten wir ihn an: „Sie meckern ja nur deshalb gegen Jazz, weil sie nicht jazzierten können!“ Schließlich hatte er von unseren Flaxereien den Kanal voll, setzte sich an den Flügel .He was playing Jazz und wir hielten den Atem an. Im Übrigen, er behielt seinen Standpunkt. Wir haben ihn nie wieder in dieser Hinsicht aufgezo-gen! Für uns war es einmal mehr wichtig, dass unser Alter auch schon das Gewandhausorchester dirigiert hatte.

In unserer Penne unterstand ihm die Kapelle. Mich hatte er inzwischen als Tubisten integriert. Ich blies eine F- Tuba. Märsche, aber auch Suiten für Blasorchester – darunter auch Kompositionen von ihm selbst- bildeten den Grundstock unseres Repertoires. Wie mir sein Sohn und mein Freund Rolf später erzählten, waren die Daghestanische und die Aserbaidshische Suite Staatsaufträge der Sowjetunion. Mir machte diese Musik Spaß! Als er einmal unser Klassenlehrer war, musste er uns immer montags früh den Leitartikel von Hitlers Propagandaminister Goebbels in der Zeitung „Das Reich“ erklären. Er schüttelte den Kopf und las, was da stand. Also hier steht, dass die Russen ein ganz ungebildetes Volk sind. Die Frau des Alten war eine Deutsche aus dem Kaukasusvorland. Dann sagt er, also ich weiß nicht, wo der Autor das her hat. Jedenfalls haben meine Schwiegereltern eine russische Waschfrau, deren beide Töchter Medizin studierten. -Was studieren die Kinder eurer

Waschfrauen? Wir hörten und schwiegen, waren aber beeindruckt. Im Übrigen erklärte er uns dann am Flügel Tschaikowski.

Eklig konnte er auch werden, wenn man ihn in faschistischer Gleichmacherei Parteigenosse Reuter titulierte. Dann sagte er: Dr. Reuter bitte, genau so wie Dr. Goebbels. Mitglied der NSDAP war er 1937 geworden. Aber wenn sich die NSDAP nur aus solchen Mitgliedern rekrutiert hätte, dann... Es war aber nicht so, weder so noch so!

Eines Tages kam der Alte auf mich zu und fragte mich, wie mir der Dienst in der Hitlerjugend gefiele. Sinngemäß bemerkte ich, dass ich denselben nicht als das Gelbe vom Ei betrachte! Daraufhin organisierte er, dass ich in den Gebietsmusikzug der Hitlerjugend Sachsens aufgenommen wurde. Der Leiter und Dirigent desselben war sein Sohn Rolf, der als Privatmensch mit Theo Adam eine Klasse in der Kreuzschule besuchte. Rolf war damals und blieb mir bis zu seinem Lebensende ein ganz wichtiger Freund und Pfundskerl. Ich blies auch dort meine F Tuba und wurde Notenwart.

In diesem Musikzug waren ca. 80 Prozent Musikstudenten und 20 Prozent Amateure. Viele der Studenten wurden später Mitglieder der Sächsischen Staatskapelle Dresden oder der Dresdner Philharmonie. Bis zu ihrer Berentung behielten wir einen guten Kontakt. Einige aus unserer Mitte bleiben mir unvergesslich. Ich meine z. B. Hans Aulbach. Er war Düsseldorfer und wegen des Bombenkrieges nach Dresden verlagert worden. Mit 16 Jahren wurde dieser Student Trompeter in der Philharmonie. Wenn wir in unserem Musikzug den „Alten Dessauer“ im Programm hatten, dann blies Hans die drei darin enthaltenen Trompetensoli so exzellent, dass der Saal raste.

Einmal hatten wir 1944 einen mehrtägigen Auftritt in Zwickau. Im Stadion war das sächsische HJ- Sportfest. Das schlauchte ganz schön. Erst mussten wir in der Stadt eine Marschmusik hinlegen und dann in Paradeaufstellung sozusagen den Einmarsch der Gladiatoren würdig gestalten. Was man als 15-jähriger Tubist für einen Hunger bekommt, ist sagenhaft. Ich fraß aus den Feldküchen, die die Mädchen von „Glaube und Schönheit“ bedienten, mindestens 10 von ihnen gefertigte Klöße. Gegen Abend fuhren wir mit einem Personenzug zurück nach Dresden. In Klingenberg– Colmnitz erreichte uns Fliegeralarm, so genannter Voralarm. Unser Wagen war ein alter Abteilwagen und hatte an der Stirnseite ein Bremserhäuschen. Da hinein kroch unser erster Hornist Siegfried Geißler, später war er mehrere Jahre Chef der Suhler Philharmonie, und blies dort während der Talfahrt im Tharandter Wald über Edle Krone, Tharandt bis Hainsberg Soli aus den Hornkonzerten von Mozart. Es war faszinierend! - Den Fliegeralarm vergaßen wir dabei.

Nicht vergessen darf ich noch einen unserer damaligen Lehrer, unseren Eisbär. Er war in den besten Jahren und unterrichtete uns in Mathematik. Eisbär hieß er deshalb, weil er schlohweiße Haare hatte. Bei ihm begriff ich, was ein Mondkalbfehler ist. Das hat mir im Leben viel geholfen! „Also“, sagte er einmal, „merkt euch gut: $a + b = a + b$ und nicht ab , das ist so, weil ein Mond und ein Kalb eben ein Mond und ein Kalb sind und keinesfalls ein Mondkalb ist.“ Das leuchtete sogar mir ein! Im Übrigen, der Mondkalbfehler trat in unserer Klasse, wenn überhaupt, dann ganz, ganz selten auf! Viele, eigentlich alle Lehrer, die ich hier beim besten Willen nicht alle würdigen kann, gaben sich mit uns sehr, sehr viel Mühe! Ich verdanke ihnen manches!

Wenn die Großen Ferien ausbrachen, animierte uns die Schule, uns in der Landwirtschaft als Erntehelfer zur Verfügung zu stellen. Meine, mich in Folge Kriegsausbruchs inzwischen allein erziehende Mutter, war dagegen, dass ich mit in ein diesbezügliches HJ- Lager fuhr. Sie

fand einen Ausweg, indem sie mich bei einem Cousin meines Vaters unterbrachte. Dieser war ein so genannter Erbhofbauer und besaß wie sein Vater einen Bauernhof mit 20 ha Land. Hätte Hitler nicht dieses Erbhofgesetz erlassen, wäre sein gesamter Besitz unter den Hammer gekommen. Natürlich war er vor allem deshalb in der NSDAP!

Dieser Aufenthalt in der Landwirtschaft war eigentlich mein erstes Technikstudium. Ich lernte Tiere füttern, Pferde pflegen, Kühe hüten usw. Ich wurde Mähbinderchauffeur (in der Getreideernte benutzen wir einen Mähbinder! - Technikgeschichtlich rangierte er zwischen Flügelmäschine und Mähdrescher!) und lernte last but not least mit 13 Jahren Traktor fahren. Bei der Instandsetzung der auf dem Bauernhof vorhandenen Technik durfte ich helfen. Ich wurde dadurch nicht dümmer. Ob ich immer eine Hilfe war, möchte ich aus heutiger Sicht bezweifeln. Manchmal erntete ich Knirps allerdings auch ehrliches Erstaunen der Bauern.

Wenn zum Beispiel eine Welle zu schwach war, um ein bestimmtes Transmissionsrad darauf zu befestigen, dann schnitten die Bauern z.B. eine Fischbüchse auf und aus dem Blech ein Teil zurecht, das sie dann um die Welle legten, bevor sie dann an dieser Stelle das Rad aufsetzten. Manchmal geriet das Blechteil zu groß, manchmal zu klein.

Erstaunt waren sie, dass ich inzwischen unter Anwendung der Kreisumfangsformel die richtigen Maße ausgerechnet und das Blech brauchbar zugeschnitten hatte. So etwas passierte zwar, allerdings selten. Meist war es umgekehrt. Ich musste lernen, viel, sehr viel.

1940 beschäftigte unser Bauer einen belgischen Kriegsgefangenen. Im Jahre 1941 trat an seine Stelle ein Serbe und 1942 schließlich ein Ukrainer, Pawel mit Namen. Meist sagte ich Paul zu ihm. Wir harmonierten bei der Arbeit und auch sonst gut miteinander. Ich glaube, es war 1943, als unser Bauer den Befehl erhielt, den sowjetischen Gefangenen nicht mit dem anderen deutschen Gesinde zusammen speisen zu lassen, sondern im Schweinestall. Jeder auf dem Hof Arbeitende wurde vom Bauern gleich behandelt. Jeder bekam z.B. wöchentlich ein Stück Butter zum Verbrauch. Plötzlich behauptete die als 15-jähriges Landjahrmädel Kriegshilfsdienst ableistende Kleinmagd, dass der Paul ihre Butter weggefressen hätte. Das konnte für Paul schlimme Folgen haben!

Natürlich glaubten wir, d.h. der Bauer und ich, das nicht. Er fand einen Ausweg. Auf seine Bitte hin aß ich in Zukunft dann im Gesindezimmer mit dem sowjetischen Kriegsgefangenen zusammen. Das Landjahrmädel bekam ihre Speisen nunmehr am Tisch der Bauernfamilie serviert: Das Essen war das gleiche. Als Tage später der Ortsbauernführer kam, um das Einhalten des Gebotes der Schweinestallfütterung zu kontrollieren, hat diesen unser Bauer hinauskomplimentiert. „Schreib du in deinem Bericht, was du willst! Hier ist mein Hof, und der geht dich einen Dreck an!“

Es gab auch andere Landjahrmädel, z. B. kam 1944 Sonja aus Leipzig. Zuerst mochte ich sie nicht leiden. Warum? Dresdner und Leipziger hatten (und haben) schon immer etwas gegeneinander. Aber wir lernten uns sehr bald achten, schätzen und lieben. Dabei war das Händchengeben und später auch mal ein Kuss der Höhepunkt unseres Liebeslebens. Wir endeten sexuell sozusagen dort, wo es eigentlich im Kino und Fernsehen von heute erst richtig anfängt!

Manchmal mussten wir auch alle in die Kirche. Besonders traf das an den so genannten Erntedankfestsonntagen zu. (Das war der erste im September!) An den jeweiligen Vormittagen mussten wir die Kirche schmücken (helfen!). Auf Handwagen wurde dort alles hingefahren und dann ausgestellt, was wir in den letzten Tagen und Nächten von den Feldern hereingeholt

hatten. Wert wurde vom Herrn Pfarrer vor allem auf große Kürbisse gelegt, weil Gott sie besonders schön hat gedeihen lassen. Da mir Kürbis nicht besonders gut schmeckte, heute noch, hatte ich nichts dagegen, dass der Pastor die Dinger nach dem Ende der Ausstellung auch fraß. Denn aus der Kirche hat nach dem Erntedankfest die Gaben Gottes niemand zurückgeholt! Lassen Sie es sich nachträglich noch einmal schmecken, Herr Pfarrer!

Alle weiblichen Gottesdienstbesucher mussten im Parkett Platz nehmen. Warum? Ich weiß es nicht! Die Bauern saßen auf der Empore. Dann ging es los. Nach dem Orgelvorspiel begann die Predigt. Das war etwas leiser. Nach kurzer Zeit hatte man jedoch an einigen Passagen Schwierigkeiten, die Worte des Pfarrers zu vernehmen. Dafür dröhnte es auf der Empore! Jedes universitäre medizinische Schlaflabor wäre vor Neid erblasst. Die Eehälften im Parkett orteten mit Blicken und Gesten, die Geräusche ja hinlänglich gewohnt, ihren Gemahl. Jedoch im Namen Gottes hemmte der Pfarrer das Vergnügen, in dem er zu brüllen begann. Die aufgeweckten Schnarcher stöhnten: „Nicht einmal bei Gott findet man seine Ruhe!“ - Wieder zu Hause angekommen, erhielten dann die Bauern bei der nächsten Mahlzeit einen Rüffel von ihren besseren Hälften. Warum, weiß ich nicht genau. Möglich wäre die Begründung gewesen: Verrat von Schlafzimmergeheimnissen!

Wir wurden älter. Alle, die von unserer Klasse 1928 geboren waren, wurden Luftwaffenhelfer. Sie bedienten nunmehr die Flakgeschütze an der Dresdner Kohlenstraße. Vormittags hatten sie Schulunterricht. Nachts, wenn Alarm war, drehten sie die Geschütze auf die richtige Position. Ob sie in Dresden überhaupt einmal aus ihren Kanonen geschossen haben, weiß ich nicht mehr. 1944 wurden sie nach Böhlen verlegt. Ob sie dort noch Unterricht hatten, weiß ich auch nicht. Geschossen aber haben sie.

Wir vom Jahrgang 1929 kamen aber auch bald an die Reihe. Anfang November 1944 war ich fällig. Ich wurde Luftwaffenhelfer, Kurier. Ich durfte geheime Dokumente des Luftwaffenstabes Dresden über Leipzig, Halle, Nordhausen, Northeim, Hannover, Wunstorf, Bremen, Delmenhorst nach Oldenburg schaffen. Im Hochbunker vor dem Hannoveraner Hbf. überlebte ich einen britischen Bombenangriff. Manchmal wackelte das Gebäude ziemlich stark. Zwischen Hude und Delmenhorst griff eine Lightning oder Mustang unseren Zug an. Flog diese von vorn an, raste unser Zug. Kam sie von hinten, machte der Lokführer eine Notbremsung. Alle Passagiere flogen in den Wagen hin und her. Auszusteigen hatte keinen Sinn, weil Bedrückt stellte ich fest: Unser Geographielehrer hatte Recht. Die Bahn fuhr in einer Marschlandschaft. Links und rechts der Gleise war Wasser: Ich begriff einmal mehr: Es kann beschissen sein, wenn der Lehrer Recht hat!

Hannover und Bremen waren sehr zerstört. In Oldenburg staunte ich. Die Stadt war völlig unversehrt. Dagegen war Dresden, das damals schon zwei kleinere Angriffe hinter sich hatte, zumindest zum Teil geradezu ein Kriegsschauplatz. Nach zwei, drei Tagen fuhr ich wieder zurück. Allerdings ab Hannover über Goslar, Wernigerode, Quedlinburg, Halle. Anschließend ging es wieder in die Schule. Dann kam das Jahr 1945. Am 16. Januar war Dresden wieder das Ziel eines britischen Luftangriffs. Ich war noch auf dem Heimweg von der Schule, als das geschah. Stunden später tauchte ich zu Hause auf. In unserem Haus war ein Konsumgeschäft. Natürlich hieß der Besitzer damals nicht so, sondern Dresdner Lebensmittel GmbH. Und im Kartoffelkeller dieses besagten Ladens war eine 5 Zentner Sprengbombe eingeschlagen, ein Blindgänger. (Außerdem war unser Wohnblock noch von drei Thermitabbrandbomben getroffen worden. Aber da diese in unserem Haus eingeschlagenen keinen Sprengsatz hatten, wurden sie einfach aus dem Fenster geworfen. Nur die von ihnen verursachten Löcher im Dach blieben. So war das Ganze nicht weiter aufregend!)

Ich fragte unsere Hausbewohner, ob sie das Ereignis schon gemeldet hätten. Das war nicht der Fall. Also ging ich 45 Minuten zu unserem Polizeirevier und meldete den Schaden. Als man meine Meldung entgegengenommen hatte, gab man mir ein Schild mit der Aufschrift: Blindgänger! Achtung, Lebensgefahr! Tief gerührt trabte ich zurück. Ich hängte das Ding auf und vorsichtshalber räumten wir das Haus. Auto- und Straßenbahnverkehr lief dennoch weiter. Schließlich war an unserem Haus eine Haltestelle. Jede Erschütterung hätte können ... Nun ja, auch die damaligen Westprodukte hatten schon Qualitätsmängel! Gott sei Dank! Nach etwa einer Woche kam ein alter Landsturmmann mit einem sehr alten Gewehr an der Schulter und vier KZ- Häftlingen. Die hieften die Bombe aus den Kartoffeln, entschärften und beseitigten den Zünder. Die Hausbewohner zogen wieder in ihre Wohnung. Aber zuvor machten sie für die vier Häftlinge und den Landsturmmann ein Abschiedsessen, einen Dankeschmaus. Sie brachten alles angeschleppt, was Vorratskammer und Keller noch boten. Die Quintessenz in meinem Kopfe war: Der existierende deutsche Staat hatte sich bei uns, vor allem mit dem Plakat, lächerlich gemacht. Den Menschen wirklich geholfen hatten von ihm verfehnte, mehr oder weniger als Kommunisten abgestempelte Häftlinge. Also, wenn man zu Denken begann, dann ... Im Übrigen, der Landsturmmann sah in manchen belastenden und entscheidenden Momenten einfach weg!

Noch eine schreckliche Sache hielt der Januar 1945 für mich bereit. Ich wurde schriftlich in das Polizeipräsidium Dresden befohlen und dort von einer Kommission der Waffen- SS aufgefordert, mich freiwillig dorthin zu melden. Diese Kollegen Kanonenfuttersuchende trafen mich nicht unvorbereitet. Ich behauptete ja nicht, dass ich bei der fliegenden Gebirgsmarine dienen wollte, die die SS nicht besaß. Nein, ich behauptete, dass es der Wunsch meines 19 Jahre bei der Armee dienenden Vaters war, dass ich in seine Fußstapfen trete. Offensichtlich hielten diese Werber meinen Vater für einen hohen Offizier und entließen mich. Ich war kein SS- Mann geworden. Aber manche meiner Altersgenossen habe ich weinen gesehen, weil sie überfahren worden waren. Das fiel mir ein, als ich vor einigen Monaten in dieser Sache Günter Grass las und dazu diesen verurteilende statements von heute klugscheißenden „Demokraten“. Ich wünsche niemandem eine solche Situation, die Grass durchstehen musste!

Das Jahr 1945 sollte mir mehrere Einberufungen bringen. „Großdeutschland“ war einfach nicht davon abzubringen, dass es mit meiner Hilfe gelingen würde, noch den Krieg zu gewinnen. Den ersten Gestellungsbefehl erhielt ich Anfang Februar. Am 13. hatten wir Ausbildung. Über den Sinn dessen, was da (und auch später!) geboten wurde, durfte man wiederum nicht umfassend nachdenken. Man hätte leicht zu der Überzeugung kommen können, dass Militär nur in den Operetten von Lehar und Kalman, (der damals allerdings aus politischen Gründen nicht IN war!) zu genießen ist. Abends wurde es ernst. Sirenen ertönten. „Feindliche Bomberverbände hatten“, so der Flaksender im Radio, „das Planquadrat Marta-Heinrich 8“- das war Dresden- „erreicht.“ Erst standen Christbäume. (Zielmarkierungszeichen der Air Force) am Himmel. Dann krachte es allenthalben, und Dresden brannte. Ich lag nahe der Kläranlage in Übigau in voller Deckung!

Manchmal piffen die herunterkommenden Bomben ganz nahe. Nicht immer erfolgte eine Detonation. Mein Vater hatte mir beigebracht: „Geschosse oder Bomben, die du hörst, treffen dich nicht. Die du nicht hörst, die sind gefährlich!“ Also konnte ich nicht genug hören! Manches andere, was ich wusste, gab mir zu denken. Aufgrund von vorangegangenen Luftschutzbelehrungen wusste ich z.B., dass Industrieanlagen, Bahnhöfe, Kraftwerke usw. in erster Linie Ziele von Luftangriffen sein sollten. Ich rechnete in meiner Deckung die Kläranlage vorsichtshalber einmal mit dazu. Aber nein, ihr geschah nichts! Ihr ging es so, wie

einem großen Teil der Industrie Dresdens, die am 14. Februar mit 78 Prozent ihrer Kapazität die Kriegsproduktion weiter laufen lassen konnte. Hätte ich neben dem Zwinger oder anderen Kulturdenkmälern gelegen, wäre ich mehr gefährdet gewesen. Beim Darüber- Nachdenken befiehl einen seltsame Gedanken! Die westlichen Demokratien erhielten damals im Fach Kulturgeschichte glatt eine 5. Das war das schlechteste, was in der Zeit meines Abiturs an Zensuren vergeben wurde.

Es ist seltsam, woran man alles in Situationen denkt, in denen man einer Todesangst beginnt, Tribut zu zollen. Musste das alles passieren? Begonnen hatte dies Ende August 1939. Ich kam mit meinem Vater aus Pirna von einer Fahrradtour zurück. Da klingelte es an der Wohnungstür. Es war unser Briefträger, er brachte die Einberufung. Mein Vater war ab sofort Sanitätsfeldwebel in einer Wehrmachtsbäckereikompanie, die in der damaligen Taubstummlehranstalt Dresden zusammengestellt wurde. Die genauere Bezeichnung weiß ich nicht mehr, nur die Feldpostnummer 23089 habe ich aus irgendeinem Grunde nicht vergessen. Neben der schrecklichen Tatsache, dass mit diesem Ereignis unsere Familie in den Krieg eintrat, ließ sich das Ganze zunächst ganz gut an. Auf diese Weise lernte mein Vater einen Großteil der Bäcker von Dresden kennen. In den Hungerjahren am Ende und nach dem Krieg waren für ihn (und auch für mich!) Besuche bei diesen sehr hilfreich. Natürlich sollte und konnte man es nicht übertreiben. Es ist seltsam im Leben, dass an sich schreckliche Dinge nicht selten eine zunächst gute Seite aufweisen. Letztlich war diese Situation nur eine Auswirkung der Tatsache, dass 1933 das deutsche Volk „demokratisch“ Hitler gewählt hatte und dessen Aufrüstungspolitik Arbeitsplätze schaffte. Zum Schluss hatten die Menschen weder Arbeitsplätze noch das Leben sicher.

Nun ja, der Kriegseinsatz meines Vaters begann nicht mit dem Schlimmsten. Seine Division gehörte zu jenem faschistischen Armeeteil, der zur neuerlichen Besetzung Tschechiens, des damaligen Reichsprotektorates Böhmen und Mähren, abkommandiert war. Sie sollte dort einen möglicherweise ausbrechenden antideutschen Aufstand niederschlagen.

Mich hat in diesem Zusammenhang die Frage interessiert, warum er eigentlich im Alter von 44 Jahren als Staatsbeamter überhaupt noch zum Militärdienst einberufen worden war und dazu noch als Sanitäter? Während des 1. Weltkrieges hatte er einmal eine Sanitäterausbildung mitgemacht, aber diese schon längst vergessen. Nein, der Hund lag woanders begraben.

Im Jahre 1935 (Oder war es schon 1934?) war mein Vater vom Amtsgericht Dresden nach Königsbrück versetzt worden. Er, Befehle auszuführen gewöhnt, ging. Aber meine Mutter weigerte sich, dahin mit umzuziehen. Es gab Zoff. Die ganze Woche war mein Vater in Königsbrück, sonnabends kam er nach Hause. Eines Tages klingelte es, zwei uniformierte Herren standen vor der Tür. Ich hielt sie zunächst für SA- Leute. Es waren keine, sondern NSKK- (Nationalsozialistisches Kraftfahrkorps) Leute. Sie wollten meinen Vater sprechen. Er sei nicht da, beschied Mutter und gab noch eine nähere Erklärung ab. „Möchten Sie denn Ihren Mann wieder in Dresden haben“, fragten die Herren weiter. Nun und ob das Mutter wollte! „Das ist ganz einfach. Wir bauen einen Musikzug auf und brauchen Ihren Mann als Bassisten. Wenn er morgen bei uns Mitglied wird, ist er nächste Woche wieder am Dresdner Amtsgericht oder Landgericht beschäftigt.“ Mutter vergaß ihre (fast) sozialdemokratischen Grundsätze, stimmte zu und überzeugte Tage später meinen Vater. Und dieser Musikzug, meist alles hochmusikalische Stadtpfeifenabsolventen und danach bekennende Zwölfender, hatte Niveau!

Wenn ich Bilder von der Tätigkeit dieser Kapelle sah (und später Orte besuchte, wo sie musiziert hatten), da stand mein Vater z. B. im „rechtsten“ Glied der Paradeaufstellung auf

dem Hauptmarkt in Nürnberg. Das war genau dort, wo seit dem Mittelalter die Juden erhängt worden waren, nahe am Mercedes von Adolf Hitler. Letzterer nahm dort die Parade seiner SA und ähnlicher Organisationen auf den Reichsparteitagen ab. Da der Sonnenschein offensichtlich nicht so ausgeprägt war wie 1913 in Pirna beim sächsischen Kronprinzenbesuch, kam, Gott sei Dank, keine Begegnung zwischen dem Teppichbeißer und meinem Vater zu Stande.

Als Mussolini einmal Hitler in München besuchte, trat der Musikzug mit meinem Vater wieder als kultureller Höhepunkt auf. Als die Faschisten, natürlich durch eine von den Nazis inszenierte Volksabstimmung legalisiert, Österreich annectierten, musste Vater wieder dazu Musik spielen. Das gleiche fand bei der Angliederung des so genannten Sudetenlandes statt. Trotz allem, mein Vater war damals nicht in der Partei! Das war sicher zumindest ein Aspekt für seine neuerliche soldatische Laufbahn,

Im Jahre 1940 besuchte er mit Hitlers Reisebüro zum zweiten Mal in seinem Leben Holland und Belgien. Bis nach Bourdeaux trieb es ihn. Dort wurde er entlassen. Er schickte ein Telegramm, in dem er uns mitteilte, mit welchem Zug er um welche Zeit wieder auf dem Dresdner Hauptbahnhof zu empfangen sei. An dem Tage wurden ich und meine Schwester vorgeschickt. Meine Mutter war gespannt wie ein Flitzbogen. Was würde er ihr wohl mitbringen, französische Stoffe, Parfüm oder?

Ich musste beim Gärtner noch einen Strauß Blumen holen. Dann erhielt ich den mütterlichen Befehl, diese ziemlich üppige Vegetation auch noch zu schleppen. In der Straßenbahn hatte ich die Blumen neben mir abgelegt. Da kam eine Dame mit einem 1000- Taler- Arsch, guckte nicht, sondern setzte sich auf meines Vaters Blumen. Ich bekam von Mutters Gnaden eine geklebt, und mit großem Engagement wurde der Strauss anschließend rekonstruiert. Schließlich fuhr der Zug ein. Mutter bekam natürlich etwas geschenkt, allerdings unter ihren Erwartungen. Ich erhielt eine französische Es- Fanfare mit der blau- weiß- roten Trikolore daran. Meine Schwester erhielt auch etwas. Für den Rest des Geldes, das er für Geschenke ausgeben durfte (250 RM), hatte sich mein Vater ein Cello gekauft. Gespielt hatte er darauf schon in St. Nazaire, wo er einige französische Musiker kennen gelernt hatte. Sie hatten zusammen eine Kammermusikgruppe gebildet. Bon Jour France!

Bald war Vater wieder Justizwachtmeister. Was er von den neuerlichen Prozessen beiläufig erzählte, besonders wenn Antifaschisten verurteilt wurden, klang erschreckend. Deshalb ließ er zunächst die Leute abblitzen, die ihn besuchten, um ihn nunmehr in die NSDAP zu treiben. 1941 muss er schließlich weich geworden sein und hat so einen Aufnahmeantrag unterschrieben. Genützt hat es nicht viel. Am 22.6. überfiel Hitlerdeutschland die Sowjetunion. Abends erklärte mir mein Vater, dass damit der Krieg für Deutschland verloren sei. Als Zeuge dafür zitierte er nicht etwa Thälmann, sondern vor allem Bismarck nebst Hindenburg und Ludendorff. - „Man durfte keinen Zweifronten krieg führen, denn Russland ist zu groß. Schon der Kaiser hatte das 1914 nicht begriffen!“

In den 11 Monaten, die er 1940/41 demobilisiert zu Hause verbrachte, strahlte er keinen Sieg verheißenden Optimismus aus, im Gegenteil! Aber als sich 1941 nachts die ersten britischen Aufklärungsflugzeuge nach Dresden verirrt hatten und die deutsche Flak zu schießen begann, raste er mit dem Vorwand, alles noch einmal genau kontrollieren zu wollen, aus dem Luftschutzkeller in unsere Wohnung.. Das war einen Tag nach seinem 46. Geburtstag. Meine Großmutter hatte ihm aus diesem Grund eine Buttercremtorte gebacken und geschickt. Einen Tag später suchte meine Mutter die Torte. Das war vergeblich, und Vater gestand ihr: Der Gedanke, dass die Torte infolge eines englischen Bombentreffers nicht mehr von ihm

hätte verspeist werden können, trieb ihn, allen Gefahren zum Trotz, in die Speisekammer. So war der erste schwerwiegende Verlust, den unsere Familie im Bombenkrieg erlitt, eine von Vater in einem Solo gefressene Buttercremetorte.

Im August wurde er wiederum eingezogen, zunächst als Sanitätsstabsfeldwebel und militärischer Leiter des Reservelazaretts Aussig (Usti nad labem). Das ging ja noch. Schlechter wurde es, als er im folgenden Frühjahr nach Brest- Litowsk als Leiter eines Entlausungszuges abkommandiert wurde. Er unterstand einem Oberstabsarzt, der vor 1933 Mitglied der Demokratischen Partei gewesen war. Ihm verdankte mein Vater vielleicht sein Leben. Als einmal Zwangsarbeiter, darunter schwangere Frauen, entlaust werden mussten, trat ein diese abholender SS- Mann die Frauen in den Unterleib. Mein Vater ließ den Mann wegen Verstoß gegen die Genfer Konvention abführen. Danach bekam er einen Haufen Ärger und hatte Glück, dass der Oberstabsarzt fest an seiner Seite stand. Bei einem Kurzurlaub erzählte er zu Hause meiner Mutter, dass die SS mit Spezialwagen, wo die Motorenabgase in den Fahrgastraum geleitet wurden, die Menschen vergast und dann nur noch Leichen in Gräber zu kippen brauche.

Er wurde in die Etappe zurückversetzt und musste die Großentlausungsanstalt Warschau übernehmen. Ihn ärgerte, dass die dort installierte Großküche jeden Tag, weil die wirklich benötigte Zahl Essensportionen nie bekannt war, viel Essen wegschüttete. Auf den Straßen bettelten dagegen immer zahlreiche hungernde polnische Kinder. Ohne lange zu überlegen, sammelte er 20, 30 oder noch mehr von diesen auf und setzte sie in den Speiseraum, ließ ihnen eine Schüssel voll Erbsen mit Speck oder ähnliches zukommen.

Ein paar Tage ging das gut. Dann besorgte ihm seine zuständige Obrigkeit eine neue Versetzung. Er wurde als nicht mehr frontverwendungsfähig erklärt und Leiter eines Altenpflegekomplexes für die Eltern hoher faschistischer Offiziere bzw. aus Adelsfamilien, in Ferienhotels der Firma MAGGI und der Waagenfabrik RAPIDO in Schweizermühle/Rosenthal in der Sächsischen Schweiz.

Im Januar 1945 schließlich wurde er militärischer Kommandant des Lazaretts französischer Generale und sonstiger hoher Offiziere im Gefangenenlager auf der Festung Königstein. Vom Plateau dieses Tafelberges aus, beobachtete er die angloamerikanischen Luftangriffe auf Dresden.

An dieser Wirkungsstätte erlebte er etwas, was er sich nie hätte träumen lassen. Anfang Mai war es klar, dass der Hitlerspuk bald zu Ende war. Hitler nahm sich das Leben. Zu meinem Vater aber kam die Ordonnanz des inhaftierten ranghöchsten Generals. Er vermittelte ein Gespräch zwischen beiden. Mein Vater war stolz, dass ihm so etwas widerfuhr. Er als Berater eines Generals! Das war der ungeahnte Höhepunkt seiner militärischen Karriere! Dass es ein Franzose war, störte ihn kaum. Seine Mondkalbgleichung hieß: General = General! Was war das Ergebnis dieser Unterhaltung? Der General und mein Vater zogen fortan in ein gemeinsames Zimmer. Die deutschen Wehrmachts- und SS-Offiziere hatten sich schon verflüchtigt! Man beschloss, dass man dem weiteren Ablauf des Krieges in den nächsten Tagen gemeinsam begegnen wollte. Wenn jemand an das Tor der Festung klopfen würde, beschloss man, es gemeinsam zu öffnen. Wären es noch versprengte Wehrmachtsverbände, dann organisierte das dazu Notwendige mein Vater. Wäre es die Rote Armee, dann hatte der General das Sagen. So gedacht, so getan! Es war die Rote Armee. Wegen hervorragender Führung als Kriegsgefangener wurde mein Vater mit entsprechendem sowjetischen und französischen Vermerken sowie einer deutschen Übersetzung in seinem Soldbuch am 9. Mai

sofort nach Hause entlassen. Er nahm sein vorsorglich schon in Königstein deponiertes Privatfahrrad und gelangte gegen 18 Uhr in voller Montur über Pirna zu Hause in Dresden an.

Man verzeihe mir diesen kleinen Vorgriff. Bei der Schilderung meiner Erlebnisse war ich in der Nacht vom 13. zum 14. Februar stehen geblieben. Als der zweite Angriff vorbei war, begannen wir unsere Umgegend nach Zeitzündern und Blindgängern abzusuchen. Wir fanden keine. Was wir fanden, waren Propagandabomben. Sie enthielten keinen Sprengstoff, sondern Flugblätter, die uns zum Desertieren aufforderten.

Gegen 6 Uhr früh sahen wir auf dem anderen Elbufer wieder Straßenbahnen fahren. Es war die 19. Sie kam von Cossebaude und fuhr nur bis zur Flügelwegbrücke. Weiter ging es nicht... Den Vormittag vergammelten wir regelrecht. Mittags kam dann der Chef von det Janze und sagte in schwäbischer Mundart: „Wir wissen nicht, wie es weitergeht. Am besten ist, wenn Sie einstweilen nach Hause gehen. Wir melden uns wieder.“

Der kürzeste Weg zu meiner elterlichen Wohnung, von der Dresdner Kläranlage aus gesehen, führte über die Autobahnbrücke von Dresden– Übigau nach Dresden- Briesnitz. Als ich mit noch ein paar Freunden auf der Brücke mitten über der Elbe war, kam der dritte Luftangriff. Während nachts die Engländer ihr Werk vollbrachten, zeigten nun die Amis, was sie konnten. Sie flogen die Elbe aufwärts. Da über Dresden eine mehrere 100 Meter hohe Flammenwand und Rauchsäule stand, schossen sie auf der Höhe etwa zwischen Briesnitzer Kirche und dem Elbhafen in ca. 3- 400 Meter Höhe eine Art Raketenbomben ab, die dann in dem Rauch und Flammenmeer verschwanden und explodierten. Die Flugzeuge selbst zogen etwa in Höhe der Hafeneinfahrt rechts hoch und verschwanden in Richtung Dippoldiswalde. Es hat bei diesem Angriff keine Tieffliegereinsätze gegeben. Wir saßen gewissermaßen in der Proszeniumloge! Das wäre uns nicht entgangen.

In der Nacht vorher war das ebenfalls aus meiner Sicht nicht möglich. Die Flammen und der Rauch machten auch das unmöglich. Zwanzig Jahre später habe ich einen britischen Bergmann kennen gelernt, der mit zu einer Besatzung der Dresden angreifenden Bomber gehörte. Er konnte sich Tieffliegerangriffe in der Situation nicht vorstellen. Aber er brachte mir bei, dass nicht nur die angegriffenen Dresdner Angst hatten, nein, auch die Soldaten in den Flugzeugen. Sie wollten ja wieder zu ihrem Flughafen zurück. Er sagte mir, dass es durchaus möglich war, dass er angesichts des Grauens einmal mit seinem Maschinengewehr geschossen hat. Das war für ihn so ähnlich, als wenn er als Kind nachts allein durch einen Wald lief und dann aus Angst laut sang, um damit mögliche Feinde oder wilde Tiere zu verscheuchen. Es war damals hin und wieder vorgekommen, dass deutsche Zivilisten abgeschossene oder Not gelandete alliierte Flugzeugbesatzungen ganz einfach erschlagen hatten. Das war zwar keine Massenerscheinung, aber wahr! Das war auch keine Erfindung irgendeiner kommunistischen Zeitung. Nein, das passierte in der späteren US– amerikanischen Besatzungszone in Hessen. Wenn 22 Jahre später einige Leute meiner Generation behaupteten, sie hätten am 13. und 14. Februar Tieffliegerangriffe erlebt, dann geht mit ihnen die Fantasie durch. (Ich habe angloamerikanische Tieffliegerangriffe erlebt, die ersten 1944 in Oldenburg und die nächsten am 8. Mai 1945 in der Nähe des Erzgebirgskamms.)

Kurz nach 12 Uhr traf ich am 14. 2. 1945 wieder bei meiner Mutter ein. Sicher aß ich eine Kleinigkeit. Dann schnappte ich mir das Fahrrad meines Vaters, auf dem ein Kindersattel montiert war. Darauf setzte ich meine Schwester und fuhr mit ihr zu meinen Großeltern nach Colmnitz bei Freiberg. Das waren so gut und gerne reichlich 30 km.

Wir fuhren noch einen kleinen Umweg durch den Tharandter Wald. Langsam dunkelte es, aber in unserem Rücken, dort, wo Dresden bzw. das lag, was von ihm übrig geblieben war, war der Himmel brandhell. Als wir aus dem Wald herauskamen, hielt mich ein Polizist an. Im Tharandter Wald war es dunkel, und ich hatte eine nicht ganz den Luftschutzbestimmungen entsprechend abgedunkelte Fahrradlampe angemacht. Am liebsten wollte er mich abstrafen. Aber als er zum Ausfüllen seines Strafmandats kein Licht brauchte, weil ihm das 30 Kilometer entfernte Dresden genügte, ließ er uns passieren. Unsere Großeltern staunten, dass wir kamen. So richtig fassen konnten sie es nicht. Irgendwann im März habe ich dann meine Schwester wieder geholt. Wenn wir schon bei einem der nächsten Angriffe das Zeitliche segnen sollten, dann bitte alle zusammen. Es wollte in jenen Tagen niemand von uns allein bleiben.

Kurz nach dem 1. April lag wiederum ein Einberufungsschreiben in unserem Briefkasten. Nein, ein Aprilscherz war das nicht. Die Nazis hatten sich etwas erholt, und ich musste mich als Einberufener wieder am 9. 4. 45 in der ehemaligen Flakstellung hinter der Kläranlage als nunmehriger Angehöriger des Grenadierersatzbataillons 514 melden. Wir wurden eingekleidet, bewaffnet und vereidigt. Ich bekam eine Uniform des Afrikakorps und einen K 98. Die Uniformen wurden offensichtlich in der Sahara nicht mehr gebraucht. Außerdem erhielten wir italienische Maschinengewehre und dazu noch jeder von uns ein italienisches Damenfahrrad. So geschehen, erhielten wir erneut den Befehl, Großdeutschland zu verteidigen und den Endsieg sicherzustellen. Nun ja, das schien in mancher Hinsicht recht einfach, denn das damalige Großdeutsche Reich war überschaubar. So gingen wir einmal an der Ostfront bei Wachau (bei Radeberg) in Erwartung der Roten Armee in Stellung. Einige Tage später schickten wir Spähtrupps an die Westfront in die Gegend zwischen Nossen und Oschatz. Sie sollten erkunden, ob dort schon die Amis wären. Den Hindukusch zu observieren, wurde uns nicht befohlen. Das war deshalb so, weil die Talibanen damals noch nicht zu unseren Feinden zählten. Allerdings zählten schon damals Aufklärungseinsätze als Kriegseinsätze. Zwar benutzten wir dazu keine amerikanischen Tornados, sondern, wie schon bemerkt, italienische Damenfahrräder. Unter Berücksichtigung dieser Erfahrungen und Erkenntnisse befinde ich mich heute juristisch schon wieder in einem Krieg führenden Land.

Am 7. Mai wurde zum Rückzug geblasen. Generalmajor von und zur Gilsa hatte Dresden zur freien Stadt erklärt. Wir zogen vom Gasthof Merbitz über Dresden- Cotta, Dresden- Löbtau und Dresden- Plauen zum Zellschen Weg bis Nickern und rasteten dort bis gegen Abend in der damaligen Fallschirmjägerkaserne. Die nächste Nacht ging es über Kreischa nach Schlottwitz. Dort standen wir an einer Panzersperre und warteten auf sowjetische T 34 Panzer. Kurz hinter Oberlungkwitz bei Kreischa wurden wir laufend von amerikanischen Mustangs angegriffen. Manchmal schien es auch so, dass sie auf anderen Straßen auch Ziele fanden. Sie schossen auf alles, was sich bewegte. Dabei machten sie keinen Unterschied, ob das Flüchtlinge oder irgendwohin fliehende Verbände der deutschen Armee waren. Abends, etwa 18 Uhr, hörten wir auf der Müglitztalstraße Motorengeräusche. Wir waren auf alles gefasst. Aber es kamen keine sowjetischen Panzer, sondern der NSDAP- Gauleiter und Reichsstatthalter von Sachsen, Martin Mutzschmann, mit seiner Familie und seinem Stabe. Als diese Kolonne eine geraume Zeit durch war, erhielten wir den Befehl, uns in Richtung Liebstadt zurückzuziehen. Als wir den nächsten Bergrücken überwunden hatten, sahen wir auf einer größeren Wiese, wie sich die (zumindest Teile davon) Panzerdivision Hermann Göring anschickte, ihre fahrbaren Untersätze in die Luft zu sprengen. Vorher räumten sie ihre Panzer aus. So ein Panzer war eine richtiger Tante- Emmaladen. Ein solches fantastisches Abendbrot, wie uns von den Panzersoldaten beschert wurde, hatte ich lange nicht gegessen. Auch wenn rings herum alles beschissen war, die Verpflegung spendenden Panzer waren ein

Segen. Leider ist es nicht die hauptsächliche Bestimmung eines Panzers, Verpflegungsstützpunkt zu sein!

Eine halbe Stunde später waren wir auf dem Markt in Liebstadt. Dort standen SS- LKW, auf die wir steigen sollten, um uns in Komotau (Chomutov) mit den Amerikanern zu vereinigen. Mit diesen zusammen sollten wir dann bis zum Ural stürmen und dann siegreich nach Dresden zurückkehren. Aber etwas ging in dieser Situation mit der Befehlerteilung durcheinander. Es gab nämlich auch Leute, die uns als Freiwillige für den Wehrwolf zu begeistern suchten. An ihren Vorstellungen, die zur beschleunigten Aufnahme in jede psychiatrische Klinik gereicht hätten, fanden wir erst recht keinen Gefallen. Danach sollten wir gewissermaßen als faschistische Partisanenverbände im Erzgebirge bis zum St Nimmerleinstag operieren.

Ich fühlte mich nicht zum Wehrwolf berufen. Und die zweite Variante, Dresden auf den Umweg über den Ural wieder zu sehen, erschien mir nicht als das Gelbe vom Ei.. In dem Moment war Dresden ca. (höchstens) 45 Kilometer von mir entfernt. Mit zwei Kameraden verständigte ich mich. Wir wollten versuchen, Dresden auf der uns optimal erscheinenden Strecke zu erreichen.

Zunächst gaben wir uns als treue Befehlserfüller. Aber leider fielen wir vom letzten für uns in Frage kommenden, auch ohne uns überfüllten Auto herunter. Dann hinkten wir in ein in der Nähe gelegenes Waldstück, hingen unsere Waffen an einen Baum, streiften vorsorglich mitgebrachte Zivilklamotten und ein Hemd über und spielten nunmehr Dresdner Kinder, die vor den amerikanischen Bomben ausgerissen waren. Im Übrigen waren wir langsam, aber sicher müde geworden. So gelangten wir schließlich nach Göppersdorf. Dort konnten wir nicht mehr weiter. Wir gingen in eine Scheune schlafen. Natürlich waren wir nicht allein. Flüchtlinge, darunter viele desertierende Soldaten, lagen dort und wir dazwischen. Was wir eigentlich waren, wussten wir nicht so genau. Zwar waren wir zweimal vereidigt worden, einmal auf Hitler und einmal auf Dönitz. Aber ob wir eigentlich überhaupt hätten vereidigt werden dürfen, war uns unklar. Nach 1945 war plötzlich in Trizonesien manches rechtsstaatlich, was in meinen Augen kriminell war. Wenn ich nur an die vielen Befehlsnotstände denke, die dann vor Gericht von Rechtsanwälten herbeigezaubert wurden!

Einmal raubten uns ehemalige Zwangsarbeiter, Polen und Russen, den Schlaf. Sie feierten ihre Befreiung. Einer wollte unbedingt meinen Ausweis sehen. Ich machte einen Fehler, indem ich ihm denselben zeigte. Es war ein Interimssoldbuch! Er entriss ihn mir, warf ihn in eines der entzündeten Feuer, lachte und sagte: „Den brauchst du nicht mehr!“ Kurze Zeit später war mit klar, dass damit ein wichtiges Beweisstück fehlte, um zu beweisen, dass ich nicht bei der SS war. Zum Glück erwies sich diese Befürchtung als gegenstandslos. Man hielt mich und meine mit mir nach Dresden strebenden Freunde meist wirklich für Kinder.

Ziemlich früh haben wir drei dann die Scheune verlassen und gingen zunächst über einen Feldweg in Richtung Liebstadt. Nach wenigen Minuten mussten wir wieder eine Straße überqueren, die auch aus Richtung Pirna kam. Auf dieser Straße hatten vornehmlich Zivilisten Versucht, in Richtung Erzgebirgskamm dem Krieg zu entgehen. Sie waren allerdings dabei in Tieffliegerangriffe der US- Air Force geraten. An der Stelle, wo wir die Straße erreichten, lagen tote Frauen und Kinder im Straßengraben, mit ihnen meist Fahrräder. Letztere waren unbeschädigt. Wir nahmen uns jeder ein solches, d. h. wir zogen sie unter den Leichen hervor und setzten unseren Weg per Rad fort. Nach wenigen Minuten erreichten wir wieder die uns vom Vorabend schon bekannte Straße zwischen Börnersdorf und Liebstadt. Zunächst legten wir uns hinter ein Gebüsch, um zu sehen, was sich auf der Straße tun würde. Nach zwei

Minuten kam ein Opel Kadett oder Olympia mit einem Dresdner Polizeikennzeichen. Das bewog uns, auf die Strasse zu gehen. Das Auto hielt, zwei Rotarmisten stiegen aus, um sich um uns zu kümmern. In unserer Naivität hatten wir mit einer solchen Begegnung mit der Roten Armee nicht gerechnet. Aber recht schnell hielten wir die Fahrt der Roten Armee in einem deutschen PKW für logisch. Also, wenn ich vom Kaukasus bis Dresden gelaufen wäre, wäre ich, wenn sich die Möglichkeit geboten hätte, auch in ein Auto umgestiegen. Der Slogan: Lieber schlecht gefahren als gut gelaufen, war scheinbar auch in der Sowjetunion bekannt.

Dann fragte mich ein Rotarmist, wie spät es sei. Ich schaute auf meine Uhr. Plötzlich hatte ich sie nicht mehr. Nun ja, ich lebte auch ohne Uhr weiter. Ich glaube, die Rotarmisten hatten uns noch eine Tüte russischen Feldzwieback gegeben. Munter rollten wir dann das Seidewitztal in Richtung Pirna hinunter. Nach einigen Kilometern kam uns, die ganze Straßenbreite einnehmend, ein anderer Trupp Sowjets entgegen. Sie fuhren auch Fahrräder. Ihr Fahren grenzte an Artistik. Sie schienen das Radfahren wenige Minuten zuvor erst gelernt zu haben. Die Räder waren toll, mit Dreigangschaltung. Nur die Fahrradanfänger hatten den falschen Gang eingelegt und staunten, wie leicht dagegen unsere alten Damenfahrräder fuhren. Sie stoppten uns, nahmen unsere Räder, probierten und verglichen, gaben uns dann ihre neuen und nahmen die alten Fahrräder. Mit diesen fuhr es sich offensichtlich besser das Tal aufwärts. Uns konnte es recht sein! Wie es in einer solchen Situation zur Selbstberuhigung üblich ist, empfanden wir es als Warentausch zum gegenseitigen Vorteil. Relativ schnell erreichten wir talabwärts Pirna. An der Grenze zu Heidenau trafen wir dann wieder eine sowjetische Gruppe. Die hatten auch Fahrräder, aber ohne Luft in den Schläuchen. Die erbaten sich auf ihre Art unsere. Wir versuchten noch, ein- bis zweihundert Meter ohne Luft zu fahren. Dann ließen wir das und liefen weiter.

Wie liefen wir? Wir liefen auf der heutigen B 170 (Schmilka– Dresden) auf der rechten Straßenseite in Richtung Heimat. Rechts von uns marschierte in Schützenreihe sowjetische Infanterie. Ganz links, am anderen Straßengraben, fuhren einmal Panzer, dann einmal Stalinorgeln, dann einmal nur LKWs und was weiß ich noch. Auf der Fahrspur zwischen der Infanterie und den Panzern wickelte sich der Stabsverkehr der Roten Armee ab. Nun ja, das war nicht ungefährlich. Einmal kam ein uns entgegenkommender PKW zu stark nach links, rammte unmittelbar vor uns ein bis zwei Rotarmisten. Diese und wir drei wurden so in den Straßengraben befördert. Ich sah, dass einer der sowjetischen Soldaten blutete – Platzwunde. Ein anderer wollte diesen verbinden und fing an, sich ein Stück von seinem Unterhemd dazu abzureißen. Inzwischen hatte ich ihm ein Verbandspäckchen, das ich noch bei mir hatte, gezeigt. Damit verbanden wir den Verletzten. Der andere konnte auch nicht mehr richtig gehen, er humpelte. Irgendein Natschalnik- Feldwebel oder Leutnant - ich weiß es nicht mehr- kam, hing mir die sowjetische Maschinenpistole um, meine Kameraden erhielten gleiches bzw. das bescheidene Gepäck der anderen Sowjets. Dann nahmen wir die verletzten Rotarmisten in unsere Mitte und schleppten sie in eine zum Verbandsplatz umfunktionierte Schule in Torna. Dort kümmerte sich dann Sanitätspersonal um die Leute. Wir gaben die sowjetischen Waffen ab und machten uns aus dem Staube, so schnell wir konnten. Von Zivilisten, die aus den Fenstern oder vom Balkon schauten, waren wir beobachtet worden. Ein Mann kam zu uns, führte uns unter eine Straßenbrücke, wo ein kleiner Bach fließt. Dort besorgte er uns andere Zivilsachen, einen richtigen Anzug. Weiter ging es die Teplitzer Straße entlang zum Zellschen Weg über die Nossener Brücke zur Kesselsdorfer, Gohliser und Pennriecher Straße, vorbei an den Wohnungen meiner beiden Mitläufer, bis ich dann allein meine Wohnung in der Hebbelstraße. erreichte. Das muss am 9. Mai gegen 16 Uhr gewesen sein. Meine Mutter sagte guten Tag und fragte: „Willst du erst einmal baden?“ Dann nahm sie irgendwelche faschistische Zeitungen, wahrscheinlich den so genannten

„Freiheitskampf“ und heizte damit. Es war die schönste Reinigung meiner Person in meinem bis dahin gelebten Leben. Natürlich musste diese gründlich erfolgen. Schließlich hatte ich am nächsten Tag meinen 16. Geburtstag. Nach dem Bade setzte ich mich auf den Balkon und zündete mir eine Zigarette an. Meine Mutter sah das und bekam fast einen Anfall. „In deinem Alter hast du überhaupt nicht zu rauchen!“ Das kann ja heiter werden. Aber ich tröstete mich und rauchte dann bis zu meinem 38. Lebensjahr. Doch dazu später.

Bei der Wehrmacht bekamen wir an bestimmten Tagen Frontkämpferpäckchen. Die enthielten Verschiedenes, z.B. u. a. Schokolade und Zigaretten. Bei all denen von uns, die noch nicht 18 waren, wurden die Zigaretten herausgenommen. Die rauchten dann die älteren Vorgesetzten. Das war wegen des Jugendschutzes! Uns war nicht der Rauchertod, sondern nur der fürs Vaterland vorbehalten. Zu Letzterem waren wir alt genug. Im Übrigen, an Lungenkrebs ist in unserer Kompanie niemand gestorben!

Etwa eine Stunde später langte mein Vater in unserer Wohnung an. Er war noch in voller Kriegsbemalung mit sämtlichen in zwei Weltkriegen und dazwischen als treuer deutscher Staatsbeamter erworbenen Orden. Aber auch er konnte mir nicht mehr sagen, wie spät es ist. Schließlich kam er direkt aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft! Im Gegensatz zu uns zweien besaß meine Mutter noch all ihre Uhren. Natürlich hatten auch an ihre Tür Rotarmisten „geklopft“ und eine Uhr verlangt. Sie hatte die Herrschaften eintreten lassen und in unser Wohnzimmer geführt. Dort stand eine etwa zwei Meter hohe Standuhr mit Gewichten zum Aufziehen. Aber die Soldaten verabscheuten dieses Uhrenmodell. Irgendetwas russisch fluchend, gingen sie von dannen. Meine Mutter verstand kein Russisch. Sonst hätte sie ihnen eine Reformante erteilt und wie die Hauptdarstellerin in Lehars Lustiger Witwe gesungen: Ich bin eine anständige Frau! Ich weiß, dass nicht jeder Mensch, der mit Rotarmisten zusammentraf, immer so glimpflich davonkam wie unsere Familie. Das war überhaupt schlimm und für die Betroffenen speziell. Es hat nur Antisowjetismus genährt. Aber angesichts dessen, was deutsche Soldaten in der Sowjetunion angerichtet hatten, war das von Sowjetmenschen im Mai 1945 Vollbrachte zwar schlimm, aber im Prinzip eine Kleinigkeit!.

Natürlich hatte meine Mutter während des Krieges auch noch etwas anderes vollbracht, als nur „Uhrenorganisierer“ zu vertreiben. Ihr war es nämlich zu verdanken, dass unsere Familie beim Kriegsende schuldenfrei war. Bei Kriegsbeginn hatte unsere Familie etwa eine Schuldenlast von wahrscheinlich an die 300 RM zu tragen. Das war bei dem Monatsgehalt meines Vaters als Justizwachtmeister sehr, sehr viel. Bei seiner zweiten Einberufung zur Wehrmacht war er Stabsfeldwebel geworden. Dieser Militärdienstgrad wurde besser bezahlt als Justizwachtmeister. Also wechselte er in die Gehaltslisten der Armee. Dazu machte meine Mutter Handarbeiten für die Leute, natürlich wieder schwarz! Das Geld wurde in erster Linie zur Schuldentilgung genommen. Außerdem erhielten wir Kinder ein gebrauchtes Klavier für 250 RM, und ich besaß dazu noch ein 32-bässiges Akkordeon (Schifferklavier). Trotzdem weigere ich mich zu erklären, dass meine Eltern Kriegsgewinnler gewesen wären!

Mein Mitheimkehrer und Freund wollte mich eigentlich zum Geburtstag besuchen. Er kam nicht. Ich fand das nicht weiter schlimm. Einige Tage später schickte mich meine Mutter, Kartoffeln einkaufen. Bei unserem Grünwarenhändler stand eine Respekt einflößende Schlange, nur Kartoffeln waren noch nicht geliefert. So eine Schlange ersetzte unter anderem die örtliche Tageszeitung. Um mich herum tratschten die Leute, das angeblich Neueste vom Tage. So erfuhr ich beiläufig, dass ich bei meiner Rückkehr als Hitlerjugend-Führer von den Russen sofort erschossen worden sei. Ich protestierte dagegen, aber der durch meinen Widerspruch auch noch aufgebrachte Quatschkopf behauptete, das aus sicherer Quelle genau

zu wissen. Irgendjemand der Kartoffelkäufer in spe, der mich kannte, bestätigte schließlich allen Schlangenmitgliedern, dass ich ich sei. Trotzdem glaube ich nicht, dass der dumm quatschende Idiot sich geändert hat. Für mich war die Affäre letztlich ein Motiv mehr, meine Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und Antisowjetismus weiter zu intensivieren, und bald stimmte ich Thomas Mann zu, der einmal sagte: Der Antikommunismus ist die Grundtorheit unserer Epoche! Als ich Tage später meinen Freund besuchte und an der Türe klingelte, sagte er beim Öffnen nur: „Was, du lebst?“

Bald war Pfingsten. Die Dresdner Bevölkerung wurde von der Kommandantur aufgerufen, sich registrieren zu lassen. Wer es versäumte, das zu tun, dem wurden Strafen angedroht! Natürlich strömte alles zu den entsprechenden Stellen. Wer wollte schon bei der Ernährung eine Reise nach Sibirien machen? Mein Vater und ich nahmen alle Familienpapiere, ließen meine Schwester und Mutter zu Hause und marschierten zur Leutewitzer Volksschule, wo sich die sowjetische Meldestelle befand. Inzwischen waren wir ja Schlangen gewöhnt. Aber so viele Menschen auf einem Haufen hatten wir lange nicht gesehen. Wir rechneten mit 12 Stunden Wartezeit.

Ab und zu kam ein sowjetischer Posten, blieb bei uns stehen, um zu fragen: „Kamerad, du nicht hier stehen, du rabotschi, rabotschi. Dann schneller!“- Irgendjemand wusste, dass dieses Wort Arbeiten hieß. Natürlich hatten die Umstehenden inzwischen Nationalstolz und sonnten sich in ihrer Arbeitsverweigerungstaktik. Nach zehnminütigem Denken sagte ich meinem Vater: „Wenn der wiederkommt, gehe ich mit“. Gesagt, getan, von giftigen Blicken der Umstehenden als Verräter gekennzeichnet, folgten wir dem Vertreter der Besatzungsmacht. Er führte uns in ein Klassenzimmer, in dem wüst durcheinander nagelneue Blasinstrumente lagen. Man konnte damit einen ganzen Militärmusikzug gründen. Wer weiß, wo sie dieses Instrumentarium „gefunden“ hatten. Wir ordneten dieselben und gaben jedem Instrument fein säuberlich einen Platz. Dann kamen wir auf die Idee, einmal ein solches Instrument auszuprobieren. Wir ließen Töne ertönen. Gleich kamen ein paar Russen, die machten mit. Nach ein paar Minuten fragte uns einer: „Was du hier machen und wollen.“ Mit Händen und Füßen erklärten wir unser Anliegen. Daraufhin nahm er unsere Papiere, ging in ein Zimmer, kam nach 5 Minuten zurück und sagte: „Fertig, ihr nach Hause.“ Natürlich ließen wir uns das nicht zweimal sagen. Die „nationalbewussten“ Deutschen vor der Schule staunten nicht schlecht, und wir hatten begriffen, welche Achtung die Sowjetgesellschaft an sich einem Arbeitenden entgegenbringt

Es sollte noch besser kommen. Obwohl Dresden als offene Stadt deklariert worden war, wurden im Zentrum trotzdem alle Elbbrücken in die Luft gesprengt. Nun mussten diese unter sowjetischem Kommando von der Bevölkerung wieder aufgebaut werden. An einem Tag musste unser Stadtteil zum Brückenbau 10 000 Arbeitskräfte stellen. Auf den Elbwiesen wurden die Anwesenden zunächst gezählt. Wie ich sah, wurde irgend jemand, als das Zählen begann, nicht genommen und weggeschickt. Ich sagte das meinem neben mir stehenden Vater. Der aber stellte sich fest wie eine deutsche Eiche hin. Ich dagegen war plötzlich klein und zierlich. „Du, maltschik, (was Knabe heißt damoi!) Geh nach Hause!“ Ich sagte Tschüss und ging, wie von der Besatzungsmacht geheißenen.

Meine Mutter machte mir schwere Vorwürfe, weil ich allein kam. Der Vater kam nicht. Es wurde um 5, um 6, um 7, um 8. Gegen 9 Uhr fuhr ein Jeep vor. Ein Offizier begleitete meinen Vater noch bis zur Haustür, gab ihm noch eine Speckseite und ein Brot und sagte. „Ich morgen 7 Uhr wiederkommen, dich holen!“ Was war geschehen, als ich weg war. Zunächst hatte man Arbeitskolonnen eingeteilt für alles Mögliche. Dann wurde Holz gefällt, geholt und zugerichtet. Dann wurde damit die Augustusbrücke gebaut. Einige sowjetische

Pionierrekruten hatten damit Schwierigkeiten. Mein Vater ging zu ihnen und zeigte ihnen, wie er es von 1914 bis 1918 als gelernter königlich sächsischer Pionier an der Marne usw. in Frankreich gemacht hatte. Ein sowjetischer Pionieroffizier begutachtete sein Werk und sagte: „O, du Spezialist! Du Natschalnik. Zeigen Menschen, wie machen!“ So kommandierte mein alter Herr Minuten später eine gemischte deutsch- sowjetische Arbeitsbrigade. Mutter hörte aufmerksam zu und schickte meinen Vater am nächsten Tag pünktlich vor die Haustür.

Das Leben ging seinen Lauf. Wer Leben wollte, musste arbeiten! Bald hatte die Kommandantur der Roten Armee Plakate in der Stadt Dresden angebracht, auf denen stand, wer welche und wie viel Lebensmittel auf die neuen Lebensmittelkarten bekommen sollte. Ich studierte und stellte fest, dass die ganze Bevölkerung in Gruppen eingeteilt wurde. Am besten gestellt waren danach die Schwerstarbeiter, zu denen zu meiner Überraschung z.B. auch Universitätsprofessoren gezählt wurden. Dann folgten Schwerarbeiter, zu denen auch Pfarrer, Ärzte usw. gezählt wurden. Die Lehrer hatten eine Arbeiterkarte, die Angestellten erhielten eine Angestelltenkarte, den Kindern stand eine Kinderkarte zu und der nicht arbeitenden Bevölkerung eine Karte für nichtarbeitende Menschen. Die Rationierung, die auf dieser Karte garantiert war, war wirklich beschissen! Wie immer bis dahin in der deutschen Geschichte waren die Hausfrauen besonders angeschmiert. Aber irgendwie imponierte mir, dass auch Faulheit mit diesem System bestraft werden sollte. Außerdem, die Sowjets besaßen 1945 ja nicht überflüssige Mengen von Nahrungsmitteln, sondern das ganze Land darbt auch mindestens so wie die Masse der Menschen in Deutschland...

So in meinem Denken programmiert, ging ich aufs Arbeitsamt. Dort bekam ich einen Arbeitsplatz zugewiesen. Ab sofort arbeitete ich bei der Baufirma Weisse und Freytag und reparierte im Dresdner Schweizer Viertel Gas- und Wasserleitungen. Mir fiel die Arbeit verdammt schwer. Um 7 begann die Qual, um 17 Uhr war ich zu Hause, legte mich ins Bett und schlief bis 6. Als ich einmal die Wohnungstür öffnete, sagte meine Mutter: „Du hast Besuch!“ Ich sah einen ehemaligen hauptamtlichen HJ- Führer. Zunächst brachte er mir unerhebliche Grüße von Menschen, die mir inzwischen bestenfalls zum Halse heraushingen. Und dann machte er Andeutungen über den Aufbau einer Art Widerstandsorganisation gegen die Rote Armee. Ich machte unsere Wohnungstür auf und bat ihn, mich nie wieder aufzusuchen: Das blieb kein Einzelfall. Noch drei- oder viermal ist mir Ähnliches passiert. Mir war das ein Grund mehr, mich dem antifaschistischen Jugendausschuss anzuschließen. So baute ich mit die FDJ auf und wurde auch 1946 der erste FDJ- Vorsitzende in unserem Stadtteil. Ein Jahr vorher war ich dort noch HJ (DJ)- Führer gewesen.

Eine neue große Bewährung kam für unsere FDJ- Gruppe mit dem Weihnachten 1946. Wir wollten etwas Gutes tun, aber was? Instinktiv, ohne ihn selbst, geschweige noch den folgenden Ausspruch von Erich Kästner zu kennen, der da heißt: „Es gibt nichts Gutes, außer man tut es!“ beschlossen wir, eine Weihnachtsfeier für Waisenkinder zu gestalten. Bedingung: die Kinder mussten alle jünger als 10 Jahre sein.

So außergewöhnlich war das nun wiederum nicht, da die noch 1945 neu gegründete soziale Hilfsorganisation Volksolidarität damals in Dresden Weihnachtfeiern für alle Kinder bis 14 Jahre organisierte. Dort erhielten dieselben ein, so bescheiden es auch immer ausfallen würde, Weihnachtsgeschenk Die Volkssolidarität trat uns 30 Kinder ab. Wir gingen ans Werk. Ein Teil sammelte Geschenke, andere bastelten welche. Der Höhepunkt unseres Geschenkbasars war eine kleine Puppenstube. Wir hatten sie mit allem Drum und Dran, natürlich auch mit Möbeln und Gardinen, ausstaffiert. Wir wussten auch von Anfang an, welchem Kind wir sie übergeben wollten. Bedacht wurde ein Mädchen, das während der Bombenangriffe im

Februar 1945 nicht nur einen Arm, sondern auch seine Eltern verloren hatte. Sir war Vollwaise und hatte eine neue Mutter, die wiederum ihren Mann im Kriege verloren hatte.

Schließlich war uns klar, dass wir nicht nur eine Geschenküberreichung, sondern eine richtige Weihnachtsfeier mit den Kindern und ihren mit eingeladenen Eltern durchführen mussten. Jeder wollte mittun. Ich bekam den heiklen Auftrag, die Ehrengäste einzuladen. Dieses war deshalb nicht unkompliziert, weil diese Sorte von Teilnehmern begreifen musste, dass sie zwar kommen, aber nicht unbedingt reden sollten. Ich übernahm auch die Einladung des evangelischen und katholischen Pfarrers in unserem Stadtteil. Sie nahmen die Einladung an, sind auch gekommen und waren tief gerührt. Einer von beiden hat auch in einer dreiminütigen Ansprache schöne treffende Worte gefunden. Aber das Hauptreferat in Gestalt einer Lesung aus dem Lukas Evangelium hielt eine 17jährige FDJlerin, die Freia Volkmann. Sie hat es in ihrem Leben bis zu einem stellvertretenden Minister der DDR gebracht. Ich habe nie wieder so die Wahrheit des Satzes „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen“ empfunden, wie an jenem Nachmittag. Dass der Satz wahr ist und nicht nur für die Mitglieder einer Religionsgemeinschaft, sondern für alle Menschen gilt, hatten auch die Jugendlichen unserer Gruppe begriffen, die sich anfangs etwas gegen diesen Tagesordnungspunkt sträubten.

Natürlich hatten wir noch etwas mehr zu bieten. Jedes Kind erhielt irgendein Stück Weihnachtgebäck. Aus beschlagnahmten Spekulationsbeständen hatten wir weiterhin für jedes Kind zwei Büchsen Grützwurst vom Rat der Stadt erhalten. Noch mehr als die Kinder selber freuten sich darüber die mitgekommenen Eltern. Es war zwar keine Gans in den Dosen, aber es hat allen Beschenkten geschmeckt!

Eines Tages, es war noch 1945, erhielt ich ein Schreiben, in dem stand, dass ich als ehemaliger Kriegsverbrecher, weil HJ-Führer, am X.X. XXXX mich zu einer Umschulung einzufinden habe. Ich ging hin. Der die Schulung leitete, hieß Max und war Mitglied der SS gewesen. Irgendwie erfuhr das die zuständige Stadtteilkommandantur. Darauf schickten sie einen Deutsch sprechenden Offizier, eigentlich einen Studenten. Er erzählte uns von seinem Leben und seiner Weltanschauung. Wir waren begeistert. Ungefähr dreimal war er bei uns. Die Quintessenz, die ich für mich zog, war: So wenig, wie meine Mutter ein Kriegsgewinnler war, war ich ein Kriegsverbrecher!

Im Übrigen blieb Max, so hieß der achtzehnjährige SS-Mann, in unserer Mitte. Er war einer von den armen Schweinen gewesen, die dem Druck der „Freiwilligenwerber“ nicht widerstanden hatten. Er arbeitete sowohl im Antifa-Jugendausschuss als auch später in der FDJ weiter mit.

Nie vergessen werde ich die Veranstaltung zur Gründung der Freien Deutschen Jugend in Dresden. Gigs und Gags hielten dort Reden. Nun ja, man hörte den Rednern zu, vielleicht? Sicher meinten sie es gut mit uns anwesenden Jugendlichen. Wer was gesagt hatte, wusste ich schon Stunden später nicht mehr. Aber etwas vergesse ich nicht: Der Chor, der die Feierstunde umrahmte, war kein anderer als der Dresdner Kreuzchor unter der Leitung von Kreuzkantor Rudolf Mauersberger.

Seit der Zerschlagung Hitlerdeutschlands durch die Alliierten verfolgte ich mit großer Begeisterung den beginnenden Neuaufbau. In der ersten Nummer, der seit Oktober 1945 erscheinenden Zeitschrift der Dresdner Theater, hatte der damalige Generalintendant geschrieben:

„Mein Demokrat, mein Kommunist,
Wenn heilige Liebe in euch ist
Und ihr den Tempel haltet frei
Von Meinungsstreiten und Partei –
Sei auch der Weg noch lang,
ist mir ums Ziel nicht bang.

Erich Ponto“

Erich Ponto hatte mich schon jahrelang fasziniert. Auch seinetwegen hatte ich einmal die Schule geschwänzt und mir stattdessen die Feuerzangenbowle im Capitol in der Waisenhausstraße angesehen. Als dann der Reichspropagandaminister Dr. Josef Goebbels im Berliner Sportpalast den Totalen Krieg verkündet hatte und alle Theater schließen mussten, war das Erlebnis Theater sehr eingeschränkt. Nur noch selten öffneten sich zu Sonderveranstaltungen stundenweise deren Türen. In einer solchen Veranstaltung las Erich Ponto einmal den Reinecke Fuchs vor der Hitlerjugend. Die Bühne im Schauspielhaus war erleuchtet, nur ein kleiner Tisch und ein Stuhl standen dort. Er kam, wir begrüßten ihn. Er dankte und nahm den Stuhl, um sich darauf zu setzen. Wie auf ein Kommando ertönte ein 1200-stimmiger Sprechchor: „Sötzen Se söch!“

Erich Ponto schaute verschmitzt lächelnd hoch und antwortete mit dem Zeigefinger drohend: „Öhr Flöget“! Prof. Schnauz – so heißt er in der Feuerzangenbowle – hatte gesiegt und bescherte uns einen wunderbaren Vormittag.

Die Dresdner Theater spielten noch 1945 wieder, im Kurhaus Bühlau, in der Tonhalle, dem heutigen Kleinen Haus, und an weiteren Orten. Unvergesslich bleibt mir Pontos Verkörperung von Lessings Nathan dem Weisen. Wie er uns, seinen Zuschauern, damals in der Reichskrone in Obergorbitz die Ringparabel unmissverständlich nahebrachte, bleibt unvergesslich. Nein, Dresden war nicht tot, Dresden lebte! Das hatten weder die Nazis mit dem von ihnen angezettelten Krieg, noch die Engländer und Amerikaner mit ihren Bombardements geschafft. Und die Russen? Die begannen und verordneten den Wiederaufbau. Joseph Keilberth wurde Chef der Wunderharfe. Die Reichelt, die Weidlich, die Trötzschel, die Goltz, der Frick, der Böhme, der Pflanzl, der Aldenhoff, Josef Hermann und wer sonst noch alles, sangen wieder. Letzteren als Figaro zu erleben, machte Träume wahr. Jawohl: „Will der Herr Graf ein Tänzchen wagen, solle er's nur sagen!“ Man schöpfte Mut!

Eigentlich war es von diesem Vers nur ein relativ kleiner Sprung zu jenem Lied, das Bertold Brecht 1949 der FDJ- Gruppe der Berliner Humboldtuniversität widmete, in dem es heißt:

Fort mit den Trümmern und was Neues hingebaut.
Um uns selber werden wir uns selber kümmern
und heraus gegen uns, wer sich traut!

Natürlich reizte mich die Trümmerwüste um mich herum ab und an zur Verzweiflung. Dennoch, es bäumte sich in mir etwas auf, das der Stimmung ähnelte, von der Karl Liebnecht befangen gewesen sein musste, als er seinen letzten Artikel schrieb und diesen mit den Worten beendete: Trotz alledem! Im Übrigen kannte ich damals von Liebnecht, außer seinen Namen, überhaupt nichts.

Wie sollte es nun mit mir weitergehen. Ich entschloss mich, weiter die Schule zu besuchen und das Abitur zu machen. Was ich werden wollte, hätte ich auf Befragen nicht sagen können.

Eigentlich wollte ich mich nur einmal umsehen, was die Schule noch so treibt. Als ich dort ankam, hörte ich: Die Schule wird instand gesetzt und die Luftschutzbefestigungen müssen beseitigt werden. Arbeitskräfte wurden gesucht. Nach der Bezahlung hatte ich mich nicht erkundigt, als ich sagte, ich wollte mitarbeiten. Eine solche war auch nicht vorgesehen.

Nun ja, wie trug ich dazu bei, dass unsere Familie sich ernähren konnte. Nebenbei beherrschte ich noch Musikinstrumente. Mit der Tuba ließ sich damals kein Geld verdienen. Aber ich konnte ja noch etwas Klavier und Akkordeon spielen. Ich weiß nicht, ob mit den heutigen Maßstäben gemessen die Bezeichnung „spielen“ vielleicht nicht schon eine Hochstapelei ist? Sicher hätte ich jeden Saal leer gespielt. Dennoch erhielt ich eine Einladung, in einer Tanzkapelle mitzuspielen. Am Wochenende spielte ich mit ein paar Freunden zum Jugendtanz im damaligen FDJ- Heim Ruderclub, im Volkshaus oder im Luftbad an der Hebbelstraße auf. Wir bespielten auch Betriebsfeste der Fleischerinnung und des Bäckergewerbes. Einmal hörte uns ein Sowjetsoldat, und von da an spielten wir auch in unserer Stadtteilkommandantur zum Tanze auf.

Man feierte dort monatelang den Sieg. Die Bezahlung war sehr günstig. Sie bestand aus 100 Mark alliiertes Besatzungsgeld und einem Brot. Eine Speckseite hatte ich mir in der Küche noch dazu geklaut. Ich zog die Stifte von meinem Akkordeonblasebalg, legte die Speckseite in den Balg und machte den Balg wieder zu. Wir passierten beim Heimgehen die militärische Absicherung problemlos. Natürlich gab es auch Tage, wo wir nichts verdienten. Aber wie es so ist im Leben, man merkt sich besonders gern die Erfolge.

Wochentags arbeitete ich wieder in der Schule. Mit dem Alten, Dr. Fritz Reuter, war ich sozusagen ein TEAM. Eines Tages sagte er mir, dass Rolf wieder gekommen sei. Er war in französischer Kriegsgefangenschaft. Der Alte machte sich Sorgen um ihn, da Rolf es ablehnte, das Abitur zu machen. Ich versprach Hilfe und tauchte am nächsten Tag in der Notwohnung der Reuters auf.

Auch mir erzählte Rolf seine Begründung. Als er fertig war, sagte ich ihm: „Du bist ein großes Kamel. Natürlich machst du das Abitur und bis dahin nebenbei Tanzmusik. Guck nicht so blöd“, sagte ich oder irgendwie ähnlich, „natürlich weiß ich, dass du lieber Bach in der Kirche spielen würdest, ich im Übrigen auch. Sicher wirst du das auch wieder einmal machen. Nur bis dahin musst du vor allem leben. Von der Kollekte kannst du das nicht. Außerdem ist die sicher schon anderweitig verbucht.“ Ich besorgte ihm Noten, und er fing in einer der damals in Dresden unter Jugendlichen als sehr gut angesehenen Tanzkapelle an. Sie spielte im Z bleibt Z in Zschertnitz täglich. Im Oktober begann die Schule wieder, und Rolf machte nach einem Jahr im Sonderkurs für Heimkehrer das Abitur.

Noch ein Thema, das mich stark berührte, spielte in einer unserer ersten Unterhaltungen eine später noch nachwirkende Rolle. Als Rolf 1944 zum Militär einberufen wurde, war uns eigentlich völlig gleichgültig, was wir über Gott, den Führer und die Welt dachten. Wir hatten Vorträge gehört, dass unser Glaube Deutschland wäre. Nun gut, wir hatten es vernommen. Damit anfangen konnten wir nichts. Nun gestand mir Rolf, dass er sich zum strengen gläubigen Christen gewandelt habe und sich zu Gott bekenne. Als entscheidende Ursache sah er Kriegserlebnisse.

„Und was bist du?“ fragte er mich nach diesem Geständnis. Ehrlich, ich hatte noch nicht, mit dem Ziel, mich selbst zu definieren, über mich nachgedacht. „Ich weiß nicht, vielleicht bin ich auf dem Weg zum Kommunisten“, antwortete ich zögernd. Von der Kirche habe ich jedenfalls die Nase voll, seitdem mir ein entsprechender Fanatiker allen Ernstes noch in der

Nacht vom 13. zum 14. Februar 1945 die tobenden Luftangriffe als Prüfung Gottes verkaufen wollte.

Auch den Alten zog es nach relativ kurzer Zeit an einen anderen Arbeitsplatz. Schuld daran war natürlich wieder einmal höchstwahrscheinlich aus Versehen ich. Die Sache war so. Mein Vater war eine Zeit lang Bauhilfsarbeiter. Dann ist er wieder einmal aufs Arbeitsamt gegangen, um sich nach irgendetwas anderem umzutun. Er hatte dort einen Fragebogen bekommen und sollte den ausgefüllt wieder mitbringen. Da saß er dann zu Hause am Küchentisch und wusste plötzlich nicht, was er unter der Rubrik „Beruf“ hinschreiben sollte. Ich sah mir den Bogen an und kreuzte an: Fachschulabsolvent– Fachschulstudium Musik. (Stadtpeifenstudium war nicht gesondert ausgewiesen!) Er war sichtlich gerührt, fragte mich dreimal, ob das mein Ernst sei. Ihm wäre nie in den Sinn gekommen, dass er in seinem Leben einmal studiert hatte. Dann tat er, wie geheißen und ging auf das Amt. Er wurde sofort vermittelt und zwar an die soeben gegründete Volksoper Dresden– Plauen, die heutigen Landesbühnen Sachsen. Er war das erste dort registrierte Orchestermitglied und wurde für Tuba und Streichbass engagiert! Nun hatte er jeden Tag Probe und verhalf als erstes einer völlig neu komponierten Operette mit dem Titel: „Herz immer Trumpf“ zu einem damals brauchbaren Erfolg.

Davon hatte ich dem Alten erzählt, und der ging dann auch an das entstehende Theater, sprach vor und kam als Musiktheaterdramaturg wieder heraus. Das Ensemble hat gute Leistungen vollbracht. Später war dort Hans- Hendrik Wehding der musikalische Chef. Den bekannten Schauspieler Horst Schultze erlebte ich in der Volksoper als Baron im Vogelhändler und Lisa Otto, die später Mitglied der Sächsischen Staatsoper wurde und einige Male in Mailand gastierte. Sie war die beste Christel von der Post, die ich je erlebt habe. Auch eine neue Oper, ein „Funken Liebe“, aus der Feder unseres Alten, erlebte dort ihre Welturaufführung..

Eine Hand voll von Musikern der Staatskapelle, die in der Nazizeit eine z.B. nicht akzeptable Position in der Buschaffäre bezogen hatten, (Fritz Busch war 1933 Chef der Oper,) an der Spitze der ehemalige Solopauker der Staatskapelle, Heinrich Knauer, fanden auch in dem Orchester eine neue Heimat. (Bei einem Empfang, den der letzte sächsische König einmal gab und an dem auch damalige Hofkapellmitglieder teilnahmen, hatte Friedrich August III. Knauer gefragt, ob er wohl traurig sei, dass er auf seiner Pauke nur Bum machen könnte? Da antwortete der Angesprochene: „Moment, Majestät“, und paukte ihm aus dem hohlen Hut den 2. Satz aus Haydns Kaiserquartett, heute noch mehr bekannt als Nationalhymne der Bundesrepublik, vor!) Musik vom Feinsten stand bei ihnen nach wie vor im Angebot.

In unserer Schule, der Staatlichen Oberschule Dresden– Plauen, war nach dem 8. Mai 1945 ein Internat eingerichtet worden. Noch bevor in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands offiziell der Schulunterricht begann, fand dort der Kreuzchor ein neues Zuhause. Die sowjetische Militärregierung hatte dem Kreuzchor diese Ausnahmegenehmigung erteilt, damit der Chor einerseits seinen sakralen Verpflichtungen nachkommen und sich auch sonst im neu formierenden Kulturleben engagieren konnte. Auch in der Sowjetunion waren Kreuz- und Thomanerchor offensichtlich ein Begriff.

Anfang August kam Rudolf Mauersberger einmal zu mir. Ich war inzwischen zu so etwas wie einem Vorarbeiter avanciert. Er fragte mich, ob ich ihm für die erste Nachkriegsvesper, die in der Ruine der zerstörten Kreuzkirche stattfinden würde, ein paar Schüler, etwa sechs würden reichen, besorgen könnte. Sie seien nötig, weil die Elektrik des Glockengeläutes zerstört sei. Ich sagte zu. Etwa 10 Minuten, bevor der erste Glockenton erklingen sollte, mussten wir die Glocken in Schwingung versetzen. Alle waren pünktlich zur Stelle. Der Kreuzkantor Rudolf

Mauersberger kam auch auf den halb zerstörten Turm geklettert, zog seine Taschenuhr aus dem Jackett und gab uns das Zeichen zum Beginn. Alles klappte wie am Schnürchen. Vorn am Altarraumstand stand ein Harmonium. Auf ihm lagen 14 Kreuzschulgymnasiums-Schülermützen. So viele Kreuzchormitglieder waren in der Nacht vom 13. zum 14. Februar in der damals völlig zerstörten Kreuzschule ums Leben gekommen.

Der Chor stand nahe bei diesem Instrument. Unter ihnen sicher der damals an die 10 Jahre alte Peter Schreier. Ob Theo Adam auch mitsang, weiß ich nicht sicher. Sein Lebenslauf könnte, weil er wohl Jahrgang 26 oder 27 ist, um 1945 etwas anders verlaufen sein. Oben, auf den Resten der Orgelempore, saß auf irgendeinem Trümmerstück der aus dem Kirchendienst wegen Zugehörigkeit zur SA entlassene Kreuzorganist Herbert Collum. Er war einer der international bedeutendsten Repräsentanten einer Reihe von Leipziger Straubeschülern zusammen mit Günter Ramin und anderen. (Irgendwie gehörte auch unser Alter dazu!) Wann wird sich die Kirchengeschichte einmal dieser Tragik stellen und Position dazu beziehen? Und dann sollte man nicht vergessen, dass die beiden Knabenchöre in Dresden und Leipzig in der Sowjetischen Besatzungszone als erste den Unterricht aufnehmen durften und nicht etwa eine Sonderschule, wo kommunistische Emigrantenkinder Gegenstand der pädagogischen Exerziten waren.

Nach der Vesper luden wir noch das Harmonium auf einen Handwagen und brachten es unter Führung von Rudolf Mauersberger in die relativ gering zerstörte Annenkirche. Resümee: Dresden lebte wieder. Es gab ab sofort Kreuzchorvespern! Im Übrigen war es in der Sowjetischen Besatzungszone nichts Außergewöhnliches, dass das Kulturleben vielerorts in Kirchen begann. Zum Beispiel erklang im ersten Konzert in Freiberg nach dem 8. Mai 1945 die große Silbermannorgel im Dom.

Ich glaube, es war der erste Oktober 1945, als die Schule wieder begann. Es hatte sich so manches verändert. In unserer Schule gab es jetzt zwei Schulen, eine Oberschule für Jungen und eine für Mädchen. Wenn die Jungenschule vormittags Unterricht hatte, dann hatten nachmittags die Mädchen in denselben Zimmern ihre Lehrer zu ertragen. Eine Woche später war es umgekehrt. Diese „Neuorganisation“ des Schulwesens in Dresden war eine logische Folge der Auswirkungen der Bombenangriffe. Alle Oberschulen und Gymnasien im Stadtzentrum waren zerstört, und so musste man die in den Außenbezirken gelegenen doppelt nutzen.

Weitaus tief greifender waren die Veränderungen im Lehrerkollegium. Alle Lehrer, die Mitglied der NSDAP waren, durften aufgrund der verbindlichen Kontrollratsgesetzgebung nicht mehr unterrichten. Neuer Rektor wurde Studienrat Schwärig, der einst ungewollt Ziel meines Stuhlwurfes geworden war. Zudem war er bis 1933 Mitglied der Freimaurerloge in Dresden gewesen. Das verbaute ihm, selbst wenn er gewollt hätte, den Weg in die NSDAP. Übrig geblieben vom alten Stamm waren so nur die Nichtparteigenossen. Die aufgrund dieser politischen Reinigung entstandenen vakanten Plätze waren durch einige normale Neuzugänge und vor allem durch Neulehrer besetzt worden. Wir Schüler waren auf unsere Art sehr gespannt, was bei dieser Umgruppierung für uns herauskommen würde. Natürlich gab es besonders in Hinsicht auf die Neulehrer unter uns Pessimisten und Optimisten, außerdem auch eine Fraktion, die alles besser wussten und anders gemacht hätten.

Ich hatte damals und habe dazu bis heute folgende Meinung:

1. Lehrer kann man nicht lernen. Lehrer ist man, oder man ist es nicht- zumindest zu 90 Prozent. 10 Prozent kann man vielleicht noch dazu studieren. Unter den Lehrern, die uns bis

1945 unterrichteten, gab es sowohl solche, die uns mitrissen, als auch solche, für die die Bezeichnung „Kamel“ noch geschmeichelt ist. Im Übrigen fand ich mich in meiner Meinung bestätigt, als ich ab 1948 an der Leipziger Universität versuchte, Lehrer zu werden. Die Pädagogik- Vorlesungen waren die grässlichsten. Keiner der diesbezüglichen Professoren hätte in unserer Klasse bestanden! Natürlich gab es Ausnahmen, wie den alten Riemann. Dieser hatte, so geisterte eine Erzählung unter den Studenten, einmal in einer Prüfung einen Kandidaten gefragt: „Was machen Sie denn, wenn Sie während der Unterrichtsstunde von einem Schüler in den Arsch gekniffen werden?“ Wie aus der Pistole geschossen, kam die Antwort: „Ich haue ihm mindestens eine in die Fresse!“ – „Sehr gut“, meinte Riemann, „doch sehen Sie zu, dass nur ich das erfahre und nicht die zuständige Schulbehörde.“

Auch der alte Menzel war mir unvergesslich. Er las Geschichte der Pädagogik und war, als er jung war, Lehrer an einer zweiklassigen Schule im Thüringer Wald gewesen.

2. Sicher hatten auch manche der Neulehrer ihre pädagogischen Fähigkeiten überschätzt.

3. Aber ich habe unter dieser Gruppe von Pädagogen Menschen kennen gelernt, die geradezu fantastisch waren. Ganz besonders verehere ich von ihnen Curt Guratsch. Er gab bei uns Deutsch, Latein und Geschichte. Auf unseren Wunsch hin hielt er uns auch eine Einführung in die Philosophie. Er bezog auch Friedrich Nietzsche in seine Darstellung ein. Er zeigte uns die Seite des Menschen Nietsche, die damals nicht in der Zeitung stand. Mich stimmte vor allem der Ausspruch Nietsches nachdenklich, der da heißt: „Seitdem ich die Menschen kenne, liebe ich die Tiere“. Vor 1933 war Guratsch Journalist gewesen.

4. Natürlich waren auch die Schüler in einer anderen Qualität wieder zur Schule zurückgekehrt. Sie waren zum Teil Luftwaffenhelfer oder gar Soldaten gewesen. So etwas zeigt Wirkung. Genau genommen ging es unseren Lehrern im Prinzip so ähnlich wie meiner Mutter, als sie mich am 9. 5. auf dem Balkon die erste Zigarette rauchen sah.

Es war im Mai oder Juni 1947, als Curt Guratsch tief bewegt unser Klassenzimmer betrat und sagte: „Dresden hat wieder eine Krone, ein Zentrum. Als heute die Straßenbahnlinie 11 aus der Ostra- Allee auf den Postplatz bog, sah ich das wiedererrichtete Kronentor des Zwingers. Eine Krone fasziniert wieder und krönt über den Trümmern die Stadt! Ist das nicht toll?“

Heute verstehe ich Guratsch – Spitzname Pibo - noch besser als damals. Er nahm mir mit seinen Worten das vorweg, was ich später einmal empfand, als ich zum ersten Mal die Anfangstakte von Schostakowitschs Siegesinfonie hörte. Der Neubeginn war kein Verdischer Triumphmarsch a la Aida. Er war verdammt mühselig! Dem Stalin hatte solch eine Sicht des Neubeginns überhaupt nicht gepasst. Zum Glück kannte letzterer Pibo nicht. Aber ähnlich unserem Pibo sah die Situation in Dresden die dort stationierte Führung der Sowjetarmee. Ihr nämlich kommt ein entscheidender Verdienst für die Art und Weise des Neubeginns in der Stadt zu. Die sowjetische Besatzungsmacht befahl, Dresden wieder aufzubauen. Damit zeigten sie all denjenigen die rote Karte, die de facto zwar an der Stelle Dresdens etwas bauen wollten, das beim näheren Hinsehen mit Dresden wenig zu tun hatte.

Fritz Löffler, Hans Nadler, Hubert Ermisch und andere gingen ans Werk. Dem Zwinger, der Hofkirche, dem Schloss und natürlich der Frauenkirche und noch manch anderem Gebäude sprachen sie das Recht ab, auf Dauer als Ruine herumzuliegen. In der Nähe der Ruine des Stadtpavillons vom Zwinger stand damals 1946 oder 47 ein Stand, an dem Lotterielose für den Aufbau der Frauenkirche verkauft wurden. Der damalige ev.- luth. Landesbischof Hahn hatte diese Lotterie initiiert und die Kommandantur der Sowjetarmee hatte diese als

amtierende Staatsmacht abgesegnet. Wie schrieb doch das Wurstblatt von Bildzeitung oft (zumindest sinngemäß!): In der Sowjetzone wird nur das gemacht, was die Russen wollen. O, hätten die Sowjets doch auch in Trizonesien etwas mehr Einfluss gehabt. A very big numbers of West-Cities would be to day more beautiful, than it is. Ich kaufte ein Los.

Siebenundfünfzig Jahre haben die Aufbauwilligen aller Schattierungen dann gekämpft, bis die Kirche wiedererstanden war. Es hat sich gelohnt, auch wenn heute die größten Pessimisten und Aufbaugegner von damals sich selbst ungefragt oft die meisten Verdienste beim Neuaufbau zusprechen. Dazu später mehr!

Wie sagte Goethe sinngemäß bei Valmy: Von hier aus beginnt eine neue Etappe der Weltgeschichte – und ich kann sagen, ich bin dabei gewesen!

Wir hatten alle Hände voll zu tun. Das betraf nicht nur die Schularbeiten. Es gab eine Reihe von Schulkameraden, deren Eltern plötzlich finanziell mittellos waren. Die Weiterführung der Schulausbildung war fraglich. Wir stemmten uns dagegen. Mit Künstlern der Staatsoper und Schauspielern des Staatsschauspiels setzten wir uns zusammen und organisierten Hilfskonzerte und andere Veranstaltungen. Natürlich nutzten wir dabei auch Verbindungen, die z.B. unser Pibo als altgedienter Journalist hatte. Sein Engagement machte uns klar, dass das Schlimme an Verbindungen ist, wenn man keine hat! Es wurden auf diese Weise doch beachtliche Summen „eingespühlt“. Einer ganzen Reihe von Schulkameraden und Schulkameradinnen konnte mit davon gezahlten Sonderstipendien geholfen werden.

Überhaupt gewann unter uns die Überzeugung immer mehr Raum, dass es sich um unsere Schule, damit um unsere Zukunft handele. Wenn wir später mal etwas werden wollten, dann erschien es uns gut, etwas mehr dafür zu tun, als nur zu Hause die geforderten Schularbeiten, sprich Hausaufgaben, zu machen. Im Winter 1946/47 war es wieder zeitweise knackig kalt. Die Schule hatte nicht mehr genug Koks und Kohle, um alle Klassenzimmer, wie nötig, zu beheizen. Es wurde versucht, wenigstens die Abiturklassen zu unterrichten. In einem Zimmer, wo es technologisch möglich war, wurde eine Art überdimensionaler Kanonenofen aufgestellt. Gesagt, getan, geschehen, nur dadurch wurde es noch nicht warm im Zimmer. Unser Primus Albrecht Koenitz, ich und noch ein paar andere sprachen uns ab, die nötige Wärme zu besorgen. Wir marschierten zum Verwaltungsbezirksrathaus und zum Forstamt in der Dresdner Heide und ließen uns ein paar Quadratmeter Wald oder eine Anzahl Bäume, so genau weiß ich es nicht mehr, zwecks Brennstoffgewinnung für ein provisorisches Klassenzimmer zuweisen. Der Tag unseres Holzfällereinsatzes kam heran. Ich lieh mir 6 Uhr früh einen einachsigen luftbereiften Hänger, den man an den letzten Wagen eines Straßenbahnzuges ankoppeln konnte. Beim Umsteigen auf dem Postplatz, der damals zwar zerstört, aber sinnvoller als Verkehrsknotenpunkt benutzbar war als heute, arbeiteten wir dann wie routinierte Eisenbahnrangierer. Ehe wir unsere Bäume erreichten, mussten wir unseren Transporter noch ein Stück Waldweg entlang ziehen und schieben. Dann wurde unter Aufsicht gefällt und die Stämme schließlich in die für unseren Transportbehälter brauchbare Länge geschnitten. Gegen 17 00 Uhr waren wir auf dem Schulhof. unserer Penne. Die Klassenkameraden, die nicht mit in der Heide waren, mussten die nächsten Tage die Stämme weiter zerkleinern und schließlich Holz hacken.

Solche Aktivitäten führten uns schließlich auch zu dem Entschluss, an unserer Schule eine FDJ- Gruppe zu gründen. Erstaunt waren wir, als gegen diese unsere Absichten Proteste bei uns eingingen. Der erste kam vom Rektor der Mädchenoberschule. Die Mädchen müssten eine eigene Gruppe gründen, meinte er. Als wir den Protest in einer Schülerversammlung vortrugen, war der Jubel der Anwesenden mindestens so groß wie bei einer

Faschingsveranstaltung in Köln oder Mainz! „Wo lebt denn der?“ wurde gefragt. Für die Zukunft hatte er es in beiden Schulen weitgehend verschissen.

Durch diese pädagogische rektorale Glanzleistung beflügelt, traten einige der Schülerinnen und Schüler mehr der FDJ bei, als vorauszusehen war. Wir wählten auch die erste FDJ-Gruppenleitung. Ruth Nixdorf und ich übernahmen gleichberechtigt den Vorsitz.

Der zweite Protest war schlimmer. Er kam aus Kreisen hauptamtlich beschäftigter Mitarbeiter der SED- Kreisleitung. Dort waren eine Reihe Verantwortung tragender Genossen besorgt, dass die Oberschüler in der FDJ die führende Rolle der Arbeiterklasse, genauer gesagt der Arbeiterjugend in Frage stellen könnten. Wir ignorierten solche Bedenken und gründeten unsere Gruppe. Andere Oberschulen folgten uns. Aber die Sache mit der führenden Rolle der Arbeiterklasse sollte mich noch Jahrzehnte, eigentlich bis heute beschäftigen.

1947 stand dann das Abitur auf dem Programm. Mein letztes Versetzungszeugnis sah nicht berauschend aus. Es war eine Quittung für meine lange Zeit mit gesellschaftlicher Arbeit entschuldigter Faulheit. Das letzte Jahr sollte in dieser Hinsicht ganz anders verlaufen, und es verlief auch ganz anders! Den Beweis dafür lieferte die Abschlussfeier der Jungenschule. Ich glaube so an die 96 Jungen erhielten das Abiturientenzeugnis.

Irgendjemand hatte mir gesagt, dass die Zeugnisse in der Reihenfolge nach dem Leistungsprinzip ausgegeben werden würden. Das war mir sehr willkommen. Da wir am Vorabend unseren Mulusball hatten und ich kaum zum Schlafen gekommen war, richtete ich mich auf eine Ruhestunde ein. Plötzlich stieß mich mein hinter mir sitzender Vater in den Rücken und zischte: „Du bist dran!“. Es muss so der vierte bis sechste Platz, auf alle Fälle ein einstelliger Platz in der Vergabeliste, gewesen sein. Fußballfans würden heute dazu sagen, dass ich zwar nicht unbedingt der championsleague angehörte, doch einen Platz im Uefa-Cup hatte ich sicher. Rein statistisch war alles gut! Ich glaubte der Statistik, obwohl ich sie nicht selbst gefälscht hatte. Das konnte, so schwante mir, kann nicht alles sein. Meine Ahnungen sollten mich nicht trügen.

Was sich aber in dem Abitur noch so wegen mir zugetragen hatte, erfuhr ich erst knapp 60 Jahre später. Die ganze im Folgenden etwas näher erzählte Episode zeigt die Widersprüchlichkeit und Kompliziertheit der damaligen Jahre, wenn man will Jahrzehnte. In Chemie und Biologie unterrichtete uns Frau Dr. Ingetraut Ludolphi. Sie war etwa 25 Jahre alt. Hinter ihr hatten sich vor noch nicht allzu langer Zeit die Tore ihrer alma mater, der TH Dresden; geschlossen. Sie bot einen tadellosen Unterricht. Wehe, einer von uns hätte sie geärgert. Nein, diese Sorge war überflüssig.

In einer Unterrichtspause hatte einer meiner Klassenkameraden die gute Nachricht verkündet, dass er auf dem Schwarzen Markt eine Packung „Lucky Strike“ erstanden hatte. Das war an sich nichts Besonderes, weil sich sehr viele von uns besser in Schwarzmarktkursen auskannten als bei den Salzbildungsregeln, der sphärischen Trigonometrie oder in ihren Vokabelheften. Wir beschlossen, eine Zigarette zu rauchen. An sich war das nichts Außergewöhnliches, da allen den Schülern, die bei der Wehrmacht waren, im Schulpark das Rauchen erlaubt war. In jeder großen Pause qualmten dann die Schüler grüppchenweise, und eine Anzahl von Lehrern schlich herum mit dem nicht hörbar artikulierten Wunsche: „Seid doch lieb zu uns. Werft doch mal so einen Glimmstengel aus Nächstenliebe herüber!“ In der Beziehung handelten wir durchaus christlich und ließen sie nicht im Trockenen verkommen.

Aus irgendeinem Grunde zündeten wir besagte Ami- Zigarette in unserem Klassenzimmer an. Fünf Mann haben daran gezogen. Ich war dabei! Plötzlich ging die Zimmertür auf und unser

Konrektor kam. Er schnupperte und sah den blauen Dunst. Er hielt eine Standpauke, verschwand ohne einen Herzinfarkt zu bekommen nach geraumer Zeit wieder und beantragte den Schulverweis für uns fünf. Noch vor den Abiturprüfungen sollte das Urteil vollstreckt werden. Die Ludolphi und der Pibo kamen zu mir und erforschten das zugehörige Warum, Weshalb und Wieso?

Ganz so einfach, wie sich der Konrektor das gedacht hatte, war es dann aber doch nicht. Zunächst wurde eine Sonderkonferenz des Lehrerkollegiums anberaumt. Die Anklageschrift wurde verlesen, und dann war man sich nicht einig. Pibo und die Ludolphi hielten, wie man mir später erzählte (Quelle: Die als Protokollantin tätige Schulsekretärin) alles für übertrieben und sagten, dass sie vor allem auf das Urteil der Kollegen gespannt seien, die im Park von Schülern Zigaretten erstanden hatten.

Das Ganze ging zunächst friedlich aus. An Stelle eines Schulverweises wurden wir zu zwei Strafstunden verdonnert, wo wir die Turnhalle aufräumen mussten. Wir nahmen uns bei dieser Arbeit Zeit und schoben auch eine oder mehrere Zigarettenpausen ein. Der Aufsicht führende Lehrer war nicht an diesen beteiligt, er war Nichtraucher!

Dann kamen die schriftlichen Prüfungen. Sie liefen besser als gedacht. Anschließend kamen die mündlichen Examenstage: Pibo begann mit Deutsch. Ich musste faktisch aus dem hohlen Hut einen Vortrag über Richard Wagner halten. Es lief blendend! Dann kam Latein. Auch dort führte mich Pibo über jede Klippe. Wegen meiner damaligen Übersetzung eines Briefteiles von Plinius dem Jüngeren über den Ausbruch des Vesuvs würde man mich heute sicher zum Ehrenmitglied der Grünen erheben. Dann kam Mathe! Unser geradliniger und pädagogisch völlig integrierender Mathelehrer Dr. Hesse führte mich blendend. Fast glaubte ich selbst daran, dass ich von Mathe außer dem Mondkalbfehler doch noch einiges verstehe. Mit mir freute sich völlig zu Recht mein Schulbanknachbar Heinz Erhard, der mich so manches Wochenende mit zu sich auf den väterlichen Bauernhof nach Reinholdshain genommen und mich, bevor wir abends schwofen gingen, in Mathe tüchtig zur Brust genommen hatte.

Die letzte Prüfung war in Chemie. Dr. Ludolphi legte los. Chemie war meine starke Strecke. Schließlich war es mir schon jahrelang klar, dass ich dieses Fach studiere. Sie stellte mir eine sehr anständige Frage. Ich lächelte zufrieden und wollte loslegen. Da fiel mir der Herr Konrektor, der Kraft seiner Wassersuppe in der vollzählig anwesenden Prüfungskommission Platz genommen hatte, ins Wort und schiss mich an. Mir fehle der sittliche Ernst und die Reife, eine Abiturprüfung abzulegen, das bewiese mein unverschämtes Lächeln, brüllte er! Hätte ich einen Cold gehabt, dann hätte ich... Aber so setzte ich mich und sagte keinen Ton mehr. Ludolphi schien mir verzweifelt. Mit einer 3 kam ich durch. Nach der Prüfung sprach sie sofort mit mir. Ich tröstete Dr. Ludolphi. Der Anschlag der Gruppe von Reaktionären war gescheitert. Allerdings konnte ich das Chemiestudium in die Esse schreiben. Zum Glück hatte ich ja noch in anderen Fächern brauchbare Zensuren.

Jetzt liegt die gute Frau, ich glaube schon bald über 15 Jahre, völlig gelähmt im Pflegeheim des Dresdner Diakonissenkrankenhauses. Manchmal besuche ich sie. Wir reden über dieses und jenes und beim vorletzten Mal über das Abitur. Da gestand sie mir, dass vor besagter Prüfung im Frühjahr 1947 einige Lehrer zu ihr gekommen waren und sie gebeten hatten, mich in der Prüfung straucheln zu lassen. Seitdem ich Mitglied der SED geworden war, war ich für einige Lehrer Freiwild. Dass sie einen Kommunisten erzogen hatten, begriffen sie nicht! Natürlich hat Dr. Ludolphi damals die Herren davon geblasen. Und jetzt war es ihr ein Bedürfnis, mir das nach 60 Jahren zu erzählen. Ich habe überhaupt keinen Grund, ihr nicht zu glauben. Schließlich ist sie inzwischen Prof. Dr. theol. habil., hat unter anderem ein sehr

schönes Buch über Friedrich den Weisen geschrieben und ist für mich wie eh und je die Verkörperung der Wahrheitsliebe. Mein Abitur ist Geschichte! Sich heute noch darüber aufzuregen, lohnt nicht mehr. Frau Ludolphi und ich dachten und handelten schon damals so. Wir wurden gute Freunde. Jahrzehnte später sollten wir beide uns noch einmal sehr brauchen, doch dazu später. Bis heute sind wir immer sehr froh, wenn wir uns begegnen.

3. Mit Abitur in die Revolution

Dann stand ich auf der Straße und war Besitzer eines Abiturzeugnisses. Was hatte ich davon? Ich bewarb mich an der Universität Leipzig für das Fach Germanistik. Bei dieser Gelegenheit traf ich in Leipzig wieder einmal Sonja. Das war ein schöner Ersatz für die folgende Ablehnung. Man schrieb mir einen sehr höflichen Ablehnungsbescheid. Der Punkt auf dem I war darin die Tatsache, dass mein Vater Mitglied der NSDAP gewesen war. Ich hatte schon damit gerechnet und trug es mit Fassung. Niedergeschlagen war mein Vater. Es war furchtbar, der Grund für eine Hürde im Leben seines Sohnes zu sein, die dieser nicht überspringen konnte. Zum Glück ist mir später solches nicht, zumindest nicht so extrem passiert. Ich tröstete meinen Vater, so gut ich konnte.

Was tun? Ich arbeitete einmal hier und einmal da. Im November 1947 wurde ich auf die SRD– Kreispartei­schule nach Seefrieden bei Moritzburg geschickt. Ich begriff, dass meine Ausbildung bis zum Abitur z.B. im Fach Geschichte beträchtliche Lücken hatte. Verschiedene Probleme und Fragen waren einfach ausgeklammert worden. Im Übrigen findet auch der beste Lehrer nicht immer die Zeit, alles lückenlos zu bringen. Nun gut, mit 18 ist man nicht zu alt, um zu lernen.

Als ich dort, irgendwie erfolgreich, abschloss, wurde mir eine Stelle beim FDJ– Kreisvorstand angeboten. Ich wurde zunächst Arbeits­gebietsleiter des Arbeitsgebietes IV in Dresden. Das erstreckte sich vom damaligen Fucikplatz bis Niedersedlitz und von der Elbe bis auf die Südhöhen der Stadt. In diesem Teil der Stadt produzierte ein großer Teil der Dresdner Industrie, wie z.B. die Ihagee, Zeiß Ikon, die Kamera Werke Niedersedlitz und mancher andere mit deutscher Wertarbeit namentlich verknüpfte Betrieb. Im Oktober 1947 hatte die Sowjetische Militäradministration den Befehl 234 erlassen. Dieser besagte nichts anderes, als dass damit die gesamte Erfahrung der inzwischen dreißigjährigen sozialistischen Entwicklung der sozialistischen Volkswirtschaft in der UdSSR auf die Sowjetische Besatzungszone in Deutschland übertragen werden sollte. Für mich hieß das, die Jungaktivistenbewegung in meinem Verantwortungsbereich ins Leben zu rufen, Jugendbrigaden zu gründen usw..

Das war zunächst unfassbar für mich, da ich doch bisher in meinem Leben noch nie produktiv gearbeitet hatte. Ich musste etwas zum Leben bringen, von dem ich nichts, zumindest nicht viel verstand. Im Übrigen, dieses Gefühl hatte ich noch sehr oft im Leben! Es gehörte bei mir später zum Leben wie das tägliche Brot. Immer, wenn ich ein neues Forschungsthema anging, war das so. Schließlich gewann bei mir die Meinung die Oberhand: Ja, wenn ich schon das ganze Problem kennen würde, brauchte ich es nicht zu erforschen. Also, es war so normal. Nun wurde ich nicht überall sofort herzlich begrüßt. In den VEBs, wo – wie im „Neuen Deutschland“ nachzulesen war- die führende Kraft der Gesellschaft die Macht hatte, musste ich am Anfang meist unverrichteter Dinge den Rückzug antreten. So erging es mir z. B. bei PENTAGON (ehemals Zeiß Ikon). Also ging ich zum noch Privatunternehmen IHAGEE. (In diesem Werk war ehemals die erste Spiegelreflexkamera der Welt gebaut worden, die Prof. Dr. Picard für seine Tiefseeforschungen mit Erfolg nutzte.) Ein Herr von der Geschäftsleitung empfing mich. Ich trug mein Anliegen vor. Selbstverständlich wollte er mir behilflich sein. Er besetzte ein Montageband mit Jugendlichen und ließ es dann etwas schneller laufen. „Wunderbar“, dachte ich, „die erste Jugendbrigade steht!“ Stolz schrieb ich meinen Bericht. Wenige Tage später kam Oberleutnant Chochenko, der Jugendoffizier der Stadtkommandantur, ein Lehrer aus Kiew, zu mir und sagte: „Ebergard, du bist, wie man in Deutschland sagt, ein großes Rindvieh! Du nicht steigern sozialistische Produktion, sondern

Profit von Kapital!“ Dann hielt er mir eine Vorlesung, die mir für mein weiteres Leben sehr viel gegeben hat! Er schloss befehlstonartig: „Notwendig ist, Du lesen Kapital von Marx! Dann erst handeln!“

Eine weitere große Bedeutung hatte in diesen Monaten die Bekanntschaft mit Richard Gladewitz und seiner Familie. Zuerst lernte ich seine Tochter kennen, sie war wenig jünger als ich. Sie meldete sich bei mir in der FDJ- Gruppe an. Weil sie einen Akzent sprach, fragte ich, wo sie herkomme. Aus Moskau, war die Antwort. Ihre Eltern waren Emigranten in der Sowjetunion, und sie war bis 1941 in eine internationale Oberschule in Gorki, in der Nähe von Moskau, gegangen. Zu ihren Klassenkameraden zählten ein Sohn von Mao Tse Tung, des weiteren Konrad Wolf, Fritz Straube, Leo Kuntz und noch einige andere. 1941 war sie mit ihrer Mutter vor den Deutschen nach Kasachstan geflohen, während die Jungens sich alle freiwillig zur Sowjetarmee gemeldet hatten. Zu mir gebracht hatte sie Axel Renner, der Sohn des KPD- Fraktionsvorsitzenden im sächsischen Landtag, der im KZ ermordet worden war. Axel kannte ich schon etwas länger, weil er für mich ein zu beobachtender Sonderfall in der von mir geführten HJ (Deutsches Jungvolk)- Einheit war. Ich musste über ihn immer extra berichten, ob er an den HJ- Diensten teilnahm. Das war mir zu viel. Er kam natürlich fast nie. Aber in meiner Abrechnung führte ich ihn immer als anwesend. So hatte ich meine Ruhe. Dass Axels Vater Kommunist war, wusste ich nicht und hätte mich auch nicht weiter interessiert. Ich fühlte mich auch nicht als Widerstandskämpfer, weder in der Nazizeit noch hinterher. Ich wollte ganz einfach nicht wegen Axel immer negativ auffallen.

Mit Fritz Straube habe ich später, zuerst an der Universität Leipzig und dann an der Akademie der Wissenschaften, zusammengearbeitet. Er hat mir viel über den Krieg erzählt. Er war bei einer Truppe, die sich um deutsche Kriegsgefangene kümmern sollte. Vielen Landsern hatte er geholfen, den Weg in die Kriegsgefangenschaft zu finden. „Manchmal bin ich jedoch zu spät gekommen. Irgendein Rotarmist, dessen ganze Familie von den Deutschen aufgehängt oder erschossen worden war, hat keine Gefangenen gemacht.“ Er litt darunter. „Es war Krieg“, sagte ich, „da nützen die besten Spielregeln nichts! – So schlimm es ist, die Deutschen haben überhaupt keinen Grund, sich über Geschehenes zu mockieren.“

Richard, Sonjas Vater, stammte aus Limbach- Oberfrohna bei Chemnitz. Dort hatte er vor 1933 die Rote Hilfe aufgebaut. 1933 war seine Frau zunächst verhaftet worden. Als sie freikam, ist sie mit ihrer Tochter über Prag nach Moskau. Richard ging im Prinzip den gleichen Weg. Aber er meldete sich 1936 freiwillig als Kämpfer zu den internationalen Brigaden in Spanien. Er war dort bis 1939 Politkommissar in einer Kompanie des Thälmann- Bataillons. Ich verdanke ihm sehr viel an politischer und auch geschichtswissenschaftlicher Bildung.

Einige wenige seiner mir von ihm erzählten Stories will ich hier zum Besten geben. Eines Tages kam ein junger spanischer Bauernbursche, Mitglied der Kompanie Richards, der am nächsten Tage heiraten wollte. Richard war für ihn so etwas wie sein Herr. Den Herrn hatten die Revolutionäre vertrieben, und nun sollte Richard an Stelle des geflohenen Adligen mit der Braut des Soldaten das Recht der ersten Nacht vollziehen.– So holt einen manchmal das Mittelalter ein, auch wenn man gerade dabei ist, etwas für den Sozialismus zu tun

1939, am Ende des spanischen Bürgerkrieges, ging Richard über die Pyrenäen in ein französisches Internierungslager. Als die Deutschen Frankreich überfielen, machte er sich aus dem Staube und schloss sich der Resistance an. So kam es, dass er mit zu den Befreiern von Paris zählte. Da in ihm niemand einen Deutschen sah, wurde er zu seinem eigenen Schrecken vom Militär De Gaulles als Stadtteilbürgermeister der ersten Stunde auf dem Mont Matre

(Ich glaube, es war dieser Stadtteil. Jedenfalls war es ein bekannter Stadtteil.) eingesetzt. Er hatte daraufhin Schwindelgefühle und ging zu seinem Vorgesetzten. Dort erzählte er alles und wurde mit der nächsten Möglichkeit nach Moskau befördert. In Moskau trat er in die Rote Armee ein und kam mit dieser bis Chemnitz. Da war zunächst aufgrund alliierter Vereinbarungen ein Haltezeichen für den Vormarsch. Richard überschritt allein diese Grenze und gelangte so bis Zwickau. Dort drang er in voller Kriegsmontur ins Rathaus ein, setzte den noch amtierenden Nazibürgermeister ab und hinter Schloss und Riegel. Wenig später kamen die Amerikaner und wollten den Nazi wiedereinsetzen und Richards Husarenstück nicht akzeptieren. Da trat ihnen Richard in seiner Uniform mit allen spanischen und französischen Kriegsauszeichnungen entgegen und bewirkte die Kapitulation der Amis. Die Herrschaft der Nazis blieb in Zwickau bis auf weiteres Geschichte. In Paris aus Versehen und wider Willen zum Verwaltungschef ernannt, hatte er sich in Zwickau ganz einfach nicht absetzen lassen!

Einmal begegnete ich Rolf Reuter. Ich kam gerade von einer Versammlung in einem Betrieb. Er schimpfte wie ein Rohrspatz. Der Grund war, er musste für seine Bewerbung zum Studium an der späteren Dresdner Musikhochschule eine antifaschistische Unbedenklichkeitsbescheinigung vorlegen. Darin musste stehen, dass er im Nachkriegsdeutschland nicht danach trachtet, wieder den Faschismus aufleben zu lassen. Ein Schulfreund von ihm, der inzwischen in der LDPD so etwas wie der Jugendreferent von Sachsen war, verweigerte ihm eine solche Bescheinigung, weil Rolf Gebietsmusikzugführer der HJ gewesen war und als Schüler auch manchmal Naziwitze erzählt hatte. Am liebsten wollte er daraufhin... Er sprach nicht weiter. Was er eigentlich machen wollte, habe ich weder damals noch heute kapiert. Ich bat ihn, am nächsten Tag um 17 Uhr zu Hause zu sein. Zu diesem Zeitpunkt brachte ich ihm eine Beurteilung seiner Person und der Leistungen, die er (angeblich) für FDJ- Chöre erbracht hatte. Danach hatte er Chorsätze bearbeitet usw., die ich frei erfunden hatte. Rolf las das und wollte irgendetwas sagen. „Halt die Klappe und schaff das Ding fort!“ Natürlich war ich überhaupt nicht berechtigt, eine solche Beurteilung zu erstellen. Meine Überlegung war, dass die in der Immatrikulationskommission sitzenden Professoren vor allem ein Stück Papier, wenn es geht einen gedruckten Kopfbogen, brauchten, auf dem etwas Positives über den Studienbewerber stand und dass sich darunter eine Unterschrift nebst Stempel befand. Niemand dachte in dieser professoralen Runde daran, diese Persilscheine irgendwie zu überprüfen. Und meine Beurteilung erfüllte diese Voraussetzungen mit Glanz!

Außerdem war ich damals und bin ich heute der Überzeugung, dass Rolf ein Musik- und Dirigentengenie ist bzw. war, das nur aller Jubeljahre einmal geboren wird. So wurde Rolf Reuter Musikstudent, danach Kapellmeister in Eisenach, dann Musikdirektor in Meinigen. Schließlich trafen wir uns 1961 wieder, als er zum Generalmusikdirektor am Opernhaus Leipzig berufen worden war. Eine Berufung nach Aachen als Nachfolger Sawalischs hatte er kurz zuvor ausgeschlagen. Damit begann für uns eine neue schöne, fruchtbare Etappe unserer Zusammenarbeit. Alles das bewirkte letztlich meine Beurteilung. Konwitschny und Seidelmann konnten nach dem Mauerbau die Berliner Staatsoper übernehmen, das neu erbaute Leipziger Opernhaus ging deshalb nicht unter. Rolf sorgte dafür. Doch kehren wir wieder zu mir zurück.

Im Frühjahr 1948, vielleicht war es Mai oder noch April, kam Oberleutnant Chochenko wieder in mein Dienstzimmer. Ohne große Umschweife begann er wieder eine Rede, die so oder ähnlich begann: „Ebergard, wir brauchen wieder einmal deine Hilfe. Mädchenklasse, welche machen bald Abitur, in Wirtschaftsoberschule, ärgern sehr Lehrer. Lehrer, Schuldirektion und Schulbehörde stellen Antrag, Klasse aufzulösen. Haben Angst vor Mädchen, Mädchen sind für sie Faschisten. Wir nicht glauben das. Du ja auch früher Hitler-

jugend, aber du heute kein Faschist!“ In zwei Tagen, so der Kern seiner Bitte, sollte ich dort an Stelle des Lehrers so etwas Ähnliches wie Gegenwartskunde unterrichten. Früh 8 Uhr war ich da, meldete mich bei der Direktorin, ließ mir das Klassenzimmer zeigen und ging hinein. Die Mädels nahmen von mir keine Notiz. Einige saßen auf den Schreibpulten ihrer Schulmöbel und machten gerade Maniküre. Andere begutachteten diese Schönheitspflege. Ich setzte mich neben so ein Fingernagelmodell und schob mit meinem Arsch den ihrigen etwas zur Seite - Erstaunen ringsherum! „Weitermachen“, sagte ich, „auch weiter so quatschen!“ Dann bat ich eine zu mir und sagte ihr: „Geh so, dass du nicht durchs Schlüsselloch zu sehen bist, an die Türe und mache sie schnell und kräftig auf.“ Wie gesagt, so getan. Im Flur war ein lautes „Au!“ zu vernehmen, und jemand beeilte sich, nicht gesehen zu werden und rannte davon!

Dann fingen wir an, uns zu unterhalten. Die Mädchen bestimmten die Themen. Es machte viel Spaß. Wir beschlossen, unsere Unterhaltung fortzusetzen, einige Male. Auch gingen wir zusammen ins Theater, in den Urfaust ins Kleine Haus. Erich Ponto spielte den Mephisto. Meine Damen brachten ihre Freunde mit. Alle haben das Abitur bestanden! Nach dem Abitur wurde die Klasse planmäßig aufgelöst.

Meine pädagogischen Erfolge hatten noch Nachwirkungen. Im Herbst 1948 begann das neue Schuljahr. Der 1. September wurde zum Tag des Friedens deklariert, und die Schulen waren angehalten worden, eine entsprechende Feierstunde zu gestalten. Am heutigen Martin-Andersen-Nexö-Gymnasium planten die zukünftigen Abiturienten eine Provokation. Wieder war es irgendwie als entsprechende Meldung bis zur sowjetischen Stadtkommandantur gedrungen. Mein Oberleutnant erschien wieder. „Ebergard, du dort reden. Thema: Tag des Friedens!“

Als ich schließlich am Eingang der Aula stand und die Schüler von ihren Lehrern klassenweise da hineinsortiert wurden, sah ich mir einmal manche der von einigen Schülern mitgebrachten Waffen an. Meistens waren es Spazierstöcke mit daran befestigten Fahrradklingeln.

Dann begann der Spaß, der Schulchor sang, Gedichte wurden rezitiert, und manche Lehrer begannen zu schwitzen. Dann kam ich dran und begann: „In der Bibel, im Lukasevangelium Kapitel 8 steht geschrieben: Terram pax hominibus bonum voluntatis! Das bedeutet, dass Frieden der haben soll, der auch dazu bereit ist.“ Nach einer Weile kam ich noch einmal darauf zurück: „Es kann der Frömmste nicht im Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt!“ Merkt euch diese Mahnung Schillers. Im Übrigen danke ich für die disziplinierte Aufmerksamkeit! Noch einmal erklang der Schulchor. Chochenko hatte in einer Ecke gesessen. Vor der Schule trafen wir uns wieder. Er meinte, am Anfang hätte er gedacht, dass ich spinne. „Was war das für eine Sprache?“ „Latein“, sagte ich. „O“, meinte er, „die kenne ich nicht.“ „Ich, trotz großem Latinum in der Penne, auch nicht,“ gab ich zurück.

Glücklich war ich jedoch besonders über ein Erlebnis, das mir am Bußtag 1948 zuteil wurde. Wir hatten vom Kreisvorstand aus zwei Jugendbrigaden organisiert, die an diesem Feiertag freiwillig Henneckeschichten verfahren wollten. Natürlich wollte ich dabei sein. Ich wollte die Jugendbrigade erleben, die im damaligen VEB Transformatorenwerk in Dresden Übigau (heute Siemens) eine neue Schichtleistung beim Herstellen von Transformatorenkernblechen erzielen wollte. Um 6 Uhr früh wollten wir uns treffen. Als es 6 Uhr war, fehlten zwei. Wie es sich später herausstellte, hatten deren Eltern ihnen verboten, an dieser Schicht teilzunehmen. „Kein Problem“, sagten ich und ein anderer Mitarbeiter des Kreisvorstandes, „wir springen ein. Zeigt uns, was wir tun müssen!“ Die Handgriffe begriffen wir schnell und „unsere“

Brigade erreichte 187 Prozent der Norm! Nachmittags sind wir dann noch ins Reichsbahnbetriebswerk Dresden Friedrichstadt gegangen und haben miterlebt, wie an die 15 Jugendlichen eine Dampflokomotive in 75 Prozent der vorgegebenen Zeit in Stand setzten. Im Übrigen, die Lokomotivreparatur hätte ich nicht mitmachen können. Dort waren hochqualifizierte Betriebshandwerker gefragt. Die Transformatorenblechherstellung gestattete dagegen, technologisch gesehen, im überwiegenden Maße eine Beschäftigung Angelernter bzw. Ungelernter. Von dieser Erkenntnis zehre ich heute noch. Ohne die damit verbundenen Erlebnisse wäre ich bei manchen meiner Forschungen falsche, zumindest Umwege gegangen.

Manchmal gingen wir, die Jugendlichen, bei der Propagierung und Entfaltung auch Wege, die eigentlich nicht ganz astrein waren, aber gerade manchmal deshalb frappierend gute Ergebnisse zeitigten. Eine solche Episode will ich hier einfügen. In der Zigarettenmaschinenfabrik Universelle, die in der Nähe der Nossener Brücke an der Zwickauer Straße lag und die sich hinsichtlich der Jugendarbeit in meinem Verantwortungsbereich befand, kamen wir nicht recht voran. Leiter der Betriebs- FDJ-Gruppe und Dreher in diesem Betrieb war mein Freund Axel Renner. Ich sprach mit ihm. Wir planten und realisierten eine Jugendversammlung. Eine Menge schöner Reden wurden gehalten. Dann war sie zu Ende. „Denkst du, dass wir heute etwas bewegt haben?“ „Wart nur ab! Du wirst schon sehen!“ meinte Axel.

Zwei Tage später kam von dem Betrieb an mich eine Mitteilung, dass der Jugendfreund Axel Renner eine halbe Schicht lang während der offiziellen Schichtzeit in seinem Garderobenschrank geschlafen hatte. Man forderte seine Absetzung als FDJ- Chef. Ich rief Axel an. Er war guten Mutes und sagte: „Ich hab schon wieder eine Versammlung angesetzt.“ Axel eröffnete, und dann traten die Ankläger ans Rednerpult. Sie ließen keinen guten Faden an ihm. Als sich niemand mehr meldete, gab Axel dem Haupttechnologen, der für die Arbeitsnormierung im Betrieb zuständig war, das Wort. Der sagte ungefähr folgendes: „Herr Axel Renner hat an dem bewussten Tage 120 Prozent der für acht Stunden festgesetzten Norm und dazu noch in ausgezeichneter Qualität faktisch in vier Stunden erfüllt.“ Ihm folgte eine Art betrieblicher Trauertag der alten Stammfachkräfte, vielleicht war es sogar eine Woche der Scham. Solange ich noch in der Funktion tätig war, hatte ich in dem Betrieb keine Schwierigkeiten wieder!

Ich war 1946 am 1.11. in die Partei eingetreten. Ich tat das, weil ich den Sozialismus wollte. Nun ja, das Wollen und die Wünsche sind die eine Seite. Im Leben zeigten sich aber manchmal Erscheinungen, die aus meiner Sicht mit Sozialismus nichts zu tun hatten. Ich gehörte zu denjenigen Menschen, die dafür bereit waren, auf die Straße zu gehen. So geschah es hin und wieder. Im Herbst 1948, es war in der Zeit der Volkskongressbewegung, gingen uns in Dresden die neugegründeten TAUZEN (Tauschzentrale) auf den Geist. Mitten in total zertrümmerten Straßen, z. B. in der Kesselsdorfer Straße im ehemaligen aufs Feinste herausgeputzten Schokoladengeschäft CLAUSS war ein solcher krimineller Shop. An verschiedenen Stellen in der Stadt, selbst in Straßenbahnen, waren Plakate mit folgendem Text: „Wollen Sie rauchen, dann bringen Sie uns Gold, Silber, Meißner Porzellan und andere Wertsachen, wir bezahlen sofort bar in Zigaretten.“ Es war, dadurch stimuliert, passiert, dass einige Jugendlichen den Eltern die Trauringe gestohlen und dieselben in Zigaretten verwandelt hatten.

Mein Freund Gerolf Schönfelder und ich mobilisierten einige FDJ – Betriebsgruppen. Wir trafen uns am ehemaligen Crispiplatz und zogen von dort über die Weißeritz die Kesselsdorfer Straße hoch. Vor der hell erleuchteten TAUZE hielten wir. Einige kurze Ansprachen unsererseits folgten. Als sich im Geschäft nichts regte, passierte es. Ziegelsteine

lagen in den Nachbargrundstücken genug herum. Es knallte, krachte und splitterte. Fensterscheiben und Porzellan waren fast atomisiert. War das ein schönes Gefühl! Endlich konnten wir uns gegen Lumpen einmal wehren. Als wir unser Werk getan hatten, gingen wir. Aber wir versprachen, in 24 Stunden wiederzukommen.

24 Stunden später bot sich uns das gleiche Bild wie am Tage vorher. Nur, Polizei schützte den Laden. Gerolf und ich verhandelten mit den Polizisten, deren Meinung im Übrigen sich mit der unsrigen deckte. Sie nahmen Gerolf und mich fest und brachten uns auf die nächste Wache. Mehrere tausend Menschen folgten uns und verharrten vor der Wache. Der Dienststellenleiter erreichte telefonisch den Landtagspräsidenten Otto Buchwitz. Der rief seinerseits sofort den Chef der Sowjetischen Militäradministration in Sachsen, General Dubrowski, an. Dieser wiederum entzog sofort der TAUZE die Lizenz. Es gab etwa 20 Uhr 45 in ganz Sachsen keine TAUZE mehr! Im Übrigen, die an die 10 000 auf der Strasse vor der Polizeiwache bejubelten unseren gemeinsamen Sieg!

Am zweiten Tag hatte die FDJ auch in Radebeul gegen die TAUZE demonstriert. Man hatte dort Straßenbahnen angehalten. Dann wurden die langen eisernen Weichensteller am Fahrerhaus aus der Halterung genommen und damit alles, was im Laden war, kurz und klein geschlagen. (Leider hatten einige Personen die Gelegenheit genutzt, um ein paar Mille-Packungen Zigaretten verschwinden zu lassen. Das gab dann dort ein kleines Nachspiel. Man ist in solchen Situationen vor Asozialen eben nicht völlig sicher!)

Als ich bei der FDJ- Kreisleitung Dresden beschäftigt war, zählte ich gerade 19 Jahre. Eine der dort ebenfalls tätigen Mitarbeiterinnen, namens Clementine, war 50. Damit war sie für meine Begriffe damals steinalt. Sie war 1933 verlobt. Ihr Verlobter musste, da er Jude war, in die USA emigrieren. Sie war seitdem allein geblieben. In all den Jahren waren ihr Kunst und Kultur unverzichtbare Lebenspartner geworden. Es war für mich schön, dass es sie gab. Es schwärmte sich mit ihr zusammen so wunderbar über Dresden, über Dresdens Musik- und Theatergeschichte. Dabei malten wir uns eine wunderbare Zukunft aus. Darüber hinaus machte sie mich mit einer Reihe von Künstlern bekannt. Wir halfen uns gegenseitig sehr. Ihr Job war die Leitung des Jugendkulturringes (Theater- und Konzertanrecht) sowie die Referentenvermittlung für Vorträge in Dresdens FDJ- Wohnbereichs- und Betriebsgruppen. Manchmal sagte sie mir, dass sie Menschen besonders mochte, die die Welt nicht durch eine 08/15 Brille sehen. Gleichmacherei war z. B. überhaupt nicht ihr Fall. Um zu unterstreichen, was sie noch damit meinte, nahm sie einmal das Poesiealbum ihrer Mädchenzeit aus ihrem Bücherschrank und zeigte mir darin einen Eintrag, Der hieß: „Die Sünden, die ich beging, wird mir der Herrgott verzeihen. Aber die ich vergaß zu begehen, die werd ich ewig bereuen!“ Der Schreiber war von Beruf Pfarrer!

4. stud. phil.

Im Jahre 1948 bewarb ich mich wieder zum Studium, dieses Mal für das Fachgebiet Geschichte. Zunächst wurde ich wieder abgelehnt, aber dann doch, sechs Wochen später, noch immatrikuliert. Ich fiel entsprechend auf. Laut und leise versuchte ich das für mich nun zukünftig verbindliche Studentenleben auszukundschaften. Leipzig, obwohl es natürlich einige Luftangriffe erlebt hatte, war für mich als Dresdner eine fast unzerstörte Stadt. Als ich eine Studentenbude und die Kohlen für den Winter hatte, trollte ich mich zur ersten Vorlesung. Prof. Dr. Markov sollte sie halten. Er war offensichtlich beliebt. Auch sagten mir Studenten, dass er so unendlich lange Sätze mache, die man schlecht nachschreiben könne. Der Hörsaal sollte in der Industrie- und Handelskammer sein. Ich würde die schon finden, versicherte man mir. Ich suchte. In der Gegend des Hauptbahnhofs gingen fast neben mir zwei jüngere Männer, die ich innerlich verdächtigte, auch in die Industrie- und Handelskammer zu wollen. Einer ging relativ vornehm mit Hut, einem modischen Schal und einem relativ gut aussehenden Wintermantel. Der andere hatte eine Baskenmütze auf wie ich, und sein Mantel konnte mit meinem noch schäbigeren konkurrieren. Ob sie auch zu Markov wollten, fragte ich. „Ja“, sagten sie. Neugierig fragte ich weiter, wie sie denn bei ihm mit der Vorlesungsnachschrift klarkämen. Ich hätte gehört, das sei schwierig wegen der langen Sätze des Professors. „Man gewöhnt sich an alles“, sagte der Vornehmere.

Als wir im Hörsaal angekommen waren, bat ich den Kollegen mit der Baskenmütze, neben ihm Platz nehmen zu dürfen, um seine Arbeitsweise abzukupfern. „Gern“, sagte er, „aber erst muss ich `mal die Vorlesung halten!“ Im Übrigen war der vornehmere Herr sein Assistent, Karl Eugen Wädekin. So begann mein studentisches Leben mit einem bravourösen Tritt in ein Fettnäpfchen.

Walter Markov und ich haben später manchmal noch herzlich über diese unsere erste Begegnung gelacht. Er war ein Pfundskerl. 1933 hatte er eine Mitarbeiterstelle an der Universität Bonn. Am 30. Januar 1933 trat er aus Protest gegen den Marsch der SA durch das Berliner Brandenburger Tor der KPD bei. Natürlich begann er auf eigene Faust sofort mit Widerstandsaktionen. Nach einer Weile flog er auf und verbrachte dann 12 Jahre seines Lebens im Zuchthaus Siegburg. Als Häftling verwaltete er dort die Anstaltsbibliothek. Was er in diesen Jahren dort alles gelesen hatte, war sagenhaft. Er konnte alle bis dahin erschienenen Weltgeschichten so gut wie auswendig. 1945 kam er frei, wurde zum Mitbegründer der Freien Deutschen Jugend in den drei Westzonen. Er promovierte, habilitierte sich und wurde schließlich als Professor für neuere Geschichte und Direktor des von Karl Lamprecht gegründeten Instituts für Kultur und Universalgeschichte an die Universität Leipzig berufen.

Markov war für mich und die meisten meiner Kosemester einfach ein Idol. Er war immer für uns da, und wir hingen an ihm. Wenn ich 1953 die Universität schließlich nach bestandenen Abschlussexamen verließ, hatte er einen sehr großen Anteil daran. Wenn ich mir meine Leipziger Studentenzeit so richtig bedenke, dann war das Wertvolle an diesen Jahren nicht so sehr, dass ich den vorgeschriebenen Lehr- und Stoffplan, so gut es mir möglich war, erfüllte, sondern dass ich dabei das Glück hatte, Menschen kennen zu lernen, die mich mit ihrem Lebenslauf prägten. Ich schwor mir, sie nicht zu enttäuschen. Dieser Schwur sollte schneller, als ich dachte, große Anforderungen an mich stellen.

Es war im Jahre 1951. Nach stalinistischer Direktive sollte auch die SED auf dem schnellsten Wege eine Partei neuen Typus werden. Dazu wurde unter anderem auch eine

Parteimitgliederüberprüfung festgelegt und durchgeführt. Sagen wir einmal so, es sollte - wie man im Volksmund in so einem Falle sagt - die Spreu von den Körnern getrennt werden. Ich verstand das zunächst so, dass man sich auf diesem Wege von Karrieristen trennen wolle. So gedacht, schien mir das Vorgehen in Ordnung. Aber es kam anders. An einem Tag im Sommersemester 1951 stand ich wie gewohnt auf, frühstückte und knöpfte mir dann die „Leipziger Volkszeitung“ vor. Ich dachte, mich tritt ein Pferd! Da stand doch schwarz auf weiß: „Staatsfeind Prof. Dr. Walter Markov aus der Partei ausgeschlossen.“ Mir war der weitere Appetit schlagartig vergangen. Ich rannte in Stötteritz zur nächsten Straßenbahn und fuhr ins Amtsgericht, wo die Fachrichtung Geschichte ihr Domizil hatte. Kurz darauf standen wir im Zimmer unserer Parteileitung, ratlos. Was sollten wir tun? Um 10 Uhr begann Walters Vorlesung. Kann man zu Staatsfeinden in die Vorlesung gehen? Einige rannten zur Kreisleitung, um sich zu erkundigen, was zu tun sei. Im Übrigen hatten wir uns in unserer Not darauf geeinigt, dass es sich um einen Druckfehler handeln müsse. Wir gingen zur Vorlesung. Sie verlief normal wie immer. Die Genossen, die bei der Kreisleitung vorgesprochen hatten, kamen auch unzufrieden wieder. Man hatte dort im ZK angerufen und in einigen Zimmern in Berlin Bestürzung ausgelöst. Im Übrigen war ihnen beschieden worden, Walters Lehrveranstaltung auf keinen Fall zu boykottieren. Aber über die Gründe, warum solch eine Meldung zu Stande kam, hat nie jemand offiziell zu uns gesprochen.

Walter war ethnisch gesehen Slowene. Sein Bruder soll bei Tito in Belgrad im Außenministerium gearbeitet haben. Deshalb habe der Name Markov auf Stalins schwarzer Liste gestanden. Wie weit das stimmt, weiß ich bis heute nicht exakt. Wir haben damals noch so manches versucht, um dahinter zu kommen. Fehlanzeige! Es sollten noch Jahre vergehen, ehe ich zufrieden war. Das war ich eigentlich erst 1990, als Walter Markov (wieder) in die PDS aufgenommen wurde!

Ich hatte damals 1951 weder Zeit noch die Gelegenheit, mich von diesem Schock unterkriegen zu lassen. Als Fakultätssekretär der FDJ und Mitglied der Parteileitung musste ich die Teilnahme der Leipziger Studenten an den III. Weltfestspielen der Jugend und Studenten in Berlin mit organisieren. Ich kommandierte die ersten 1000 Teilnehmer unserer Universität. Darunter war auch der Mitbegründer der FDJ in der BRD, Prof. Dr. Walter Markov. Wie fuhren nachts um 12 Uhr vom Bahnhof Leipzig Schönefeld in einem Güterzug ab gen Berlin. Gegen 23 Uhr 30 kam Walter mit einer brennenden Stalllaterne zu mir. Sein Wunsch war: Ich benötige einen Wagen mit Skatspielern. Ich erfüllte ihm diesen Wunsch. Walter hätte in jeder Skatweltmeisterschaft alle Goldmedaillen gewonnen. Leider gab es keine! So bat er bis Berlin alle seine Lieblingsschüler zur Kasse. Bei einem Zwischenstopp in Königswusterhausen erzählte er mir freudig erregt davon. Im Übrigen begnügte er sich immer mit dem Zettel, auf dem geschrieben stand, dass er gewonnen hatte. Wirklich abkassiert hat er uns nie! Auch ich war manchmal sein Gegner, besser gesagt: Trainingspartner.

1949 wurde ein neuer Philosophieprofessor an die Universität berufen. Er war in den USA in Emigration gewesen. Sein Name: Ernst Bloch. Voller Erwartung gingen wir in den großen Hörsaal des Geschwister – Scholl – Hauses, der vormaligen Handelshochschule. Als wir dort ankamen, war dieser schon voll. Trotzdem fanden wir noch Platz. Bloch begann seine erste Vorlesung mit den Worten: „Meine Philosophie ist die Philosophie von Marx, Engels, Lenin und Stalin!“ Buh, ertönte es auf den rechten Plätzen im Hörsaal. Da saßen dominierend die Studenten, die es bei der Wehrmacht zwar weiter als bis zum Gefreiten gebracht hatten, aber nicht unbedingt im Denkvermögen. Also schoben wir vom linken Flügel die ganze Korona von den Sitzen. Ansonsten war der Eindruck, den Ernst Bloch bei uns hinterließ, mehr als o.k.!

Ein paar Wochen später lud er mich in seine Wohnung ein, weil wir zwei etwas zu besprechen hatten. Ich kam sehr pünktlich. Während unseres Gesprächs bat er seine Frau Carola, uns einen Kaffee zu bringen. Der kam auch prompt. Seltsam, dachte ich, als ich die Tasse zu leeren begann, (ich verstand von Kaffee nichts, d.h. ich konnte nicht ohne weiteres z.B. Malz- von Bohnenkaffee unterscheiden,) warum hat man den gesamten Satz noch in der Tasse gelassen? Gut, d.h. zum Aufessen alles dessen, was mir vorgesetzt wurde, erzogen, fraß ich den Dreck mit. Bloch schaute mich an und rief dann seine Frau: „Carola, komm schnell, das musst du sehen, hier frisst einer den Kaffeersatz mit.“ Von da an wusste ich, dass man bei Kaffee türkisch den Satz zurückgibt. Oder? Dennoch verlief unsere Unterhaltung mehr als zufrieden stellend: Als wir endeten, beschlossen wir, uns einander zu duzen! Für mich war das fast Schwindel erregend. Für ihn als versierten Anglophilen war das sicher dagegen fast eine Selbstverständlichkeit. Schließlich ist das im Englischen ja die Regel. Trotzdem sprachen wir weiter Deutsch miteinander! So lange ich an der Leipziger Universität war, hatten wir ab und zu sehr schöne Kontakte. Wie er dann aus der Universität weggegangen wurde, wie ihm dabei seitens der SED- Bezirksleitung mitgespielt wurde, fand ich schrecklich. Oder wie ich damals sagte, fast katholisch – weil vergleichbar mit dem kirchlichen Aktionismus noch in der Zeit vor dem Tridentiner Konzil. Klar verstand Ernst mehr von der marxistischen Philosophie als die Leipziger SED - Bezirkssekretäre um Paul Fröhlich zusammengenommen. Nur, er sagte laut, dass er Marxist sei. Und die ungebildeten Leipziger waren tief schockiert von einer solchen These und sahen ihn deshalb expressis verbis, weil nicht in der SED, als einen Ketzer. Ernst hatte Recht, dass er sich dagegen wehrte. Nur beachtete er nicht die einsteinsche Erfahrung, dass es möglich sei, dass die Welt unendlich ist. Sicher aber war sich der große Physiker in der Hinsicht, dass die Dummheit der Menschheit unendlich sei. Als ich später einmal Curt Goetz genoss und nachempfand, wie er in einer seiner Komödien die Mikrobe der Dummheit suchte und nicht fand, konnte ich mir vieles aus der Vergangenheit erklären. Ich schien auch gut gerüstet, die angeblich 1990 vollzogene Einheit Deutschlands zu ertragen.

Ein weiterer Professor, der uns faszinierte, war der international bekannte Literaturwissenschaftler Hans Mayer. Er wurde zunächst für Literatur- und Kulturgeschichte an die Gesellschaftswissenschaftliche Fakultät berufen. Den entsprechenden Germanistik-Lehrstuhl an der Philosophischen Fakultät hatte ja der international bekannte Goetheforscher, Hermann August Korff, inne. Ich verdanke beiden sehr viel. Doch zunächst zu Mayer. Eigentlich war er Jurist. Literaturwissenschaftler war er nur dadurch geworden, weil er in der Emigration viele Romane gelesen hatte und Freude daran fand, dieselben zu analysieren. Wenn er Thomas Mann oder Richard Wagner sezierte und dann wieder zusammenbaute, erblasste ich innerlich vor Neid. Als es mir einmal gelang, Thomas Manns „Königliche Hoheit“ für meine Begriffe ordentlich zu interpretieren und ich zu mir selbst sagte: „Also, so wird's gemacht“, dann wurde ich ganz kleinlaut, als ich in Mayers nächster Vorlesung hören musste, dass ich den seiner Meinung nach unbedeutendsten Roman Manns erwischt hatte, den man getrost ein wenig übersehen kann. Meinung ist eben Meinung, und sie ist immer an Personen gebunden. Man muss ja sich nicht alles in übertriebenem Ausmaß zu Herzen nehmen, was ein anderer sagt. Außerdem, ich lernte später noch andere Nichtliteraturwissenschaftler kennen, die hervorragende Literaturanalysen publizierten. Einer von ihnen war Jürgen Kuczynski. Mit seiner Analyse der Königsdramen von Shakespeare, die u.a. Walter Victor in seinem Shakespearelesebuch veröffentlichte, half er mir endlich langsam die britische Geschichte zu begreifen, die mich seit meiner Sextanerzeit zuerst im Englischunterricht bedrückte. Auch die Wertung Richard Wagners, die sowohl Jürgen Kuczynski als auch Hans Mayer hinterlassen haben, stellt die der meisten Musikhistoriker in den Schatten.

Einige von uns hatten Mayer einen Spitznamen verliehen. Wir nannten ihn Prof. WIR. Das kam daher, weil er eine Vorliebe für den Majestätsplural hatte. Wenn er z. B. auf etwas verweisen wollte, was er in der vorhergehenden Vorlesungsstunde gesagt hatte, dann sagte er natürlich: „Wie wir das letzt Mal betonten, ...“. Andere machten das vielleicht auch, nur nicht so oft. Einmal saß ich im Kino. Als einer der letzten Besucher kam Mayer. Er sah mich, setzte sich zu mir und sagte: „Nach der Wochenschau gehe ich gleich wieder, ich will mir nur den Boxkampf Conny Rucks gegen Dieter Hucks ansehen, Gesagt, getan ...!“

Eines Tages kam er nicht allein in die Vorlesung. Er brachte einen Herrn von etwas kleinerem Wuchs mit. „Brecht“, stellte dieser sich vor. Eine große Diskussion kam nicht zu Stande. Beide Seiten, wir und er, taten sich schwer.

Als 1950 Thomas Mann Leipzig besuchte, stattete dieser unserem guten Mayer, immerhin war von letzterem damals soeben eine Thomas- Mann- Biographie erschienen, in seiner Privatwohnung einen Besuch ab. Hans Mayer hatte auf seine Art dazu beigetragen, dieses Ereignis bekannt zu machen. Er initiierte eine Hausversammlung der Nationalen Front, in der er das Wort ergriff und die Anwesenden bat, am soundsovielten von Uhr bis Uhr sorgfältig auf ihre Kinder zu achten, weil Thomas Mann käme und bitte nicht gestört werden sollte. Mann kam planmäßig, und von Kinderhand geschrieben stand unübersehbar im Hausflur an der Wand: „Mayer ist doof!“ Er hatte eben doch nicht alles im Griff, wie uns schien, genau genommen die Kinder besser als deren Eltern!

Im rekonstruierten Hörsaal 40 des ansonsten ruinösen Überbleibels der alten Uni tauchten, wie üblich, jedes Jahr neue Gesichter unter seinen Studenten auf. Bei Beginn des Wintersemesters 1951 waren auch Chinesen darunter. Den Atem verschlug es Mayer dann zwei Semester später bei der Zwischenprüfung. Alle Chinesen hatten sämtliche in der Vorlesung behandelten Romane Manns im Original gelesen. Im Gegensatz dazu hatten sich die deutschen mit nur einem Minimum derselben begnügt. Mayer bat mich als FDJ- Sekretär der Fakultät zu sich und um meine Meinung dazu. Die ungeheure Arbeitsdisziplin der Chinesen, später auch der Koreaner, blieb. Sie kannten kein Erbarmen mit uns. Das Wort Nachtruhe war scheinbar in der chinesischen Sprache nicht bekannt. Schraubten wir die Sicherungen heraus und demontierten die Lampen in den Toiletten, besorgten sie sich Taschenlampen. Wir unterlagen der chinesischen Revolution genau so wie Monate vorher die Kuomintang!

Der wichtigste Professor wurde für mich ab 1951 Ernst Engelberg. Er war 1949 aus türkischer Emigration in die DDR gekommen. Bis 1933 war er Vorsitzender der kommunistischen Reichsstudentenfraktion, stammte aus Baden, hatte 1933 noch bei dem bekannten Engelsbiographen Gustav Meyer in Berlin promoviert. Kurze Zeit später wurde er verhaftet, kam später wieder frei. Der badische revolutionäre Sozialdemokrat Amandus Gögg begrüßte ihn am Gefängnistor mit den Worten: „Ernscht, du bischt wieder frei, Gratulation, aber net in der Freiheit!“

Tage später emigrierte er nach Frankreich, erlebte dort 1935 den markanten Sieg der antifaschistischen Einheitsfront – Kommunisten, Sozialisten, Radikalsozialisten – und die zugehörige Demonstration auf dem Champs- Elysees in Paris mit. Später musste er in die Schweiz gehen. Dort wurde den deutschen Emigranten vor allem im II. Weltkrieg immer mulmiger zu Mute. Es war ja aus ihrer Sicht nicht völlig auszuschließen, dass Hitler nicht auch die Schweiz noch überfiel. In der Schweiz war er nicht der einzige Emigrant. Er folgte einem Angebot in die Türkei. In der gleichen Gegend von Istanbul wohnte auch noch der Vorgänger Thälmanns als Sekretär der KPD und spätere Westberliner regierende

Bürgermeister Ernst Reuter. Als einmal Universitätsparteileitungswahlen anstanden und Ernst Engelberg mit für die Leitung kandidierte, wurde er von einem ganz ideologisch einwandfreien Delegierten vor der Wahlzeremonie gefragt. „Was hast du gemacht, wenn du Reuter in Stambul getroffen hast.“. Engelberg antwortete darauf: „Sicher sagte ich guten Tag!“ Er hatte die Lacher auf seiner Seite.

Als Wissenschaftler war er geradezu ein Muster an Akribie. Er hatte sich der Findung der Wahrheit verschrieben. Manchmal stellte er fast alles in Frage. So suchte er z.B. fast immer, ob sich an Lassalle nicht doch noch für 10 Pfennige mehr Positives finden ließe, als von Marx und Engels gesehen. Ihm bei Fertigstellung einer seiner Veröffentlichungen helfen zu dürfen, kam mitunter einer Bestrafung gleich. Aber natürlich haben wir sehr viel dadurch gelernt. 1951 übernahm er das damals im Zuge der II. Hochschulreform an der Universität Leipzig neu gegründete Institut für Geschichte des Deutschen Volkes. Damit war im sehr stark organisatorisch umgestalteten Lehrbetrieb eine immense Arbeit verbunden. Allein konnte er diese nicht stemmen. Ihm wurden zur Unterstützung ein Assistent und 5 Hilfsassistenten zugewiesen. Einer von letzteren war ich, Student im 5. Semester. Im Oktober 1951 hielt ich, selbst noch Student, demzufolge meine erste akademische Lehrveranstaltung. In der Hochschullehre war ich von diesem Zeitpunkt an 41 Jahre tätig. Seit 1951 hielt ich bis zum Diplom 1953 wöchentlich vier Stunden Seminare in deutscher Geschichte und jeweils zwei in Philosophie und politischer Ökonomie. Außerdem war ich der erste Institutsbibliothekar. Meine größte Leistung war: Ich steigerte den Buchbestand unserer Institutsbibliothek vom Wintersemester 1951 bis Ende des Sommersemester 1952 von 0 auf 30.000. Es handelte sich bei diesen in Rekordtempo beschafften Bänden zumeist um bei der Bodenreform angefallene ehemalige Guts- und Schlossbibliotheken. Sie erfüllten nunmehr einen sehr guten Zweck. Die vorherige Leipziger Historikerbibliothek war ein Opfer der alliierten Luftangriffe geworden. Die als Ersatz nunmehr in die Universität abkommandierten ehemaligen „adligen“ Bücher wurden dort heiß begehrte Lernmittel junger Studenten und entsprechend intensiv gelesen. So eine starke Aufmerksamkeit hätten sie an den alten Standorten nie gefunden. Wobei, das sei nicht bestritten, es auch unter dem deutschen Adel sehr gebildete Personen gab, man denke nur an Ludwig Renn!

Nach meinem Diplom 1953 hielt ich dann zusammen mit Gerhard Heitz die Vorlesung Wirtschaftsgeschichte. Ein Jahr später erschien dann meine erste, etwas ernster zu nehmende Veröffentlichung, d. h. ich wurde neben Ernst Engelberg und dem Genossen Heimatforscher Horst Rößler aus Oelsnitz im Erzgebirge Mitautor einer Broschüre zur Geschichte der sächsischen Steinkohlebergarbeiter und deren Kontakte mit Marx und Engels. (Mein allererster Aufsatz war dem Freikorps Lützow gewidmet und erschien 1952.)

Engelberg hätte uns juristisch nicht als Mitautoren nennen müssen. Aber dass er so handelte, machte ihn mir in dieser Hinsicht Zeit meines Arbeitslebens zum Vorbild. Inzwischen war ich Parteiorganisator am Institut geworden. Das war überraschend für mich, aber hochinteressant. Nie hätte ich gedacht, dass unter den Genossen Professoren und antifaschistischen Widerstandskämpfern ein solcher Kampf mit dem Ziel der gegenseitigen Diskreditierung tobte, wie ich es kennen lernen sollte. Alle Grabenkämpfe innerhalb der KPD und zwischen KPD und SPD durfte ich nun noch einmal genießen. Dabei war es so, dass ich mit der Wahl an die Spitze der Institutsparteigruppe nicht im Geringsten gerechnet hatte. Ich war nämlich kein Arbeiterkind und erhielt zunächst kein richtiges Stipendium, sondern nur 200 Mark für ein halbes Jahr. Überhaupt stand ich als bürgerlicher Abiturient in den meisten sozialen Fällen hinten an. Auf dieses Vermögen 200 Mark in 6 Monaten allein angewiesen, hätte man in jedem Zirkus als Lebenskünstler auftreten können, denn mein Zimmer kam 35 Mark monatlich Miete. Die Straßenbahnfahrkarte in Leipzig belief sich monatlich auf 8 Mark, und

was man auf die Lebensmittelkarte in drei Monatsdekaden erhielt, kostete auch etwa 32 Mark. Für die gleichfalls für einen Monat berechnete Mensakarte für eine tägliche warme Mahlzeit musste man 15 Mark berappen. Aber, wie schon bemerkt, wir hatten bereits als Schüler auf dem Schwarzen Markt hantieren gelernt. Ich gebe zu, dass ich nicht deswegen nur die Turnhalle habe aufräumen müssen, sondern auch den Umständen entsprechend zu leben lernte. Obwohl, ein As in dieser Branche wurde ich nie. Einige Klassenkameraden brachten es in dieser Hinsicht viel weiter als ich.

Von zu Hause aus war eine finanzielle Bezuschussung nicht möglich. Doch einige meiner Verwandten und Bekannten halfen, so gut sie es vermochten. Hatte ich mir früher in Reinholdshain so manchen Rucksack voll Kartoffeln erarbeitet und erfochten, so gab man mir jetzt aus Mitleid welche.

1945/1948 hatte ich fast jeden Sonntag ab früh 5 Uhr 30 an der Staatsopernkasse an der Ruine der Semperoper und später am Schauspielhaus gestanden. Zwei Karten erhielt man dort für die kommende Woche. Zwei Karten, die wogen auf dem Schwarzen Markt so viel wie 20 Pfund Kartoffeln. Ein Freund von mir, der in einer Dresdner Zigarettenfabrik arbeitete und sich so etwas wie der Nachfolger Casanovas fühlte, schleppte mich zum Tanze mit. Er bezahlte mir den Eintritt und ein Bier. Dann musste ich die Madonna an seiner Stelle nach Hause bringen, mit der er den Tanzsaal betreten hatte. Meist hatte er eine andere dort kennen gelernt, und die erste störte nun. Ich erhielt eine Schachtel Zigaretten dafür, die meine Mutter dann irgendwie und irgendwo eintauschte. Am Wochenende bin ich auch noch oft mit dem Zug in Richtung Freiberg gefahren. Natürlich hatte ich als alter bekannter Erntehelfer Erfolg. Spannend wurde es aber bei der Rückfahrt, wenn der Zug vollbesetzt aus Freiberg kam. Dann musste man froh sein, wenn man in Niederbobritzsch noch auf einem Waggondach einen Platz fand. Von Klingenberg– Colmnitz aus ging es dann hurtig bergab. Der Tunnelleingang von Edle Krone raste auf mich zu. Wie bei Hitlers Reisebüro gelernt, nahm ich volle Deckung, d. h. ich machte mich auf dem Dach ganz lang und klammerte mich irgendwie fest. Auf der anderen Seite außerhalb des Tunnels war der Bahnhof Edle Krone. Ich habe in meinem Leben nie wieder einen Bahnhof so inständig herbeigewünscht wie diesen in den Sekunden der Tunneldurchquerung. Peter Roseggers Erzählung „Wie ich mit dem Dampfwagen fuhr“ war eine fade Sache dagegen!

Als Hilfsassistent kam ich mir plötzlich wie ein finanzieller Krösus vor. Ich erhielt 150 Mark brutto monatlich. Außerdem wurde ich plötzlich zum Arbeiterkind erklärt. Das war dadurch verursacht, dass mein Vater in seiner Funktion als erster Musiker der Landesbühnen inzwischen dort als Aktivist ausgezeichnet worden war. Misstrauisch hatte ich ihn gefragt, ob er seinen Kontrabasspart in der letzten Operaufführung nicht vielleicht schon drei Minuten vor den anderen Orchestermittgliedern erfüllt hatte. Er hätte mir fast eine gewischt. Aber für mich blieb das Problem, wie man im Sozialismus unproduktive Arbeit würdigen sollte, weiterhin ungelöst! Also, mit Aktivistenbewegung a la Hennecke und Stachanow war da kein Blumentopf zu gewinnen. Das Problem beschäftigte mich viele Jahre. Zunächst erhielt ich nun die schon erwähnten 150 Mark brutto monatlich. Dazu kam ein monatliches Grundstipendium als neugeborenes Arbeiterkind von 220 Mark zuzüglich 40 Mark Leistungszuschlag wegen guter Zwischenprüfungsergebnisse. Das waren Summa summarum 410 Mark brutto, knapp 400 netto nach dem Abzug der Steuer, die am Hilfsassistentensalair hing. Mir ging es gut!

5. Noch einmal Berufsrevolutionär – Die TH Dresden

Bevor ich in Leipzig zum Hilfsassistenten avancierte, war mir noch etwas anderes passiert. Ich litt vor 1951 so sehr an mangelnden Finanzen, dass ich einen Vorschlag der FDJ annahm, im Sommersemester 1950 nach Dresden als hauptamtlicher FDJ– Sekretär an die damalige Technische Hochschule zu gehen. Immerhin waren 250 oder 350 Mark Monatsgehalt ausgesetzt. Wenn ich sparsam damit umging, konnte ich nach einer bestimmten Zeit in Leipzig weiter Geschichte studieren. Ich habe an der TH viel gelernt und viele interessante Menschen kennen gelernt. So z.B. Heinz Emons- der später in Freiberg eine Zeit lang mein Rektor war, Prof. Dr. Recknagel– Erfinder des Elektronenmikroskops, Prof. Dr. Simon – international anerkannter Anorganiker und viele andere mehr. Wenn ich gewollt hätte, hätten mich die Dresdner Chemiker noch als Chemiestudent immatrikuliert. Aber ach, ich hatte nun einmal in der Historie Staub gewischt. Ich fand das inzwischen auch ganz interessant. Aber durch meine Arbeit an der TH habe ich ein Verhältnis zur Technik gewonnen, das mir heute noch hilft, ablaufende historische Prozesse mitunter einmal anders zu analysieren als das die meiste geschichtswissenschaftliche Literatur in den letzten 150 Jahren getan hat.

Natürlich stand in meiner Tätigkeit die politische Arbeit im Mittelpunkt. Meine Erlebnisse diesbezüglich aufzuschreiben, hieße ein ganzes gesondertes Buch zu füllen. Nur ein Beispiel will ich hier bringen, weil es so schön und aufschlussreich ist.

Eines Tages klingelte an meinem FDJ – Dienstzimmer die Post. Der Paketbriefträger sagte: „Ich habe hier ein Paket von der TH Darmstadt. Adressiert ist es: „An die Studenten der TH Dresden“. Ich weiß nicht wohin damit, kann ich es bei Ihnen abgeben?“ Ich sagte: „Ja, Sie dürfen!“

Er ging, und ich hatte das Paket. Was damit anfangen? Meine Sekretärin brachte eine Schere, und wir lösten den Faden. Was kam zum Vorschein? Wir sahen uns plötzlich einer Menge Kakaopäckchen gegenüber, ich schätzte insgesamt so etwa 5 Pfund. Die Adresse war eindeutig und dennoch war guter Rat teuer. Wie sollte ich 2500 Gramm Kakao an damals etwa 4500 offiziell immatrikulierte Studenten verteilen?

Nach etwas Bedenkzeit entschloss ich mich schließlich zu einer bald noch viel Staub aufwirbelnden Entscheidung. Ich rief das Dresdner Waisenhaus, den so genannten Marienhof an. Ich erklärte der dortigen Direktion telefonisch meine Situation und bat sie, den Kakao schnellstmöglich abzuholen. Ich schlug vor, den in ihrer Obhut befindlichen Kindern ein Sonderfrühstück zu bereiten. Die Waisenhausvertreter waren einverstanden und kamen relativ schnell in der Mommsenstrasse an. Wir übergaben den Kakao, aber das Packpapier mit der Adresse und Absenderangabe behielt ich bei mir. Ich dachte mir schon, dass ich das noch einmal gut brauchen könnte. Ich hatte mich nicht getäuscht!

Als ich ein paar Tage später wie gewohnt früh auf Arbeit kam, prangte mir am Anschlagbrett bzw. im Schaukasten der evangelischen Studentengemeinde ein mit der Hand gezeichnetes Plakat entgegen, auf dem stand sinngemäß: „FDJ unterschlägt und genießt den der Dresdner ev. Studentengemeinde aus Darmstadt zugeschickten Kakao:“ Man nahm Kontakt mit mir auf. Ich nahm den Vorschlag an, mich in einem akademischen Disput, für dessen Leitung sich der international weithin bekannte, nach 1945 als erster Rektor der TH Dresden fungierende, Prof. Dr. Eno Heidebroek auf Vorschlag der Studentengemeinde bereit erklärt hatte. Ich erklärte, öffentlich die Position der FDJ, d. h. vor allem auch meine eigene, zu erläutern und zu verteidigen. Heidebroek schien deshalb der geeignete Mann für solch eine Aktion zu sein, weil er einst selbst von der TH Darmstadt einem Ruf an die TH Dresden gefolgt war.

Unser größter Hörsaal im Zeunerbau, (er trug damals wohl, wenn ich mich richtig erinnere, die Nr. 222,) in dem die Veranstaltung stattfand, war übervoll. Der Postbote und die Direktion des Waisenhauses waren auch als Zeugen erschienen. Zunächst klagten die christlichen Vertreter an. Schon als dann der Postbeamte das Packpapier wieder erkannte, setzte ein Raunen ein. Als die Kinder sich für den Kakao bedankten, war der Beifall auch von Schwerhörigen nicht zu überhören. Prof. Dr. Heidebroek brach dann die zur Komödie tendierende Verhandlung ab. Mir blieb es vorbehalten, ihm herzlich für seine Arbeit als akademischer Schiedsrichter zu danken.

Den christlichen Studentenvertretern schlug ich vor, dass wir, ehe wir etwas an die große Glocke hängen, uns zukünftig erst einmal telefonisch gegenseitig informieren oder persönlichen Kontakt miteinander aufnehmen. Ich gab zu verstehen, dass ich nach meinem im schulischen Religions- und späteren Konfirmandenunterricht erworbenen Wissen wüsste, dass doch Jesus Christus vor allem auch wegen seines bedingungslosen Bekenntnisses zur Wahrheit am Kreuz gestorben sei. Außerdem sei es immer schlecht, jemand vor dem wirklichen Versuch einer Wahrheitsfindung zu verurteilen. Und wenn ich mich an Vorlesungen Leipziger Theologieprofessoren wie Emil Fuchs (das war der Vater des kommunistischen Atomphysikers Klaus Fuchs!) erinnere, dann gilt diese Wertung heute noch. Es gab, solange ich an der TH Dresden war, keine weiteren ähnlichen Reibereien.

6. *Diplomhistoriker*

Als ich wieder zur Fortsetzung meines Historikerstudiums nach Leipzig zurückgekehrt war, wurde die II. Hochschulreform durchgeführt. Natürlich war nicht alles neu, was da auf uns zukam. Man musste z.B. nach wie vor Bücher lesen. Auch an den Philosophischen Fakultäten wurden als Abschlussprüfungen Diplomverfahren eingeführt. Bis dato war es so, dass z.B. ein Absolvent dieser Fakultät auf dem Zeugnis nicht erfuhr, was er war, sondern was er nicht war. So stand auf dem Diplom eines der späteren Rektoren der Leipziger Universität, meines guten Freundes Lothar Rathmann 1952 zunächst noch als Überschrift: „Zeugnis für Nichtlehrer“. Erst in der Ausgabe von 1953 des gleichen Dokumentes war zu lesen: Diplomhistoriker.

Auch waren manche Mitglieder des Lehrkörpers traurig darüber, dass die Unterscheidung zwischen ordentlichen und außerordentlichen Professoren entfiel. Am besten hatte uns als Studenten die Begründung gefallen, die unser Rektor Schorsch, Prof. Dr. Georg Mayer, für die alten Bezeichnungen gefunden hatte Er sagte: „Ein ordentlicher Professor heißt deshalb ordentlicher, weil er nichts Außerordentliches leistet, und ein außerordentlicher heißt deshalb so, weil er nichts Ordentliches leistet“. Unser Jubel war schier grenzenlos! Im Übrigen haben sich die meisten der berufenen professores nie völlig mit den neuen Bezeichnungen identifiziert, sondern 1968 bei der Wiederauferstehung der Ordinarien im Gefolge der III. Hochschulreform mit Freuden wieder ihre Visitenkarten ändern lassen. Mir persönlich erwachsen, als meine Familie die neuerliche Urkunde prüfte, dagegen erhebliche Schwierigkeiten. Meine Professur an sich wurde nicht bezweifelt. Aber dass ich ordentlich sei, glaubte angesichts der Ordnung auf meinem Schreibtisch niemand!

Für das Studium brachte die Hochschulreform an den Philosophischen Fakultäten insofern eine Umgestaltung, als man als Student nur noch ein Fach studierte. Als ich 1948 anfang, studierte ich im Hauptfach Geschichte, im Nebenfach Germanistik und dazu Pädagogik. Wer Oberschul- oder Gymnasiallehrer werden wollte, musste das machen. Im Hauptfach erwarb man die Lehrbefähigung bis zur Abiturstufe und im Nebenfach bis zur mittleren Reife. Wenn man die Anforderungen, Zwischenprüfungen usw. im Studienplan Geschichte erfüllte, blieb es jedem Studenten unbenommen, Vorlesungen nach seinem Geschmack in beliebigen Fakultäten zu besuchen. Ich machte reichlich Gebrauch davon. So tauchte ich in der Anatomie auf, im Zivilrecht usw. Meine Bekannten, wie z.B. Ruth Nixdorf, die seit 1947 Jura studierte, sagte mir Bescheid, wenn der alte Jacobi wieder einmal einen interessanten Vaterschaftsprozess analysierte usw. Überhaupt liebten wir Jacobi. Wenn er einmal ins Gewandhauskonzert ging, hatte das Orchester Großalarm. Es soll vorgekommen sein, dass er sich beim dies academicus vom Konzertmeister Professor Bosse die Geige geliehen und als Stehgeiger das Orchester a la Johann Strauß bei einem seiner Walzer geleitet hat. Natürlich hörte ich weiter bei Frings. Er war nicht nur Ordinarius für Germanistik– Althochdeutsch u. Mittelhochdeutsch, sondern man erzählte sich, dass er 42 Sprachen sprechen würde. Wahrscheinlich stimmte das. Einmal sagte er mir, dass jetzt ein sehr schöner Roman in Neuisländisch erschienen sei. Er habe diese Sprache in den letzten 14 Tagen gelernt und habe nun ein großes Spaßvergnügen mit dem Roman.

Natürlich ging ich auch weiter zu Hermann August Korff. Wie der Goethes Liebeslyrik interpretierte und vortrug, war unbeschreiblich. Auf der ersten Reihe in seinem Kolleg saßen immer einige Studentinnen, die ihn deshalb mehr als verehrten. Einmal kam er mit einer Nachschriftenmappe unter dem Arm und sagte zu uns: „Mit der Post erhielt ich diese Mappe. Irgendwo ist sie gefunden worden. Der Besitzer bzw. die Besitzerin möge sie bei mir im Sekretariat abholen. Auf der Mappe steht nur Korff. Der Eigentümername fehlt“. Wir

beobachteten den Vorgang weiter. Ein Vierteljahr später hatte der Studentenklatschfunk ein neues Thema: Prof. Dr. Korff und die besagte Studentin waren aufgeboten. Natürlich blühte der Klatsch und steigerte sich zum Wahnsinn, als die junge Frau Korff schließlich in den Schwangerschaftsurlaub ging. Korff muss an die 65 gewesen sein und das Mädchen vielleicht gerade einmal 21. (Zahlenangaben ohne Gewähr.) Damals wurde folgende Story erzählt: „Ein nackter Mann geht ohne alles, nur mit einem Spazierstock versehen, durch die Wüste. Auf einmal steht vor ihm ein Löwe. Der Mann legt seinen Spazierstock an und brüllt: BUMM! Darauf fällt der Löwe tot um.“ Und wenn man sich an dieser Stelle provozieren ließ und bemerkte, dass das Quatsch sei, dann antwortete der Erzähler: „Hinter der nächsten Düne stand einer mit einem geladenen Gewehr...“

Ich wurde, weil die Zahl der Studenten stieg und die schon etablierten Lehrkräfte nicht in der Lage waren, die nunmehr anfallende Unterrichtsstundensumme abzudecken, Hilfsassistent. Die Hilfsassistentenfunktion hatte für mich neben der Tatsache, dass ich Institutsbibliothekar war und Proseminare halten musste, einen großen Vorteil. Man war immer eng am Chef dran und bekam so Aufgaben übertragen, die an „normale“ Studenten nicht so ohne weiteres herangetragen wurden. Es war 1952, als Ernst Engelberg an mich und meinen Freund Fritz Schaaf die Bitte herantrug, für ein Buch von ihm die Sach- und Namensregister sowie das Literaturverzeichnis zu machen. Seitdem gucke ich mir beim Kauf eines Buches zuerst die Register an. In weit mehr als 50 % der Fälle kann ich dann entscheiden, ob die Schwarte etwas taugt oder nicht.

Viel Spaß machten mir auch die Seminare, die ich halten durfte. Oft saß ich stundenlang zu Hause und bereitete mich vor. Dennoch ist mir sehr oft passiert, dass die Studenten mir Fragen stellten, auf die ich von allein wahrscheinlich nicht gekommen wäre. Dann suchten wir im Seminar zusammen die Antwort. Das ging sehr gut. Selbst dann, wenn wir in der vorgegebenen Zeit keine überzeugende Antwort fanden. Sie freuten sich, wenn ich gestand, dass ich genau so suchte wie sie. Heute weiß ich, dass einer der wesentlichen Unterschiede zwischen einem Schullehrer und einem Universitätsprofessor oft ist, dass ersterer aus Autoritätssucht glaubt, alles wissen zu müssen. Gestandene Professoren genießen nicht selten immer mehr Achtung, wenn sie die Studenten merken lassen, dass ihrem Wissen auch Grenzen gesetzt sind und sie schöpferische studentische Beiträge zu Problemlösungen ehrlich willkommen heißen.

Als die Diplomprüfung nahte, fiel die DDR in eine ernst zu nehmende Krise. Letztere war allenthalben spürbar. Die Lebensmittel wurden knapp, und die Preise derselben stiegen. Das war nicht das Schlimmste. Besonders blödsinnig war, dass wir Mitglieder der Partei allen Ernstes angehalten wurden, z. B. die Erhöhung der Marmeladenpreise als einen Fortschritt beim Aufbau des Sozialismus darzustellen. Diese oder ähnliche ZK- Anweisungen fanden bei uns keine Gegenliebe.

Dieses blöde Agitationsgephrase wurde noch durch ein Linkssektierertum hohen Grades ergänzt. Allen denjenigen Personen, die ein selbstständiges Geschäft betrieben oder gar ein Privatunternehmen ihr Eigen nannten, also Kapitalisten waren, wurden die Lebensmittelkarten entzogen. Das wäre ja alles noch gegangen, wenn die kartenfreie Lebensmittel verkaufende HO (Handelsorganisation) genug Waren gehabt hätte. So aber mussten meine damalige Frau und ich mich entschließen, ihren Eltern, sie waren Mitbesitzer einer erzgebirgischen Spielwarenfabrik, eine von unseren Lebensmittelkarten zuzusenden.

Komplizierter wurde die Sache in Fragen der Entlohnung in den Produktionsbetrieben. Die Volkswirtschaft der DDR erreichte Anfang bis Mitte der fünfziger Jahre jenen Punkt ihrer

Entwicklung, an dem die weitere Produktionssteigerung mit Hilfe der Verwendung neuer Technik typisch wurde. Konkret hieß das, dass man zur Herstellung eines bestimmten Produktes nicht mehr 100 Stunden, sondern vielleicht nur noch 25 benötigte. Klar war damit für jeden auch nur minimal ökonomisch gebildeten und denkenden Menschen, dass nunmehr bei Stücklohn für eines der Produkte nur noch ein Viertel des Lohnes gezahlt werden brauchte, wenn der gleiche Lebensstandard beibehalten werden sollte. Nicht der unmittelbare Produzent verursachte die Produktionssteigerung, sondern die Technik!

Nun im Kapitalismus versteht das sogar die Gewerkschaft. Sicher verstand das auch der FDGB im Sozialismus. Während man aber im Kapitalismus, z. B. in den drei Westzonen, in einem solchen Falle neue Arbeitsnormen mit verminderter Stückentlohnung für normal erklärte, wurden bei uns in der DDR von denselben westlichen Normaldenkern Losungen ausgegeben wie: Im Sozialismus darf es keine Lohnkürzungen geben! Abgesehen davon, dass in einer solchen Situation wirklich auch Entscheidungen von zuständigen Instanzen getroffen wurden, die einen wirklich die Galle zum Überlaufen bringen konnten, blieb für mich alles überschaubar. So war es mir auch nicht verwunderlich, dass sich zum Teil wirklich infame Nazis an die Spitze der aufgebrauchten Meuten stellten, um Rache am Sozialismus zu nehmen.

Am 17. Juni 1953 kam es zu Demonstrationen und Streikversuchen, die heute oft vor allem von denjenigen als Arbeiteraufstand bezeichnet werden, die diesen und die folgenden Tage nur noch vom Hörensagen kennen. Ich erlebte den 17. 6. wie folgt:

Ich saß zu Hause in der Schenkendorfstr. 11 an meinem Schreibtisch. Weil ich in zwei Tagen meine erste Diplomprüfung hatte, lernte ich. Das Telefon klingelte, und mein Freund Fritz sagte: „Eberhard, komm mal ins Institut. Irgendetwas stimmt nicht, hier geht etwas schief.“ Ich machte mich auf die Socken. Als wir uns getroffen hatten, gingen wir zunächst zur Baustelle, Windmühlenstrasse, dann zum Ring. Auf beiden Baustellen roch es nach Streik. Obwohl, eine neue Technologie war von uns dort nicht zu entdecken. Noch dominierte die Bauarbeit nach der Devise: ein Stein, ein Kalk, ein Bier. Nicht ein Kran war auf einer der beiden Baustellen zu sehen. Schließlich kam ein Mensch in Bauarbeiterkluft, ohne jeden Flecken, so zusage frisch aus der Kammer, zu uns – wir waren inzwischen eine Gruppe von vielleicht 20 einfach neugierigen Personen - und schwafelte etwas, was den Herrn in seiner gespielten Eigenschaft als Bauarbeiter eher als greenhorn kennzeichnete.

Anschließend gingen wir in Richtung Karl- Marx- Platz/ Schillerstraße. Da kam ein Demonstrationzug. Wieder dominierten Bauarbeiter in kaum beschmutztem weißem Bauarbeiterhabit, so zusage frisch von Purotex, (ich glaube, so hieß die chemische Reinigung in Leipzig). In einem Glied lief ein Herr mit hellgrauen Hosen, blauem Jackett, Sonnenbrille und einem Tennisschläger in der Hand. Er brüllte vor: „Von Ulbricht, Pieck und Grotewohl, da haben wir die Schnauze voll!“ Er forderte die Mitläufer auf, auch zu schreien. Das geschah aber doch nur sehr zögerlich. Dann kam eine Straßenbahn der Linie 11 aus Markkleeberg, Die Straßenbahner streikten nicht. Sie schob sich im Schritttempo durch die Kolonne Da schrieb der Tennisonkel mit Kreide an die Bahn: „Hängt Spitzbart!“ Das war mir zu viel. Ich packte ihm an der Jacke und sagte: „Abwischen, du Faschist!“ Er war so erschrocken, dass er mir gehorchte, sein Jacket als Wischlappen benutzte und anschließend verschwand.

Dann bog der Zug auf den Leuschnerplatz in Richtung Peterssteinweg ein. Offensichtlich wollte man zum Amtsgericht. Im Hof des Gerichtes war ein Gefängnis. Ein Teil des Gebäudes aber war inzwischen Sitz der Historischen Institute und der Theologischen Fakultät der Universität. Auch unser Institut war dort und eine Mensa. Wir lösten uns von der Kolonne

und organisierten mit den Studenten zusammen die Verteidigung des Gebäudekomplexes, wobei uns die Utensilien der Gerichtsvollzieherei gute Dienste bei der Stabilisierung der Eingänge zu unserem Gebäudegeviert zum Bau von Barrikaden erwiesen. Mit freundlichen, aber unmissverständlichen Worten und Gebärden bewogen wir die Kolonne, ihre Absicht fallen zu lassen und von einem Eindringen in die Universitätsgebäude abzusehen.

Irgendjemand schoss zwar noch aus der Menge auf uns. Getroffen wurde niemand. Als wir unser Ziel erreicht hatten, kamen sowjetische Panzer und drängten die Schaulustigen und Neugierigen aus der Beethovenstrasse und dem Peterssteinweg in Richtung Leuschnerplatz. Um Unfälle zu vermeiden, nahmen wir eine ganze Anzahl von Frauen mit Kleinkindern und Kinderwagen in unserem Gebäude auf. Inzwischen war die Verteidigung von uns militärisch organisiert. Endlich konnten wir einiges des bei der Wehrmacht Gelernten für die Verteidigung der Demokratie verwenden. Trotzdem, man war vor Überraschungen nicht sicher.

Gegen 18 Uhr hatte die Mehrheit der zeitweiligen Mitbewohner unseres Gebäudes im Alter von 1 bis 3 Jahren Hunger. Auf der Straße war Sperrstunde. Also mussten wir für die Frauen mit Kindern ein Nachtlager errichten und eine Kinderspeisung durchführen. Es war möglich, wir hatten ja eine Küche. Nur, wie kommt man am 17.6.1953 in der Zeit der Ausgangssperre zu einer genügenden Menge Babynahrung? Ich erhielt den Befehl, die Speisung zu realisieren. Es gelang, wir haben niemand hungern lassen müssen!

Die folgenden Tage waren vor allem von großen Diskussionen geprägt. Natürlich war unter uns das Hauptthema: Wie konnte es so weit kommen? Welche Fehler wurden von uns gemacht? Gegen diese „Fehlerdiskussion“ schritt dann Berlin ein. Einige wurden deswegen oder, ich sage das einmal so, wegen erwiesener karrieristischer Feigheit vor dem Feind aus der Partei ausgeschlossen. Ich beschäftigte mich in diesem Zusammenhang einmal mehr mit der Frage: Was will ich? Die Antwort war klar: Ich wollte und will den Sozialismus. (Wie der richtige aussieht, weiß ich zwar bis heute nicht genau, aber der Kapitalismus hat es bei mir bis zum St. Nimmerleinstag verschissen!).

Nebenbei machte ich den Abschluss als Diplomhistoriker. Mit dem Ergebnis konnte ich zufrieden sein. Nicht alles war nach meinen ursprünglichen Vorstellungen gelaufen. Das begann gleich mit der Diplomarbeit. Ich wollte gern über die Rolle Richard Wagners im Mai 1849 in Dresden schreiben. Als ich das Ernst Engelberg vortrug, winkte er ab und meinte: „Weißt du, ich muss ein Buch über Deutschland zwischen 1849 und 1871 schreiben. Guck einmal nach, wie sich der Bergbau und das Hüttenwesen damals entwickelt haben und nimm dir einmal die entsprechenden Firmengeschichten mit vor! Außerdem: Bergbau und Hüttenwesen machen auch Krach – wie Wagner!“ Das war eine Weichenstellung für mein ganzes Berufsleben.

Ich gebe allerdings zu, dass das Thema an sich für mich absolutes Neuland bedeutete, obwohl ich schon einmal auf dem Steinkohlenwerk Karl Liebknecht in Oelsnitz/Erzg. eingefahren war. Das hatte uns Adolph Hennecke – er fuhr dort seine berühmt gewordene Schicht – am 6. Mai 1953 persönlich organisiert. Ernst Engelberg hatte am 5. Mai in Lugau einen Vortrag über die Verbindung der Lugau - Oelsnitzer Bergarbeiter mit Karl Marx und Friedrich Engels gehalten. Das war damals die Reviergroßveranstaltung im Karl-Marx-Jahr. Noch drei Mann von unserem Institut waren mit ihm mitgefahren. So erklärt sich auch der Titel jener im Tribüne Verlag erschienenen Broschüre, die wir hinterher erarbeiteten und die ein Jahr später erschien.

Eines Tages kam eine Einsatzkommission, die uns Stellen vermittelte. Natürlich wollte ich immer noch Oberschullehrer werden. Irgendwie hätte ich die mir fehlenden pädagogischen Abschlüsse noch nachgemacht. Aber daraus wurde wieder nichts. Man erklärte mich zum wissenschaftlichen Nachwuchskader, und ich wurde zunächst Assistent in unserem Institut für Geschichte des deutschen Volkes an der Karl– Marx- Universität Leipzig.

7. Der Weg an die Akademie

Da es noch Jahre dauern sollte, ehe Engelbergs Buch fertig wurde und wir an der Leipziger Universität damals keinen ernst zu nehmenden Wirtschaftshistoriker hatten, nahm ich an der Humboldt- Universität Berlin Kontakt mit Jürgen Kuczynski auf und besuchte aller 14 Tage sein Doktorandenseminar. Er hatte in jenen Wochen gerade eine Diskussion über die historische Position von Perioden der völligen Übereinstimmung des Charakters der Produktivkräfte mit den Produktionsverhältnissen in der Geschichte der Völker vom Zaune gebrochen. Ich fand das absolut spannend und bereute nicht mehr, anstatt Musikhistoriker nunmehr zunächst Wirtschaftshistoriker geworden zu sein. Als Jürgen Kuczynski mich dann 1955 fragte, ob ich nicht bei ihm im Institut an der Akademie der Wissenschaften arbeiten wollte, sagte ich ja!

Aber, der 17. Juni hatte längere Auswirkungen. Als regelmässig nach Berlin Reisender rief man mich eines Tages in die Universitätsparteileitung und bat mich, in Berlin den Genossen Walter Barthel aufzusuchen. Dieser sollte an die Leipziger Universität an unser Institut als Professor berufen werden. Ich sei der Parteiorganisator des Institutes, und er hätte in diesem Zusammenhang noch ein paar Fragen an mich, die ich ihm beantworten solle. Das klang alles einleuchtend. Irgendwie kam mir der Name Barthel bekannt vor. Ich grübelte noch während der Eisenbahnfahrt nach Berlin und meinte dann zu mir selbst: Der muss doch bis vor kurzem noch Staatssekretär bei Wilhelm Pieck gewesen sein!

Nachdem ich alles andere bei Jürgen Kuczynski erledigt hatte, fuhr ich dann nach Pankow und klingelte an der Tür. Ein kleiner Herr trat, begleitet von einem Dackel und einer Katze, heraus und begrüßte mich. Er hatte Kaffee gekocht, Kuchen gab es auch, und dann stellte er sich vor: Walter Bartel, Häftling in Buchenwald seit Gründung des Lagers bis 1945. Leiter der erfolgreichen bewaffneten Befreiungsaktion daselbst am 17. April 1945. „Wir haben uns selbst befreit und dann die Amerikaner empfangen“. Solange die SS noch in Buchenwald herrschte, hat sich keiner von ihnen dort sehen lassen!

Ich traute mir kaum zu sagen, wer ich war: HJ- Führer, faschistischer Soldat, Vater NSDAP usw. Ich schämte mich. Hund und Katze hatten inzwischen Platz auf meinen Oberschenkeln genommen und achteten darauf, dass ich nicht zu viel von dem Kuchen aß, sondern das ihnen zustehende Teil abgab. Walter staunte. Das hatten seine Tiere noch nie gemacht, deshalb fiel es ihm vielleicht leichter, mich auch für einen angenehmen Menschen zu halten. Wir haben uns sehr lange unterhalten. Mit Mühe erreichte ich den letzten Zug vom Ostbahnhof. nach Leipzig.

Um den 17. 6 herum hatten verschiedene Genossen Dozenten und Professoren gefordert, die Redaktion der Leipziger Volkszeitung durch eine andere abzulösen, und sich für diese Aufgabe zur Verfügung gestellt. Die Bezirksleitung mit Paul Fröhlich an der Spitze witterte Hoch- und Staatsverrat und ging gegen dieselben „parteiерzieherisch“ vor.

Dann kam der erste Mai 1954. Die demonstrierenden Marschblöcke der Universität hatten sich für die auf der Tribüne stehende politische und staatliche Bezirksobrigkeit etwas besonders Schönes ausgedacht. An der Spitze marschierten der Rektor und der Senat. Dann kamen, in militärischer Formierung, die Koreaner und Chinesen, dann die anderen Ausländer und daran anschließend die Kampfgruppen der Universität. Die Gruppen waren am 17. Juni entstanden, hatten sich freiwillig bei der Verteidigung der Universitätsgebäude gebildet. Sie besaßen zwar nicht die offizielle Montur und Bewaffnung der Betriebskampfgruppen, sondern nur FDJ- Kleidung und die KK- Gewehre der GST (Gesellschaft für Sport und Technik).

Natürlich waren auch die Studentinnen mit von der Partie. Auf den Stellplätzen hatten ihnen die altgedienten ehemaligen Landser das Links- und Rechtsum während des Marsches und anderes mehr beigebracht. Mit ihren Tanzsaalerfahrungen lernten die Mädels die neuen Schrittfolgen und ähnliches spielend. Dann kam der große Augenblick der Bewährung. Der rechte Flügelmann kommandierte „Achtung!“ und jeweils wahrscheinlich an die 300 Personen marschierten im Stech- bzw. Paradeschritt an der Tribüne auf dem Karl- Marx- Platz vorbei. Das war so gut, dass uns sicher die Oberkommandierenden der Garde am Leninmausoleum in Moskau sofort als Reserve gechartert hätten.

Den Göttern der Macht von Leipzig und Umgebung verschlug es jedoch die Sprache. Ihnen kam wieder zum Bewusstsein, dass die Karl- Marx- Universität und die DHFK (Deutsche Hochschule für Körperkultur), wenn es darauf ankam, am 17. Juni der angeblich führenden Kraft der Gesellschaft, der Arbeiterklasse, mitunter den Marsch zum Wohle des Sozialismus sehr deutlich und nicht nur agitatorisch geblasen hatten. Sie bekamen Angst und lösten per Beschluss alle an den Hochschulen Leipzigs seit 1953 bestehenden Kampfgruppen auf. Das war die zweite Angst, die ihnen beschert wurde. Das erste Mal hatten viele von ihnen am 17. selbst nicht immer als kämpferisches Vorbild gewirkt. Und beim zweiten Mal vergaßen sie, dass der Sozialismus mit Recht die militärische Ausbildung der Studenten so ziemlich obligatorisch machte. Als ich später 1958 eine Filiale von Jürgen Kuczynskis Institut in Leipzig leitete, wurde ich wieder Mitglied der Kampfgruppe. Nur wir hatten als Akademie der Wissenschaften keine eigene, sondern waren dem Leipziger Schlachthof angeschlossen. Wir kennzeichneten unter uns unsere Kampfkraft mit dem Slogan: Wie die Verpflegung, so die Bewegung!

Sieben Jahre war ich Mitarbeiter von Jürgen Kuczynski, dieses einfach genialen Menschen. Nach meinem 1955 erfolgten Antritt in seinem Institut bestellte er mich zu sich. Zuerst gaben wir beide unseren bis dahin vollbrachten Lebenslauf zum Besten. Mir ging es so ähnlich wie bei Walter Bartel, als ich hörte, dass er Mitarbeiter von Ernst Thälmann, Gründer des statistischen Büros der US- Gewerkschaften, zunächst ab 1933 in der Illegalität in Deutschland, dann Chef (immer wechselweise mit Kurt Hager, weil immer einer von beiden von der Justiz Großbritanniens wegen nicht erlaubter politischer Tätigkeit im Gefängnis saß!) der KPD- Emigrantenorganisation in Großbritannien war. Natürlich erzählte er mir beim ersten Mal nicht alles. Manches erfuhr ich tröpfchenweise. Gerhard Bondi, der einige Zeit Rektor der Martin- Luther- Universität Halle/ Wittenberg und mit Jürgen zusammen in britischer Emigration gewesen war, hatte einmal fallen lassen, dass Jürgen Kuczynski Offizier der US- amerikanischen Armee war. Zunächst wunderte ich mich nur darüber, dass die Amerikaner trotz dieser Tatsache dennoch den II. Weltkrieg gewonnen hatten. Es sollte die Gelegenheit kommen, noch Näheres diesbezüglich Jürgen selbst aus der Nase zu ziehen. Einmal liefen wir „Unter den Linden“ entlang zur Professorenmensa. Da spielte die Nationale Volksarmee große Wachablösung. Während die Kapelle den Yorkschen Marsch von van Beethoven schmetterte, meinte ich zu Jürgen: „Also ehrlich, dich könnte ich mir als Kommandierenden hier nicht vorstellen!“ Er schaute mich an und meinte: „Da hat doch wieder jemand dummes Zeug gequatscht, ich erzähl dir selber, wie alles war!“

Er begann: „Also, kurz bevor 1944 die Invasion begann, schickte Eisenhower einen Kurier zu mir mit der Bitte, dass ich in die US- army eintrete, um die stellvertretende Leitung der Kommission zu übernehmen, die die Auswirkung des alliierten Bombenkrieges in Deutschland analysieren sollte. Vor allem Statistiker hätten mich empfohlen.“ Jürgen hat sich dann mit Wilhelm Pieck in Moskau in Verbindung gesetzt und um die Zustimmung des ZK der KPD gebeten. Die Genehmigung kam mit dem Bemerken, bitte tritt nicht als gemeiner Soldat dort ein. Uns wäre lieb, wenn du gleich zu Höherem berufen würdest. Das war seitens

der Amis auch geplant, und so fing Jürgen als colonel (Oberst) an. Als er das erste Mal in London in Uniform aus dem headquarter kam, war ihm das Bestaunen durch einen großen Teil der kommunistischen europäischen Emigrantenkolonie gewiss. Natürlich hat Jürgen Kuczynski eine Kopie besagter Bombenkriegsanalyse bei seiner Selbstentlassung aus der army mit in die Sowjetische Besatzungszone gebracht und diese Walter Ulbricht zur Weiterverwendung übergeben.

An Jürgens Institut hatte ich zunächst meine Dissertation zu erarbeiten, zu verteidigen und dann als Buch herauszugeben. Thema: „Die Lage der Bergarbeiter im Lugau- Oelsnitzer Steinkohlenrevier von 1889– 1913“. Auf meine Frage, was ich für ihn zu tun hätte, sagte er, dass er grundsätzlich alles allein mache und das gleiches auch von mir erwarte. Mir war es recht. Wenn auch anders, als bisher gewohnt.

Obwohl ich in Leipzig wohnte und Jürgen natürlich auf der Parkstraße 94 in Berlin– Weißensee, betreute er meine Arbeit sehr aufmerksam. Ich hatte bei meiner Arbeit einen Quellenbestand in den Archiven der VE– Steinkohlenwerke zur Auswertung genutzt, nämlich die Mannschaftsbücher und Knappschaftsrollen sächsischer Steinkohlenunternehmen, die bisher so gut wie überhaupt nicht das Interesse von Historikern erregt hatten. Einige Tausend Bergleute hatte ich so nach etwa 110 Möglichkeiten ausgezählt. Es kamen dadurch sehr interessante Dinge in technologischer wie sozialer Hinsicht zum Vorschein. Meine diesbezüglichen Strichlisten samt zugehörigen arithmetischen Ergebnissen füllten einen Koffer für sich. Trotzdem, der Jürgen wollte sie einmal sehen. Ich fuhr zu ihm, dann räumten wir sein Arbeitszimmer aus und legten alles auf seinen Teppich breit. Anschließend krochen wir beide auf allen Vieren darauf herum, und ich erläuterte mein Werk. Mein Chef war sehr beeindruckt. Er schwor mir, dass er mich nicht mehr mit dem ganzen Salat zu sich nach Berlin bestellen würde. Trotzdem sagte er mir, ich solle mich beeilen. Er habe die Absicht, das Ganze bald als Buch zu lesen. Im Sommer 1957 promovierte ich in Leipzig. Gutachter waren Kuczynski und Engelberg.

Es war dann für mich sehr schön, dass meine Dissertation als Buch unter dem Titel: „Bergarbeit zur Kaiserzeit“ gerade wegen dieser Passagen sowohl in Frankreich als auch in den USA besonders beachtet wurde.

Wenn jemand liest und nachdenkt, also der Wächtler, der Kuczynski und der Engelberg, alle drei Kommunisten, nun, da kann ja nichts schief gehen. Da kann ich nur sagen: Denkste, denn auch Kommunisten sind nur Menschen, besonders die Professoren. Meine beiden Gutachter wischten sich gern einmal beide eins aus. Zwei Beispiele will ich dafür hier bringen.

Einmal war es soweit. Der Direktor des Instituts für Geschichte an der Akademie wurde seines Amtes enthoben. Das war kein großes Problem. Viel schlimmer war die Beantwortung der Frage: Wer wird der Neue? Räte, Beiräte und die Gesamtleitung des Instituts tagten pausenlos. Einmal war so eine Sitzung. Aus irgendeinem Grunde kam Ernst Engelberg zeitiger aus dem Zimmer. Neugierig fragte ich ihn: „Nun, hat das Kurfürstenkolleg den neuen König gefunden?“ Ernst Engelberg wehrte lachend verlegen ab, murmelte etwas mir nicht Verständliches in seinen nicht vorhandenen Bart und verschwand. In diesem Augenblick trat Jürgen hinter einer Säule hervor, fragte mich, was ich Ernst gefragt hätte. Als er es gehört hatte, schüttelte er den Kopf und sagte: „Eberhard, du bist doch sonst so ein kluger Mensch. Warum hast du nicht gefragt: Ernst, willst du nun der goldene Bulle sein?“

Umgekehrt ging es manchmal auch ganz schön her. Wir hatten einen in der DDR, der sich für sehr bedeutend hielt und traurig war, dass er noch keinen Nationalpreis hatte. Nicht dass er

sich deshalb darüber irgendwo beschwert hätte, nein, er verfiel auf eine andere Idee. Jedem, den er außer sich selbst für irgendwie doch bedeutend hielt, schrieb er in der Berliner Zeitung eine kleine Laudatio zum nächsten Geburtstag. Monatlang hatte es immer geklappt. Nur einmal ging es schief. Er hatte sich Jürgens Geburtstag falsch notiert. Statt am 9.9. war er am 9.8. notiert. Jürgen las es als erster. Da hat er noch gelacht. Aber dann kamen die Fresskörbe von Ulbricht, Grotewohl usw. Engelberg las die Gratulation gegen 11 Uhr. Ihm kam der Termin seltsam vor. Also rief er die Kaderabteilung der Akademie an, fragte nach Jürgens Geburtstag und erhielt die Antwort 9.9. Daraufhin gab er telefonisch ein Telegramm an Jürgen mit den Worten auf: „Herzlichen Glückwunsch zur Frühgeburt! Dein Ernst Engelberg!“.

Als sich das richtige Datum dann in Berlin herumgesprochen hatte und Jürgen genüsslich das Telegramm las, klingelte es wieder und wieder. Mit dem Ausdruck des Bedauerns und Entschuldigung versichernd, wurden die Geschenke wieder abgeholt. Jürgen aber schimpfte: „Einen ganzen Arbeitstag hat mir der Idiot gestohlen!“ Bei Ernst Engelberg hat er sich aber in aller Öffentlichkeit bedankt.

Meine Freude, wer freut sich nicht, wenn er die Dissertation hinter sich hat, wurde sehr stark dadurch getrübt, dass mir Ärzte im Dezember 1957 zu verstehen gaben, dass meinem Vater nur noch Tage zum Leben verblieben. Er hat sich über meine Dissertationsurkunde noch einmal so richtig gefreut. Im Januar 1958 war es dann so weit. Viele seiner alten Kollegen kamen und als Rentner musizierten sie noch einmal wie beim NSKK und in der Landesoper für ihn. Mit „Eine feste Burg ist unser Gott“ gaben sie ihm, gaben wir ihm das letzte Geleit. Sein ehemaliger NSKK– Musikzugführer, Heinz Elber, ein sehr guter Geiger, spielte, von einem Harmonium begleitet, noch einmal das Largo aus Händels Oper Xerxes. Manchmal hatte ich, wenn er diese Liebesmelodie auf seinem französischen Cello anstimmte, meinen Vater auf dem Klavier begleitet.

Zum Schluss wollten sich die Musiker bei mir noch wegen des Chorals entschuldigen. Sie hatten nicht gewusst, dass ihr Kollege nicht mehr in der Kirche war. Ich sagte ihnen, dass dieser mir sehr gefallen hat: „Nun ja, ein Choral war es auch, aber für mich gilt vor allem: Er war die Marseillaise des Bauernkrieges“. Im Übrigen, sagten einige der Musiker mir bei dieser Gelegenheit, seien fast alle Kameraden von Vater, die mit ihm 1917/18 den letzten Kriegswinter im Schützengraben bzw. im Unterstand an der Marne verbracht hatten, frühzeitig an Krebs gestorben. Vielleicht forderte nicht erst der zweite Weltkrieg Strahlungstode, aber will das wirklich jemand heute wissen? Neben mir sagte in diesem Moment der Bruder meiner Mutter, dem auch das KZ nicht erspart geblieben war: „Dein Vater war ein guter Mensch, ein sehr guter“.

Jürgen gab mir in den nächsten Tagen den Auftrag, an seinem Institut einen Arbeitskreis für Geschichte des Bergbaus aufzubauen. Ich habe das gern gemacht und viel Spaß dabei gefunden. Ich weiß nicht mehr genau, wie viele junge Leute in diesem Kreis Mitglied waren. Wenn ich mich richtig erinnere, dürften mit Hilfe dieser Forschungsgruppe mehr als 300 junge Wissenschaftler promoviert und mehr als 30 habilitiert bzw. die B-Promotion verteidigt haben.

Die Grundlage für diese erfolgreiche Arbeit war jedoch von mir schon etwas früher gelegt worden. Den Grundstein dafür legte ich noch an der Karl- Marx- Universität. Mit einem Studentenzirkel begann es. Wir suchten ständig nach neuen Studienformen. Es musste doch möglich sein, Studenten schon planmäßig während des Studiums in größere

Forschungsthemen einzubeziehen. Dass so etwas hin und wieder schon geschah, war an sich ein alter Hut. Nur geschahen solche Ergebnisse noch zu sehr zufällig.

1954 verkündete ich, dass ich vorhatte, einen Studentenzirkel zu gründen, der sich in der vorlesungsfreien Zeit mit der Geschichte des sächsischen Steinkohlenbergbaus befassen und dazu vom 1. bis zum 31. Juli in Oelsnitz/ Erzg. in den Betriebsarchiven der VEB Steinkohlenwerke „Karl Liebknecht“ und „Deutschland“ forschen sollte. Das ganze Unternehmen wurde ein großartiger Erfolg. Diese Betriebsarchive, geleitet von Walter Fritsch und Elfriede Liesche, waren bzw. sind einmalige Quellenschätze. Es war gelungen, den alten Konzernaktenbestand 1945 vor nazistischen Vernichtungsaktionen zu bewahren. (Sicher ist es nicht nur ein Zufall, dass heute Kollege Prof. Dr. Tenfelde, Bochum, immer mal wieder Dissertationsthemen zur Geschichte der Bergarbeiter in Hitlerdeutschland vergibt, die besonders für das Gebiet der ehemaligen DDR zugeschnitten sind. (In den trizonesischen Firmenarchiven haben die Direktionen alles in ihren Kräften stehende getan – auch in Borken (Hessen) -, um sich von sie belastenden Archivalien weitgehend zu befreien.). Die in den Jahren 1954 und 1955 im Gefolge unserer Zirkelarbeit entstandenen Graduierungsarbeiten sowie eine Reihe von größeren und kleineren Publikationen unterstreichen diese Wahrheit ebenfalls.

Natürlich durften wir auch einfahren. Sepp Zach. der (wie man im Dialekt dort unten sagt) Gesell Henneckes, betreute unsere Grubenfahrt. Wir lernten viel. Manchmal wurde uns auch mulmig. Es ist schon ein eigenartiges Gefühl, so an die 100 Meter auf einer Schüttelrutsche durch einen Reserveort zu robben und dabei akustisch zu vernehmen, wie der Berg über dir arbeitet und auf den Ausbau drückt. Natürlich war es auch interessant, einen Gesteinsvortrieb mit Sonderbewetterung aufzusuchen. Sepp wollte das unseren beiden weiblichen Zirkelmitgliedern ersparen. Infolge der Wärme da unten arbeiteten die Gesteinshauer barfuß bis zum Halse. Irgendwie hatten unsere beiden Damen gemerkt, dass der Sepp sie abhängen wollte.

Woran erkennt man unter Tage, wer kommt? Natürlich nur am mitgeführten Bergmannsgeleucht! An uns Jungen waren normale Bergarbeiterleuchten, Hängelampen der Firma Friedemann und Wolff (später VEB Grubenlampe Zwickau), ausgegeben worden. Die sind ziemlich schwer. Deshalb bekamen die Mädchen leichtere Steigerlampen. Also dachten die Arbeiter vor Ort, dass wieder einmal eine Befahrung durch Reviersteiger oder ähnliches nahte. Aber stattdessen kamen unsere Damen als erste am Ziel an! Nun ja, die Stimmung war entsprechend. Obwohl mir und Sepp die Mädels hinterher bestätigten, dass sie zwar bergbaukundlich sehr viel Neues gesehen hatten, in anthropologischer Hinsicht sei ihnen dagegen alles schon bekannt gewesen.

Aber vorher war etwas passiert, was uns viel mehr beeindruckte. Eine meiner spätere Assistentinnen, Rosel mit Namen, hatte in einer Akte aus dem Jahre 1943 einen Bericht des auch für die Kriegsgefangenenlager der damaligen Gewerkschaft „Gottes Segen“ zuständigen Knappschaftsarztes gefunden. Darin hieß es sinngemäß: Im französischen Lager wurde darüber geklagt, dass die vom Roten Kreuz übersandten Hustenbonbons nicht zur Verteilung gekommen sind. Sonstiger Gesundheitszustand ohne größere Probleme. Im sowjetischen Lager „waren“, wie es in dem Bericht weiter zu lesen war, „in den Medizinschränken nur eine Pinzette und zwei Papierbinden. Die Gefangenen leiden fast alle an Hungerödemen und Magen- und Darmerkrankungen. Gesundheitszustand insgesamt: Besorgnis erregend. Ursache: Unfähigkeit des russischen Lagerarztes.“

Und eben bei demselben ehemaligen Knappschaftsarzt sollten wir uns nunmehr einfinden, um uns unsere Grubentauglichkeit bestätigen zu lassen. Was tun? Ich sagte: Wir gehen. Ich bin der letzte von uns. Alles verlief problemlos! Auch ich war tauglich. Nach der Zurkenntnisnahme des medizinischen Urteils ging ich zu einem seiner Schränke, öffnete diesen und meinte: „Herr Drokter, schön ist, dass Sie mehr als nur eine Pinzette und zwei Papierbinden in dem Schrank haben.“

Natürlich wusste er, was ich meinte und wehrte sinngemäß ab: „Ich habe das doch so geschrieben, damit jeder, der es las, wusste: Es ist ein von uns Deutschen organisiertes Verbrechen.“ Ich beruhigte ihn: „Wollen wir hoffen, dass nur noch Zeiten kommen, in denen es den Ärzten leicht fällt, den hypokratischen Eid zu respektieren“.

Etwa fünf Jahre später weilte ich einmal in Zwickau, um eine örtliche Konferenz der Deutschen- Historiker- Gesellschaft der DDR vorzubereiten. Ich musste dann noch eine Weile in dem Zwickauer Klubhaus der Intelligenz warten, bis ich mich zu meinem Zuge nach Leipzig trollte. Inzwischen hatte in einem der Nebenräume eine öffentliche Versammlung der Ärzte des Kreises Zwickau begonnen. Als die Diskussion begann, kam der Kreisarzt in Schwierigkeiten. Deshalb kam jemand zu mir und bat mich, ihm zu helfen. Ich kam gerade, als der Direktor des Bezirkskrankenhauses, es war einer der Schwager von Kaiser Wilhelm II. eine flammende Rede mit den Worten schloss: „Meine Damen und Herren, alle diejenigen haben Unrecht, die da behaupten, dass die Welt erkennbar sei. Gar nichts können wir erkennen, das kann nur Gott!“

Ich meldete mich zu Wort und sagte sinngemäß: „Gesetzt den Fall, Sie haben Recht, dass Sie nichts erkennen, dann würde ich jedem Menschen empfehlen, Sie nicht als Arzt zu konsultieren. Es könnte mir ja dann passieren, dass Sie mir zum Auskurieren einer Halsentzündung eine Bauchbinde verschreiben.“

Natürlich erkennen die Ärzte, auch im Raum Zwickau, viel, wenn auch nicht alles. Und das tun sie schon sehr lange. Im Jahr 1865 erarbeitete ein Arzt aus Oelsnitz einen Bericht über den Gesundheitszustand der Textil- und Bergarbeiter in den westsächsischen Kohlenrevieren. Dieser Bericht war sehr gut. Marx und Engels bekamen denselben in die Hand und verfassten darauf aufbauend eine Beschlussvorlage für den Generalrat der I. Internationale, die damals unter den Linken in der Welt für viel Aufsehen sorgte.

Es gab aber auch Jahre hier in Westsachsen, in denen sich Ärzte nicht trauten, ihrem Gewissen zu entsprechen und die Wahrheit über das gesundheitliche Befinden arbeitender Menschen, besonders der Kriegsgefangenen, zu schreiben. Darf ich Ihnen an Hand von Gesundheitsberichten der Knappschaft VII Zwickau- Oelsnitz dazu Beispiele unterbreiten?“ Der Angesprochene winkte ab, er kannte dieselben und bekundete, dass ich Recht hätte! Was hätte es auch gebracht? Schließlich waren die Methoden der Gauck/Birthler- Behörde damals 1958 nicht bekannt, nicht einmal vorstellbar, dass der Beschuldigte seine Unschuld selbst hätte beweisen müssen. Bald kam die Versammlung zu ihrem Ende. Komischerweise drängten sich noch eine Menge jüngerer Ärzte an meinen Tisch, um mir zu versichern, dass sie vollkommen meiner Meinung seien. Ich staunte darüber. Ein Lehrer klärte mich daraufhin auf, indem er zu mir sagte: „Weißt du, warum sie das machen? Weil sie befürchten, dass du sie von der Trabibestellliste streichen lassen könntest!“ Bon your, DDR!

Dass man Gebrechen der DDR in vielerlei Gestalt begegnete, war ich inzwischen gewöhnt. Ich lernte damit umzugehen. Besonders schizophoren kam das dann auf mich zu, als ich an der Bergakademie Freiberg als Professor angekommen war. Mein Weg dahin, nie im Leben hatte

ich so einen Pfad in meinem Lebensweg für möglich gehalten, begann wie immer alles Schreckliche in der neueren deutschen Geschichte, in Berlin.

Jürgen hatte eine Institutsleitungssitzung einberufen. Zuerst befassten wir uns mit der Vorbereitung einer Betriebsgeschichtskonferenz. Aufbauend auf Maxim Gorki hatten wir eine schöne Bewegung zur Betriebsgeschichtsschreibung in der DDR entfacht. Eine Reihe von Dissertationen und andere Publikationen kündeten davon. Mir machte es auch Spaß, mit zahlreichen schreibenden Arbeitern zusammenzuarbeiten. Mit einem solchen Kollektiv wurde ich auch als FDGB– Literaturpreisträger für die Geschichte des Karl– Marx– Werkes Zwickau „Von den Brückenbergschächten zum Steinkohlenwerk Karl Marx“ ausgezeichnet. Zur Verleihung selbst hatte man mich vergessen einzuladen. Ich erfuhr es erst auf der Petersstrasse in Leipzig, als mir ein Bekannter dazu gratulierte und die entsprechende Mitteilung aus der Zeitung vorlas. Gewissermaßen ist man in Deutschland nirgends sicher, nicht doch von einem Orden oder ähnlichem getroffen zu werden. In Leipzig hatte ich zur Unterstützung dieser Bewegung eine Konsultationsstelle für Betriebsgeschichte aufgebaut, die dann Rudi Schröder leitete. Das Tagebuch derselben hat er im Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte publiziert.

Der zweite Tagesordnungspunkt war unkomplizierter. Jürgen erklärte, er hätte jetzt defacto im Institut vier Stellvertreter. Er brauche aber so viele nicht. Mir schlug er vor, mich nach einer neuen Stelle umzuschauen. Natürlich war man in der DDR damit nicht arbeitslos. Aber, dass ich so eine Würdigung, verknüpft mit meinem Abschied, erhielt, bereitete mir doch ein wenig Kopfschmerzen. Ich fand es einfach schön, bei Jürgen zu arbeiten. Ich wusste, dass ich so einen genialen wissenschaftlichen Kopf als Vorgesetzten nicht wieder erhalten würde.

Aber da war ja noch die Konferenz. Seit der letzten Betriebsgeschichtskonferenz hatten sich in der DDR wichtige Leitungsstrukturen verändert. Die Partei pochte einmal mehr auf ihre führende Rolle. Und die hatte sich auf dem Gebiet der Geschichtswissenschaft das Institut für Marxismus - Leninismus beim ZK der SED vorbehalten. Es gab da einen Genossen, der nunmehr für die Betriebsgeschichte und damit auch in dieser Hinsicht für Jürgen Kuczynski zuständig war. Dieser Genosse war kein anderer als Richard Gladewitz. Richard, davon ging ich nicht ab, war ein ganz toller Kommunist. Ich ließ und lasse nichts auf ihn kommen. Aber wer ihm diesen Streich gespielt hat, sich für Teile der Geschichtswissenschaft in der ganzen DDR verantwortlich fühlen zu müssen, muss ein ganz großes Rindvieh gewesen sein. Jürgen war empört. Niemand im Institut kannte Richard, nur ich. Ich dämmte die Erregung ein wenig: „Natürlich darf Jürgen nicht dahin gehen. Ich gehe an seiner Stelle!“ Hans Radandt erhielt den Befehl, mich zu begleiten.

Richard war froh, als er mich sah. Offensichtlich war ich ihm noch lieber als damals, wo ich früh gegen 6 Uhr bei ihm anfang, Holz zu hacken. Dann erklärte ich Richard, wie die Konferenz ablaufen sollte. Er sagte mir, dass er nichts davon verstünde und lieber in Rente gehen wolle, als sich in diesem Zimmer noch sehr lange aufzuhalten.

Dann kam die Konferenz. Ich machte Jürgen und Richard miteinander bekannt. Sie zogen sich in einen Nebenraum des Konferenzgebäudes zurück. Sie hatten sich sehr viel zu erzählen, die beiden Kommunisten. Einer war der erste Bezirksbürgermeister vom Mont Matre nach dem Fall von Paris und der andere Oberst der US- amerikanischen Invasionsarmee. Haben die beiden sich gefreut, sich endlich kennen gelernt zu haben. Ob sie noch einmal im Konferenzsaal erschienen sind, weiß ich nicht mehr. Es war eine gute Konferenz. Aber was lehrte sie mich: Man muss die Partei ernst nehmen, aber nicht zu ernst! Oder, wie das Gleiche mein guter Freund Akos Paulinyi aus der Slowakei an Hand der Geschichte des

österreichischen Generalstabs für das Überwinden derartiger Situationen empfahl: Die Lage ist hoffnungslos, aber nicht ernst zu nehmen!

In Zwickau hatte sich ein Zirkel schreibender Arbeiter, wie schon erwähnt, daran gemacht, ein Buch mit dem Titel „Von den Brückenbergschächten zum VEB Steinkohlenwerk Karl Marx“ zu schreiben. Als das Werk fertig war, war es in entscheidenden Partien völlig misslungen. Die Wut der Beteiligten war groß. Was tun? Ich galt als Hauptkritiker und stand sozusagen dem Zorn der Wütenden am nächsten. Zur Überraschung der Autorenkollektivmitglieder meckerte ich nicht als außen stehender Besserwisser, sondern trat in ihr Kollektiv ein. Besonders die Hauer Helmut Helbing und Georg Wanschaf wurden mir sehr kreative Partner. Wir schafften faktisch ein neues Buch. Es fand die schon erwähnte Auszeichnung. Man schenkte mir als Anerkennung für meine Mitarbeit ein Ölbild von Willy Glier, ich glaube, es hieß: Frühstück vor Ort! Mir fehlte in meiner Leipziger Wohnung eine entsprechend große Wand dafür. Es müsste eigentlich heute noch im damaligen Klubhaus des Werkes hängen.

Ich gab mir immer Mühe, auf Konferenzen nur dann „kluge“ Ideen von mir zu geben und das mit dem Fakt zu verbinden und zu demonstrieren, dass ich mich vor deren Umsetzung in die Praxis nicht scheute. Weiter habe ich an sich weder im beschriebenen Fall noch in später ähnlichen Situationen nichts getan.

Nichtsdestotrotz, meine Monate in Berlin waren gezählt. Noch hatte ich aber Funktionen nebenbei in Dresden, Leipzig und Berlin, die mich mitunter auch ganz schön belasteten.

Im Übrigen habe ich Jürgens „Institut für Wirtschaftsgeschichte an der Akademie der Wissenschaften“ nie völlig verlassen. Er band mich mit einem Werkvertrag noch weiterhin an sein Institut. Er fragte mich auch ab und zu um Rat. Als er die Institutsleitung abgab, war er etwas unsicher, ob sein Institut von allen auch Wirtschaftsgeschichte aufweisenden Universitäten und Hochschulen als das wissenschaftliche Leitzentrum anerkannt würde. Es ist nicht einfach, Nachfolger eines Jürgen Kuczynski zu werden. Ich hatte das kommen sehen. Deshalb machte ich ihm den Vorschlag, zusätzlich zum Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte vom Institut noch eine DDR- weite Bibliographie aller einschlägigen Veröffentlichungen und Publikationen zur Wirtschaftsgeschichte und Geschichte der Produktivkräfte zumindest jährlich herauszugeben. Das geschah. Manche anderen Führungsansprüche wurden damit fast automatisch ad absurdum geführt. Das betraf vor allem besonders diejenigen Personen, die wissenschaftsorganisatorisch führen wollten, aber eigentlich darüber hinaus nicht genau wussten, um was es sich bei Wissenschaft handelt.

Im Übrigen, manchmal geruhte Jürgen auch mich darauf aufmerksam zu machen, dass ich vertraglich ihm gegenüber zu Leistungen verpflichtet wäre. Ich sagte: „Das stimmt! Doch, wenn ich die 100 Mark, die ich bei dir jährlich brutto verdiene zu meiner Gesamtlohnsumme von 28.800 Mark der Deutschen Notenbank der DDR hinzurechne, erhalte ich insgesamt 28.900 Mark. Teile ich das durch die gängige Arbeitszeit, dann entfällt auf dich nur ein sehr kurzer Zeitraum. Ich habe den Eindruck, dass unser jetziges Gespräch nach dieser Rechnung zwar in diesem Jahr begonnen hat, inzwischen aber schon im nächsten Jahr stattfindet.“

8. Der Sozialismus hatte es in sich

In Dresden z. B. war, richtiger gesagt, bin ich seit 1958 Mitglied der Redaktion der „Sächsischen Heimatblätter“. Es gab in der DDR inzwischen, der alten, vor 1952 aktuellen Länderstruktur geschuldet, fünf solche regionale, vornehmlich geschichtswissenschaftliche Zeitschriften. Sie waren ordentlich in Inhalt und Form, wurden vom Kulturbund der DDR herausgegeben und für die Heimatgeschichtsforschung unerlässlich. Aber sie hatten einen Fehler, wie so manches, sie kosteten Geld. Das hatte die DDR damals nicht mehr im notwendigen Umfange. Also bekamen sie die Lizenznummer entzogen und damit war deren Ende verkündet. Später einmal fasste mein guter Freund und „Schüler“ Harald Marx, heute Chef der Galerie Alte Meister der Staatlichen Kunstsammlungen in Dresden, eine solche Situation in die ihm eigene Weisheit: „Möglich ist nur das, was ökonomisch machbar ist!“

Gerhard Thümmler, der unsere Zeitschrift 1954 aus der Taufe gehoben hatte, und Annelies Eschke, damals Mitarbeiterin im Kulturbund, rannten sich in Dresden und Berlin, gegen diese Liquidationsbeschlüsse protestierend, fast die Beine vom Arsch weg. Ich beschloss in meiner Eigenschaft als Präsidiumsmitglied der Deutschen Historiker- Gesellschaft und Vorsitzender des Bezirksverbandes IV (Cottbus, Dresden, Karl-Marx-Stadt und Leipzig) zu helfen. Ich sprach beim Presseamt vor und flog hinaus. Der Chef desselben, Kurt Plecha, brüllte mir nach: „Du brauchst hier nicht wieder in der Angelegenheit zu erscheinen, es sei denn, Kurt Hager schickt dich!“ Das sollst du haben, beschloss ich. Gerhard Thümmler hatte inzwischen einen Plan erarbeitet, wie wir unsere Zeitschrift auch ohne staatliche Zuschüsse herausgeben wollten. Das war eine glanzvolle Idee. Ich beschloss, bei meinen kommenden Erhaltungsaktionen nicht mehr auf die Bedeutung unserer Bedeutung zu verweisen. Stattdessen betonte ich: „Wir scheißen auf euer Geld, steckt es euch an den Hut. Wir brauchen keines, aber unsere Lizenznummer!“ Das wollte mir aber zunächst niemand so richtig glauben.

In diesen Wochen fand schließlich der II. Kongress der Deutschen Historiker- Gesellschaft der DDR im Lichthof des Dresdner Rathauses statt. Ranghöchster Ehrengast war niemand anderes als Kurt Hager. Natürlich wollte ich an ihn heran. Stundenlang erschien es mir leichter, in der Elbe erfolgreich nach Gold zu tauchen, als mein Gespräch mit ihm unter Dach und Fach zu bringen. Irgendwie fiel mir auch ein, dass ich irgendwann einen Film gesehen hatte, wo so ein armes Schwein wie ich versucht hatte, beim Papst eine Audienz zu bekommen. Er ist, glaube ich, vorher gestorben. Ich hatte Glück. Hager musste einmal auf den Ort, den auch Kaiser zu Fuß aufsuchen. Ehe die zuständigen Schatten die Situation begriffen hatten, war ich auch auf dem Locus. Beim Pinkeln wurden wir uns, Kurt Hager und ich, einig. Er versprach mir, wenn wir kein Geld brauchen, muss der Plecha uns die Lizenznummer sofort wiedergeben und wir können weiter erscheinen! Er hat Wort gehalten. Wir erschienen als einzige regionale Zeitschrift weiter.

Natürlich war es nicht ganz so einfach, wie man sich das jetzt vorstellen könnte. Das Präsidium des Kulturbundes hatte nämlich inzwischen beschlossen, die Heimatblätter einzustellen. Auf der Stelle trat ich aus dem Kulturbund aus. So war ich nicht mehr an seine Beschlüsse gebunden und übernahm die Heimatblätter als Organ des Bezirksverbandes IV der Deutschen Historiker- Gesellschaft. „Aber das geht doch nicht“, jammerten die Botaniker, Aquarienfreunde und Artverwandte auf der ersten Redaktionssitzung der unsterblichen Heimatblätter, (Die Sitzung fand in Hans Preschers Zimmer im Mineralogischen Museum im ehemaligen Ständehaus statt), „wir sind doch keine Historiker!“ Ich glaube, in dieser Situation zitierte ich aus Goethes dramatischen Werken der Periode des Sturm und Drang und sagte, dass ich alle Anwesenden hiermit zu Historikern ernenne. Der deutsche Adel in der

poetischen Gestaltung des Götz von Berlichingen durch Goethe hat mir in dieser Situation mehr geholfen als ein Zitat von Karl Marx oder Friedrich Engels. Mir fiel auch kein passendes ein! Ich habe weder damals noch später danach gesucht. Einige Jahre sind wir dann zum Wohle der DDR und des Sozialismus so gefahren. Natürlich bin ich in der DDR noch einmal heftig von denen kritisiert worden, die den Verbotsbeschluss noch im Kulturbund heimisch gemacht hatten. Nachdem der Herrgott ihnen wieder etwas Sinn und Verstand gegeben hatte, kritisierten sie mich, weil ich mich nur für eine und nicht für fünf Zeitschriften stark gemacht hätte. Der Präsidialrat des Kulturbundes war der Kritiker. Es kann sein, dass ich Goethe bei dieser Gelegenheit noch einmal zitiert habe! Schließlich bildete ich mir ein, ein gebildeter Mensch zu sein, und Goethe ist schließlich unser Größter, und den Kulturbund wollte ich nicht enttäuschen!

Eine kleine Sache will ich hier noch ergänzen. Zu der Zeit, als man versuchte, die Sächsischen Heimatblätter zu beseitigen, aber doch schon abzusehen war, dass sie weiter bestehen werden, wurde ich noch einmal in die Bezirksleitung der SED Dresden bestellt. Das war noch in einer Zeit, bevor Hans Modrow als 1. Bezirkssekretär nach Dresden kam. Dort versicherte man mir zunächst, dass man natürlich alles tun werde, um die Heimatblätter weiter voranzubringen. Nur, der Name sei doch nicht mehr zeitgemäß. Wäre es nicht besser, das Wort „Sächsische“ aus dem Namen zu entfernen. Ich hätte vor Freude juchzen können und entgegnete: „In dieser Hinsicht folgen wir gern dem Beispiel der Zeitung der SED-Bezirksleitung Dresden, der „Sächsischen Zeitung“. Beide Presseerzeugnisse haben ja bis heute hinsichtlich ihres Namens die Wende gleichermaßen unbeschadet überstanden, hinsichtlich der finanziellen Situation sicher wiederum nicht. Aber das ist ja dann auch nicht neu.

Als bedeutend für meine Arbeit sollte sich der Umstand erweisen, dass Rolf Reuter 1961 wieder in meiner Nähe, in Leipzig, auftauchte. Er übernahm die Leipziger Oper mit dem gesamten Aufführungsprogramm. Nicht ein Tag wurde dieser Laden geschlossen, damit er erst einmal etwas hätte probieren können. Das ganze Programmrepertoire übernahm er gewissermaßen aus dem hohlen Hut! Natürlich bat er mich, in seine Vorstellungen zu kommen.

Das erste, was ich bei ihm sah, war der Rosenkavalier mit seinem früheren Kreuzschulklassenkameraden Theo Adam als Gast. Ich war begeistert, wie Rolf den Richard Strauß hinlegte. Auch die anderen Opernaufführungen, die ich unter seiner musikalischen Leitung erlebte, bestärkten mich in der Überzeugung, dass ich Recht getan hatte, für ihn, ohne irgendeine Kompetenz dazu zu besitzen, im Jahre 1947– wie schon geschildert– eine positive Beurteilung zu erfinden. Darin war, zum Wohle des Sozialismus, alles erfunden und erlogen! Aber meine waschechte Urkundenfälschung half, besonders dem Sozialismus! Ein paar Wochen später dirigierte er sein erstes Gewandhauskonzert. Das Orchester applaudierte ihm. Wie die Rezensionen ausfielen, weiß ich nicht mehr. Aber Leipzig bildete keine Ausnahme unter den europäischen Musikzentren. Auch hier waren die Rezensenten mitunter von keiner sonderlichen Sachkenntnis getrübt.

Manchmal gingen wir zusammen Mittagessen. Meist waren wir dabei in der Professorenmensa der Universität. Man kannte uns dort bald. Beim ersten Mal hatte ich für eine bestimmte Uhrzeit sechsmal Leinöl mit Pellkartoffeln und Quark sowie 5 Flaschen Selterwasser bestellt. Das war Rolfs Lieblingsspeise. Und wenn er z.B. von früh 7 Uhr an im Opernhaus die Meistersinger probiert hatte, da hatte er einen Hunger wie ein im Akkordlohn schaffender Möbelträger. Als wir kamen, sagte der schon auf uns wartende Ober: „Die anderen Herrschaften kommen wohl noch?“ „Nein da, kommt niemand mehr. Wir sind nur

hungrig!“ Dann verzehrte Rolf fünf Portionen und trank das Wasser. Und das Tollste war, verglichen mit mir, war er dürre wie ein Windhund. Während ich schon damals Ehrenmitglied. in einem Klub der Wohlbelebten hätte werden können, hätte er Ehrenmitglied der durch die Aktion „Brot für die Welt“ zu Bedenkenden werden müssen.

Manchmal hatten wir auch wunderschöne Erlebnisse. In der Vorbereitung der Premiere von Nabucco hospitierte ich einmal in einer Probe in der Szene mit dem Ohrwurm „Freiheitschor“. Da stand auf der Bühne ein in prächtigen weißen Gewändern gekleidetes Volk, das laut Textbuch unter fürchterlichen Bedingungen in der Wüste, von Peinigern terrorisiert, dahinvegetieren musste. Deshalb singen sie ja von der Freiheit. Rolf kam nicht ganz klar mit der für ihn aktuellen Regiefassung, drehte sich zu mir um und fragte mich, ob mir das so gefiele? „Nein, die Leute auf der Bühne sehen nicht aus wie ein geknechtetes Volk, sondern wie die Kunden vom VEB Purotex (chemische Großreinigung in Leipzig), die gerade ihre Klamotten aus der chemischen Reinigung zurückerhalten, dann sich schnell umgezogen haben, um pünktlich im Probenraum zu erscheinen. So herausgeputzt erwarten sie dann einen Sonderbeifall des Publikums. Damit wird die Oper eigentlich nichtssagend und ins Gegenteil verkehrt. Hier darf kein Beifall kommen, sondern die Zuschauer müssen begreifen, wie groß, schön und gewaltig die ersehnte Freiheit in Gestalt der Melodie und wie beschissen ihre tatsächlich für sie maßgebende gesellschaftliche Situation des singenden Volkes ist.“ Der Chor applaudierte meine Einwände, die Regie wurde neu akzentuiert, und bei der Premiere gab es an der Stelle keinen Beifall. Insgesamt aber war die Aufführung ein großer Erfolg. Wir waren sehr zufrieden!

Das Schönste erlebte ich kurze Zeit später. Rolf erhielt das Angebot, eine Verfilmung des „Fliegenden Holländer“ zu dirigieren. Joachim Herz, ein damals sehr bekannter und geschätzter Opernregisseur, sollte den ganzen Film inszenieren. Gespannt fuhren die beiden nach Babelsberg zur DEFA, zu einer zweitägigen Beratung. Am ersten Tag abends klingelt das Telefon. Rolf war völlig außer sich, vor allem weil man ihn nötigen wollte, den Film mit dem DEFA- Sinfonieorchester zu machen. Ich fragte ihn, wo er sei. Er war in Leipzig. „Hör auf, mir am Telefon etwas zu erzählen. In einer Stunde treffen wir uns, bringe Papier und einen Kugelschreiber mit.“

Er kam und erzählte. Ich lachte nur und sagte: „Pass auf, wenn du morgen alles das erzählst, was ich dir jetzt diktiere, dann kannst du diesen Film musikalisch so machen, wie du ihn willst .Schreib!

1. Wenn die DDR einen Musikfilm zu Ehren Richard Wagners macht, dann muss sie nicht lernen, sondern die Welt erwartet, dass sie etwas von uns lernen kann.
2. Um Richard Wagner zu würdigen, kann die DDR nur auf zwei internationale Spitze verkörpernde Orchester zurückgreifen: Entweder man nimmt das Orchester seiner Geburtsstadt Leipzig, das Gewandhausorchester, oder die von Wagner selbst als Wunderharfe bezeichnete Sächsische Staatskapelle Dresden.
3. Die DDR ist zurzeit Spitze in der Pflege der internationalen Musikkultur hinsichtlich der Zahl der Orchester sowie der Qualität derselben. Wir sollten uns nicht mit sicher sehr anerkennenswertem Mittelmaß präsentieren, sondern mit Spitzenniveau. Alles andere gliche einer bewussten Schädigung des Ansehens, das sich die DDR verschafft hat usw. usf.

Am Abend des nächsten Tages (oder war es schon nachmittags) klingelte das Telefon wieder. „Es hat geklappt! Schon nach dem Punkt 2 unterbrach man mich und erklärte, dass man alles noch einmal durchgerechnet habe. Ich konnte bekommen, was ich wollte. Ich nahm das Gewandhausorchester, weil ich in Leipzig wohnte und die Proberei für mich so nicht allzu

anstrengend war. Im Übrigen, auf der Rückfahrt im Auto fragte mich Herz: „Herr Reuter, waren diese wunderbaren Phrasen auf ihrem Mist gewachsen? Toll, wie Sie damit die Schlacht für uns gewonnen haben.“ Ich ließ Herz dumm sterben, kommentierte Rolf, soll er denken, was er will!“

Noch ein Ereignis traf mich in Leipzig, das von mir viel Kraft erforderte. Aber es war mir ein Vergnügen zu helfen. Eines Tages traf ich auf dem Wilhelm- Leuschner- Platz zu Fuß meine Abiturchemielehrerin, Dr. Ingetraut Ludolphi. „Wo wollen Sie denn hin,“ fragte ich. „Zur Vorlesung!“ „Hier?“ „Ja, ich studiere nämlich Theologie!“ „Wie sind Sie denn auf diese Idee gekommen?“ neckte ich sie. Wir zogen uns irgendwohin zurück, und sie erzählte mir. Man hatte sie als Biologielehrerin verdonnert, die Ansichten von Lyssenko in der von der KPdSU bearbeiteten Fassung als biologisches non plus ultra im Unterricht zu verkaufen. Sie hatte sich geweigert, das zu tun. Da hatte man ihr nahegelegt, den Schuldienst zu quittieren. Sie hat dann das Angeratene getan.

Direktor an unserer Oberschule in Dresden- Plauen war damals Herr Nixdorf, der Vater meiner ehemaligen Schulfreundin, die mit mir zusammen FDJ- Gruppenleiter unserer Schulgruppe war. Dr. Ludolphi sprach mit großer Hochachtung von Herrn Nixdorf, der mit der ganzen Angelegenheit delikats umging. Immerhin gehörte er zu den Dresdner jüdisch belasteten Menschen, die den Luftangriffen der Engländer und Amerikaner im Februar 1945 ihr Leben verdankten, da sie sich eigentlich am 14. früh zum Abtransport nach Terecin (Theresienstadt) ins KZ im Polizeipräsidium auf der Schießgasse einzufinden hatten. Obwohl Nixdorf Dr. Ludolphi kündigen musste, sprach sie angesichts seines Lebenslaufes und dem Leid, das ihm und seiner Familie erneut 1945 durch in Dresden einmarschierende Angehörige der Roten Armee widerfahren war, sehr menschlich, vielleicht sagt man besser christlich. Das Verabschiedungsgespräch war für ihn erneut keine einfache Mission.

Das war es. Ab und zu trafen wir uns zufällig, quatschten eine Weile miteinander. Sie beendete ihr Studium, promovierte und habilitierte. Schließlich wurde sie Dozent. Ich arbeitete noch in Berlin, da traf ich sie wieder einmal ganz aufgeregt. „Ich bin erledigt“, meinte sie. „Kommen Sie mit“, versuchte ich sie zu beruhigen. „Ich lade Sie ein. Wir gehen zusammen ins Professorenklubhaus essen“. „Lieber nicht“. Ich gab nicht nach, und sie folgte. Also, was war los. Sie meinte, dass sie am nächsten Tag möglicherweise von der Staatssicherheit verhaftet würde. Folgendes war passiert. Vor Weihnachten waren zwei Theologiestudenten eingebuchtet worden, weil sie in irgendeine Aktion gegen die DDR verwickelt waren. Dem ach so christlichen Dekan der Fakultät war das nahe gegangen, und als er einmal seine jüngste Dozentin traf, sagte er: „Frl. Dr., würden Sie bitte so freundlich sein und für die Familienangehörigen der beiden Verurteilten eine kleine Sammlung zur Unterstützung von deren Weihnachtsfest organisieren?“

Dr. Ludolphi, immerhin war der Dekan ja so etwas wie ihr Vorgesetzter, tat wie erbeten. Irgendjemand hat das zur Anzeige gebracht, und so wollte man als erstes ihr am nächsten Tag ein Disziplinarverfahren wegen Durchführung einer nicht vom Ministerium des Inneren der DDR genehmigten Solidaritätsaktion zu Gunsten von Staatsfeinden anhängen. „Nur ruhig“, sagte ich, ging zum Telefon und rief den Rektor, Prof. Dr. Georg Mayer, an. Wir kannten uns inzwischen ganz gut. Er bestätigte mir, dass am nächsten Tage das Disziplinarverfahren auf seinem Tisch lag. Ich sagte ihm, dass ich gerade mit der Dame gesprochen hätte und ihn bitten würde, sich dieselbe noch einmal selbst an zu hören.

Er schickte sofort seinen Dienstwagen. Dr. Ludolphi stieg ein. Ich rief ihr zu, dass ich im Klubhaus auf sie warten würde. Nach etwa 90 Minuten kam das Auto mit ihr wieder, und sie sagte: „Es gab Kaffee, Kuchen, Wein und Kognak. Dann musste ich reden. Er hat mich nicht

unterbrochen, aber zum Schluss gesagt: „Liebe Kollegin, wenn Sie morgen alles so erzählen wie heute und es ist die Wahrheit, passiert Ihnen gar nichts.“

„Nun gut“, sagte ich, „dann auf Wiedersehen bis morgen 12 Uhr, dann lasse ich Ihnen ein neues Essen servieren.“ Sie kam pünktlich und sagte: „Als erstes hatte der Rektor mich und den Dekan zu sich gebeten. Dann musste ich alles so berichten wie am Vortage. Als der Dekan meine Erzählung bestätigte, war es aus mit der Fassung des Rektors. Er sagte sehr laut: „Ausgerechnet an meiner Universität, der Karl- Marx- Universität, verbreitet der Dekan der Fakultät, die sich auf einen Mann beruft, der sich für die Wahrheit hat ans Kreuz nageln lassen, Unwahrheiten, die geeignet sind, unschuldige Menschen zu verurteilen. Das Disziplinarverfahren gegen Frau Dr. Ludolphi fällt aus, da die Beschuldigung falsch und deshalb unzutreffend ist. Sie hat nur einen Auftrag eines ihrer Vorgesetzten befolgt!“ Dann schickte der Rektor alle anderen erschienenen Disziplinarkommissionsmitglieder wieder an ihre Arbeitsplätze. Dem Dekan sagte er, dass er sofort 3000 Mark, (es können auch 5000 gewesen sein, auf die Höhe der Summe kann ich keinen Eid mehr schwören,) auf dem entsprechenden Konto für den Aufbau Vietnams einzuzahlen habe. „Und Sie, meine Dame“, dabei zwinkerte er mit den Augen, „fühlen sich bitte von mir auf das schärfste verwarnt.“

Noch etwas hat mir in meiner Leipziger Zeit viel Spaß bereitet. Ich hatte, gestützt auf die Deutsche Historiker- Gesellschaft an der Karl- Marx- Universität Leipzig und in einem Jahr auch an der Pädagogischen Hochschule Dresden Ferienuniversitäten für Geschichtslehrer, Betriebshistoriker und schreibende Arbeiter sowie für in kleineren Museen tätige Historiker realisiert. Als Referent gewann ich viele Kollegen, die in der DDR Rang und Namen hatten. Natürlich hat mich auch Jürgen Kuczynski nicht im Stich gelassen. Er sprach begeistert und überzeugend. Außerdem verarschte er so schön die Lehrer, wenn es nötig war. Eine seiner Ferienuniversitätsvorlesungen fand im Hörsaal 40 des alten Universitätshauptgebäudes in Leipzig statt. Dort prangte an der Stirnwand ein Transparent mit der Aufschrift: „Rauchen verboten?“ Während er sprach, zog er aus einer seiner Anzugtaschen mehrere Tabakpfeifen und eine Tabakschachtel. An einer Pfeife sog er. Darauf sprang einer der an der Ferienuniversität teilnehmenden Lehrer von seinem Sitz auf und rief: „Herr Professor, hier ist Rauchen verboten.“ Jürgen dankte für diesen Hinweis und sagte: „Noch rauche ich kalt. Sollte ich heiß rauchen, kannst du mich hinauswerfen!“

Abends lud ich Jürgen zu mir zum Abendbrot in meine Wohnung ein. Ich musste aber vorher noch meinen Sohn aus dem Kindergarten holen. Jürgen wollte mich unbedingt dorthin begleiten. Danach stiegen wir in die Straßenbahn in Richtung Liebertwolkwitz. Während der Fahrt hat sich Jürgen als hervorragender Großvater erwiesen und dem Jungen lauter Schnickschnack beigebracht. Als wir vor der Wohnungstür standen, probierte mein Sohn das soeben Gelernte an seiner Mutter aus. Halb wütend, halb verlegen sagte sie zu unserem Filius: „Ich möchte nur wissen, welches Rindvieh dir diesen Blödsinn beigebracht hat?“ „Ein Nationalpreisträger“, dröhnte es fröhlich aus dem Hintergrund.

9. Zum Nabel der Welt- Freiberg, wie es leibt und lebt!

Natürlich betrat ich Freibergs heiligen Montanboden nicht zum ersten Mal. Noch lächelte ich, als mir Bekannte bei meinem Empfang folgendes erzählten: Es geschah kurze Zeit, bevor ich kam, dass die Verkehrspolizei in Freiberg beschloss, die Verkehrsschilder in der Stadt neu zu platzieren. So gedacht, so eines Nachts gemacht: Kurz nach 8 Uhr klingelt am Tag darauf das Telefon im Volkspolizeikreisamt. Der Diensthabende vernimmt die wütende Stimme des Bürgermeisters, weil die neu geordneten Verkehrsschilder verhinderten, dass der oberste Regent der Stadt wie gewohnt zum Rathaus fahren konnte. Er kam nicht mehr hin!

Mein persönlicher Lebenslauf bis dahin war durchaus keine Einbahnstrasse. Ich sah mich an einer Straßengabelung. Man empfahl mir, mich als Professor in Greifswald, Jena oder Freiberg zu bewerben. Mich reizte natürlich die Bergakademie am meisten und wurde dort entsprechen vorstellig.

Nachdem ich die akademische Professorenberufungsprozedur im Herbst 1962 überstanden hatte, wurde ich vom Minister für das Hoch- und Fachschulwesen zum 15. 12. 1962 als Professor mit Lehrauftrag für Geschichte des Bergbaus und Hüttenwesens an der Fakultät für Bergbau und Hüttenwesen der Bergakademie Freiberg ernannt. Hätte mir das jemand zehn Jahre früher oder kurze Zeit später prophezeit, ich hätte denjenigen für verrückt erklärt. Nun, es hatte noch zwei weitere Kandidaten gegeben. Nach einem zum Berufungsverfahren gehörenden Gespräch mit einer vom Senat eingesetzten Kommission nahm mich Prof. Dr. Erich Rammner zur Seite und sagte mir: „Ich ahne, dass Sie berufen werden. Bitte sehen Sie zu, dass auch den hier und heute Ihnen unterlegenen Kandidaten durch Ihre Ernennung nicht die Zukunft verbaut wird!“ Ich versprach ihm das, und er half mir dabei. Bald musste ich erkennen, dass mich an der Bergakademie nicht nur Freunde umgaben. Aber wie sagte doch Martin Luther einmal: „Und wenn die Welt voll Teufel wäre...“

Zuerst, das machten mir sowohl der damalige Rektor, Prof. Dr. Günther Hollweg, als auch der SED- Parteisekretär klar, hast du die 200- Jahrfeier der Bergakademie 1965 so zu gestalten, dass die Welt davon spricht und zwar, wenn es geht, in Superlativen positiv. Dazu hast du zu verantworten, erstens die Herausgabe und Abfassung einer Festschrift (de facto einer Geschichte der Bergakademie). Veranschlagt waren dafür etwa an die 1000 Manuskriptseiten und zweitens ein niveauvolles Festprogramm.

Tage später erhielt ich einen Anruf der Abteilung Wissenschaft beim ZK der SED, der das Gleiche besagte, allerdings mit dem Zusatz: „Der Genosse Walter Ulbricht hat die Schirmherrschaft über das Jubiläum übernommen!“ Als von diesen Beschlüssen am stärksten Betroffener konnte ich nur zu mir selber sagen: „Schlimmer geht’s nimmer!“ Das Schwierigste daran war sicher die Festschrift. Es war letztlich ein wissenschafts- und technikgeschichtliches Werk, ein Schlüsselwerk auf dem Gebiete der Montantechnik und Montanwissenschaften. Denn in Sachsen lag mit Freiberg einer der wichtigsten Orte der Welt, an denen sich spätestens seit dem 15. Jahrhundert die pädagogische, literarische und schließlich institutionelle Formierung der Montanwissenschaften vollzogen hatte. Nun, obwohl ich von der ganzen damit im Zusammenhang stehenden Problematik zwar ab und zu schon einiges vernommen hatte, war ich doch, um mit Karl May zu sprechen, noch in vielerlei Hinsicht ein ziemliches greenhorn! Dennoch, ich musste nicht ganz beim Punkte 0 anfangen. Zwei Kollegen, das waren die Personen, die als meine Konkurrenten um die Professur aufgetreten waren, hatten schon bestimmte Vorarbeiten getätigt.

An erster Stelle möchte ich den damaligen Dipl. Ing. Hans Baumgärtel nennen, der sich einem zweiten Studium auf dem Gebiet der Geschichtswissenschaften im Fernstudium an der Universität Leipzig unterzogen, bei mir seine Diplomarbeit mit dem Thema „Bergbau und Absolutismus“ verteidigt hatte und jetzt als Oberassistent an dem von mir geleiteten Institut arbeitete. 1965 promovierte er in Leipzig, ich war erster Gutachter, mit einer Dissertation zum Thema „Vom Bergbüchlein zur Bergakademie“ oder anders ausgedrückt: Von Ulrich Rülein von Calw bis Opper und von Heynitz.

Der zweite war Otfried Wagenbreth. Er war an sich Diplomingenieur, hatte dann als Geologe promoviert und wollte sich nunmehr als Historiker habilitieren. Das war ein Programm, mit dem er bei keiner deutschen Universität, unabhängig von deren Staatszugehörigkeit, auf Verständnis und Entgegenkommen stieß. In zähem Ringen gelang es mir schließlich, die Technische Fakultät der Bergakademie herumzukriegen und seine Habilschrift über „Christian Friedrich Brendel“ zur Verteidigung zu bringen. Dieselbe Fakultät hatte Wagenbreth Jahre vorher eine Habilitationsaspirantur beschafft, jedoch dabei übersehen, dass sie weder das Promotions-, noch Habilitationsrecht auf dem Gebiete der Technikgeschichte besaß.

Doch kehren wir zur Vorbereitung der 200- Jahrfeier der Bergakademie Freiberg zurück. Natürlich stand ich beim Abfassen, Schreiben und Redigieren der zwei Bände Festschrift nicht allein da. 84 Mitautoren waren mir zur Seite gestellt. Dieser Umstand sollte sich im Laufe der Zeit nicht immer als den planmäßigen Verlauf der Arbeit förderlich erweisen.

Zunächst las ich die Beiträge der Angehörigen des Lehrkörpers aller drei Fakultäten. Das ging natürlich anfangs problemlos. Nachdem ich ihnen noch einmal den konzeptionellen Aufbau des Gesamtwerkes erläuterte, stellten sie mir dann ihren Beitrag vor, warum sie diesen so und nicht anders geschrieben hätten. Ehrlich gesagt, diese Gespräche waren für beide Seiten sehr interessant. Ich staune, wenn ich heute nach 45 Jahren die Texte lese, welche brauchbare Kompromisse wir bei der Redaktion von einzelnen Passagen gefunden haben, wo uns eine umfassende Lösung dieses oder jenes Problems damals nicht gegeben war. Ich fühlte mich dabei oft als der Lernende, allerdings die Gesprächspartner, wie sie mir versicherten, nicht minder. Grob gesagt, lernte ich auf diese Weise alle meine Kollegen kennen, dass sie mich nach diesen Kontakten, zumindest mehrheitlich, mochten. Ich sie auch! Einige von ihnen hatte ich derartig für Geschichte interessiert, dass sie einerseits später selbstständig Monographien des von ihnen an der Bergakademie vertretenen Fachgebietes in Angriff nahmen oder andererseits bei verschiedenen Gelegenheiten mit mir zusammen entsprechende Würdigungen von hervorragenden Freiburger Gelehrten vornahmen. Trotzdem, vor die Frage gestellt, was leichter zu einer disziplinierten Arbeit zu bewegen ist, Professoren oder Studenten, hätte ich mich (zumindestens damals) nicht sofort generell für die Professoren entschieden. Ausnahmen bestätigen die Regel.

Manche Kollegen hatten auch Institutsmitarbeiter mit in das Abfassen der Texte eingebunden. Nachdem der Rektor, Prof. Dr. Günter Hollweg, schon 1963 verstorben war, wurde Prof. Dr. Joachim Wrana, Direktor des Institutes für Elektrotechnik, als dessen Nachfolger gewählt. Auf diesen stürzte der ganz Wust der Festvorbereitungen besonders hart ein. Er war in dieser Hinsicht dann deshalb einer meiner schwierigen Fälle. Aber wir haben es zusammen geschafft. Zeit seines Lebens habe ich versucht, ihm das zu danken.

Mitautor war auch der ehemalige Industrieminister der DDR, inzwischen ein gern gelesener Schriftsteller, Fritz Selbmann. Obwohl nicht mehr in Amt und Würden, gehörte er zu meinen

zuverlässigsten Mitautoren. Von 1950 an war er einige Jahre lang im Ministerrat für die Technischen Hochschulen der DDR zuständig gewesen. Die Bergakademie Freiberg verdankte ihm sehr viel für ihre Weiterentwicklung.

Natürlich gab es während des Machens des Buches auch unvergessliche Erlebnisse. Manche machten mir das Leben ganz schön sauer, von anderen und dem damit verbundenen Anekdoten zehre ich heute noch. Zunächst will ich einige der grässlichen schildern. Ich bin in Dresden geboren. Dann lebte ich von 1948 bis 1964 in Leipzig, seit 1955 arbeitete ich in Berlin. 1962 kam ich dann an die Bergakademie und vollbrachte nach relativ kurzer Zeit dort eine totale Bauchlandung. Damit machte ich mir in Freiberg die sich Unfehlbarkeit zusprechenden Ortsgötter zum Hauptfeind, ich meine die SED- Kreisleitung. Ich hatte bisher nur in Großstädten gelebt. Über das Klima in einem Kaff wie Freiberg und dessen Bedeutung für wissenschaftliche Arbeit dachte ich bis dahin nicht nach.

Dabei begann alles so harmlos normal. Irgendjemand bat mich in Vorbereitung der Spielzeit des Stadttheaters Freiberg 1963/64 vor dem Ensemble und weiteren Mitarbeitern einen Vortrag über „Tradition und Erbe“ zu halten. Ich sagte zu und begann dann meine Rede zuerst mit der Erklärung, was man unter Tradition und was unter Erbe versteht. Nachdem ich dann an historischen Beispielen das Ganze noch unter verschiedenen Gesichtspunkten erläutert hatte, schloss ich. Einige Teilnehmer hatten Fragen, ganz normale. Besonders interessierte in der Diskussion, dass jeder gesellschaftliche Prozess eine oder mehrere Formen, Erscheinungen, Hüllen hat, die gesellschaftlich passiv und deshalb mit anderen gesellschaftlichen Inhalten koppelbar sind und so als Tradition erscheinen. Um z.B. einen Weihnachtsbaum in einer Wohnung aufzustellen und am 24. Dezember darauf die Kerzen anzuzünden und seine Kinder zu beschenken, muss man natürlich nicht unbedingt gläubiger Christ sein.

Man bat um noch einige Beispiele. Ich erzählte den Anwesenden eine Menge. Zum Knackpunkt wurden folgende zwei Beispiele. „Vielleicht erinnern Sie sich. In den Wochen um den 17. Juni 1953 herum trugen manche der sich zum Protest gegen die DDR bekennenden Menschen, vor allem Jugendliche, im Westen produzierte Ringelsocken. Orthodoxe DDR- Gläubige sahen angesichts von Leuten mit solcher Fußverzierung rot. Einige Tage später hatte die DDR- Textilindustrie geschaltet und warf auch diesen Artikel auf den Markt. Also zogen jetzt alle, auch Träger des SED- Parteiabzeichens, solche Socken an. Man fand sie modisch. Das war es dann.

„Aber genau genommen“, so fuhr ich fort, „gibt es noch ein schöneres Beispiel. Da leben eine Reihe von Menschen, sie nennen sich Existentialisten, die bringen ihre Opposition zur DDR vor allem dadurch zum Ausdruck, dass sie einen Voll- oder Kinnbart tragen. Ausgerechnet die übersehen dabei, dass auch Walter Ulbricht einen solchen trägt!

Nach dem ersten Weltkrieg gab es 1918, trotz Novemberrevolution und Versailles, eine ganze Reihe von Monarchisten, mein Vater gehörte auch dazu, die stolz sich einen Kaiser- Wilhelm-Gedächtnisbart in das Gesicht frisierten. Das Barttragen, wie wir sahen mit entgegen gesetzter Zielstellung, nämlich einmal pro und einmal contra, hat weder in den zwanziger noch in den fünfziger Jahren geholfen.“

Das war es. Zwei Tage später ging es los. Der erste Kreissekretär hielt mir vor, dass ich durch ungebührliche Äußerungen über den Vorsitzenden des Staatsrates der DDR und Generalsekretär des ZK der SED mich staatsfeindlich engagiert hätte usw.

Über 18 Monate lang wurde ich daraufhin von verschiedenen Parteinstanzen vernommen und belehrt. Schließlich wurde ein Parteiverfahren eröffnet, und ich erhielt dann eine Rüge, es kann aber auch eine strenge gewesen sein. Sicher wurden irgendwo befriedigte Reden gehalten, dass ich parteierzieherisch bestraft worden bin. Ich hatte keine Zeit, mich darum zu kümmern, weil ich arbeiten musste.

Das Manuskript der Festschrift wurde trotz alledem fertig. Nun brauchte ich ein Gutachten, eine Druckbefürwortung. Eine Reihe von Professoren erhielt von der Hochschulparteileitung den Auftrag, solche Gutachten zu erstellen. Als ich diese sah, war mir nicht zum Lachen zu Mute. Zwar wollten die Verfasser dieser Texte mir nicht offensichtlich schaden, aber ich war ja ein durch das Parteiverfahren gebranntes Kind. So versuchten die Gutachter, sich mit einerseits und andererseits so gut es ging, um eine wirkliche Meinung zu drücken. Diesen Mist von Gutachten konnte ich nicht gebrauchen.

Das Manuskript musste nach Jena in die Druckerei. Das Druckgutachten musste in einer Fassung beiliegen und die andere musste, da wir den höchsten Schirmherren hatten, der zu haben war, ins ZK nach Berlin. Zwei Tage vor meiner Reise nach Jena und nach Berlin beriet ich mit dem Rektor, was zu tun sei. Schließlich sagte ich ihm: „Magnifizienz, ich bin morgen früh 7 Uhr in Ihrem Zimmer. Bitte lassen Sie Ihre Sekretärin einen Brief mit folgendem Text schreiben:

„An den Leiter der Abt. Wissenschaft im ZK der SED

Sehr geehrter Herr Hörnig,
anbei sende ich, wie von Ihnen erbeten, das den Druck befürwortende Gutachten für die Festschrift der Bergakademie Freiberg. Der Verfasser des Gutachtens ist Herr Prof. Dr. Eberhard Wächtler, wohnhaft 8029 Dresden, Hebbelstr. 43.

Hochachtungsvoll

Prof. Dr. Ing. habil Joachim Wrana
Rektor”

Ich hatte auf dem Gutachten selbst meine Dresdner Adresse angegeben. Ich wohnte ja wirklich dort. Hannes Hörnig bzw. sein Stellvertreter Arved Kempke ließen sich dann noch eine Kopie des gesamten Manuskriptes kommen. Sie segneten es prinzipiell ab. Ein paar kleinere Korrekturwünsche hatten sie noch, aber das war leicht zu verkraften. Selbst wenn es politisch wohl auch nicht ganz ohne war. An der Bergakademie hatte sich seit 1933 eine Reihe von Angehörigen ziemlich engagiert den Nazis verschrieben. Ihnen waren die Professoren Seidenschnur, Kögler, der Bibliothekar Jacobartl und nicht zuletzt auch Karl Kegel im Wege gewesen. So wurden sie nazirechtsstaatlich entfernt. De jure war einer der für diesen Naziterror Verantwortlichen der damalige NS- Dozentenbundsführer Säuberlich. Er stand auch mit an der Spitze derjenigen, die Erich Rammler die Habilitation an der Bergakademie verbauten. Ich hatte Säuberlich entsprechend gewertet. Nun deutete man mir seitens der Abteilung Wissenschaft an, dass ich mit meiner Wertung zwar prinzipiell Recht hätte. Aber ich sollte mir das Ganze noch einmal überlegen, weil der Vater Säuberlichs KZ-Häftling in Burchenwals war und die Nazis dem Sohn mit Repressalien drohten, sobald er nicht strikt den Naziweisungen folgte. Die Abteilung Wissenschaft des ZK bat mich, die Wertung Säuberlichs noch einmal zu durchdenken, zumal er inzwischen der DDR einen großen Dienst mit der Konstruktion von Hochöfen, Niederschachtöfen, die die Verwendung von Rammlers Braunkohlehohtemperaturkoks in der ersten Stufe metallurgischer Prozesse

gestatteten, erwiesen habe. Damit war ein Teil der Embargopolitik des Westens gegenüber der DDR fürs erste gescheitert.

Die politischen Kreisbehörden Freibergs reagierten anders, sie fühlten sich ausgeschaltet, übergangen. Es gab Querelen. Aber da sie sich ihrerseits dabei übernahmen, d. h. ihre Kompetenz überschritten, war das alles relativ leicht zu ertragen. Man warf mir z.B. vor, dass ich das Festschriftmanuskript nicht den zuständigen Kreisorganen zwecks Erlangung der Druckerlaubnis vorgelegt hatte. Ich wies meinerseits daraufhin, dass diese besagten Instanzen gesetzlich nur für Manuskripte bis 96 Seiten zuständig seien. Sie mussten den Rückzug antreten. Ja, auch die DDR war schließlich ein Rechtsstaat!

Noch einmal beliebte man mich zu erschrecken. Das Sekretariat der SED- Kreisleitung Freiberg beschloss, dass das Manuskript der bergakademischen Festschrift vor Erscheinen erst noch der Kommission für die Geschichte der örtlichen Arbeiterbewegung vorgelegt werden müsste. Schmunzelnd nahm ich das zur Kenntnis. Den Vorsitz in dieser Kommission hatte der Genosse, der vor Hitlers Machtantritt als SPD- Ortsvereinsvorsitzender von Freiberg für die Wahl Hindenburgs und damit gegen Ernst Thälmann agitiert hatte.

Ich verteilte die Druckfahnen der Festschrift in einer diesbezüglich einberufenen Sondersitzung der Kommission. Nach fünf Minuten kam ein ehemaliger KPD- Genosse, der während des Faschismus auch inhaftiert war, zu mir und gab mir seine Druckfahne mit den Worten: „Genosse, ich gebe dir das Zeug zurück. Ich verstehe überhaupt nichts davon, ich bitte dich um Verzeihung!“ Er nahm seine Jacke und ging. Binnen 30 Minuten folgten ihm alle anderen.

In einer weiteren Sitzung drohte mir der Herr Hannes Albrecht, später war er noch einmal Sekretär der SED- Bezirksleitung Suhl und Mitglied des Politbüros, dass er im ZK dafür sorgen würde, dass man mir meine Professur entziehe. „Nun, dann mach mal, viel Glück dabei! Ich habe nämlich gestern in Berlin selbst versucht, diese Professur los zu werden und mich in Mecklenburg als Direktor eines Kulturhauses irgendeiner LPG beworben. Du wirst es nicht glauben, man hat diese meine Bewerbung nicht akzeptiert. Im Gegenteil, man sagte mir: „Ab, wieder nach Freiberg. Wir brauchen dich dort!“

Ich habe im vorangehenden Abschnitt absichtlich von Herrn Albrecht gesprochen, denn er ist inzwischen zur Katholischen Kirche konvertiert und in einen Orden eingetreten. Doch diesen Tausendsassa als Bruder zu bezeichnen – was wohl rechtsstaatlich möglich wäre- widerstrebt mir. Immerhin hatte Jesus Christus Charakter. Im Übrigen, wenn man unter der Führung solcher Idioten wie dem Neukatholiken Albrecht den Sozialismus aufbauen soll, muss es ja schief gehen. Beim nächsten Versuch muss man solche Kanaillen vorher entmachten!

Sehr ernst nahm sich der Senat, als er über den Einband der Festschrift zu diskutieren beschloss. Nach längerem Hin und Her wurde einstimmig beschlossen: Die normale Ausgabe der Festschrift soll in anthrazitfarbenen Ganzleinen mit silberner Schrift versehen sein. Den Beschluss gab ich dem von uns engagierten Buchgestalter an der Hochschule für Buchkunst und Graphik in Leipzig weiter. Er nahm das lächelnd zur Kenntnis und fragte mich zwei Tage später am Telefon: „Wissen Sie, dass wir in der DDR wohnen. Anthrazitfarbenes Leinen ist leider in der Zeit bis zu Ihrem Jubiläum nicht zu beschaffen!“ Er hat dann einen Entwurf in Olivgrün mit Goldschrift gemacht, der ganz toll ankam. Offensichtlich hatten die Senatsmitglieder ihren Beschluss vergessen.

Aber sie hatten ja anderes Wichtige noch zu beschließen. Z.B. war bergakademisch bestimmt, dass auf der Vorderseite der silbernen Gedenkmünze zur 200- Jahrfeier die beiden Stifter der

Hochschule, Friedrich Anton von Heynitz und Carl Wilhelm von Opper, abgebildete werden sollten. Als irgendjemand den Vorschlag machte, auf der Rückseite die beiden bedeutendsten Professoren der Gegenwart zu verewigen, kam die Erregung unter den Mitgliedern des Lehrkörpers zum Kochen. Ich griff zur Beruhigung einen Vorschlag meines Mitarbeiters Doz. Dr. Eberhard Neubert auf, auf der Rückseite der Münze einen Spiegel anzubringen. Dann wüsste jeder, der dort hineinschaut, wer der Bedeutendste ist. Gestaltet haben wir dann die Rückseite mit Schlägel und Eisen und dem Hüttenbesteck!

Fünfzehn Exemplare der Festschrift aber waren exklusiv zu gestalten, Natürlich wurde dafür eine bessere Papiersorte genommen. Statt Ganzleinen sollte diese in Pergament gebunden sein. Goldschrift war auch vorgesehen. Natürlich sollte Walter Ulbricht ein solches Exemplar bekommen. Ich reservierte mir auch ein solches, natürlich ohne erst die Kreisleitung der SED Freiberg zu fragen.

In Leipzig fand ich in der Karl- Liebknecht- Straße einen Kunstbuchbinder, der sich prinzipiell bereit erklärte, die 15 Exemplare anzufertigen. „Aber“, sagte er, „wenn ich das wunderschöne Pergament verarbeiten soll, das Sie besorgt haben, da weigere ich mich, den Goldersatz, den es im Großhandel der DDR gibt, zum Prägen der Einbandaufschriften zu verwenden. Besorgen Sie mir bitte amerikanisches Rollengold. Auch für Ulbricht liefere ich nur Exquisitware.“ Das spielte sich so um den 5. Oktober herum ab, am 13.11. war der Staatsakt, und Walter Ulbricht sollte dort spätestens das Buch erhalten. Wie sollte ich zu amerikanischem Rollengold kommen?

Schließlich fragte ich den Meister, wo dieses verfluchte Gold zu beschaffen wäre. Er meinte und gebärdete sich, als ob das die größte Selbstverständlichkeit wäre, in Schweinfurt! Mir verging das Lachen. „Kennen Sie den Betrieb?“ fragte ich. „Ja, ich habe bis zum Bau der Berliner Mauer auf seinem Messestand hier den Messeonkels gezeigt, was man mit diesem Gold machen kann. Seitdem nimmt die Firma nicht mehr an der Leipziger Messe teil.“ Nehmen Sie bitte das Telefon und suchen Sie eine Verbindung mit dem Betriebsinhaber herzustellen.“ Nach geraumer Zeit kam die Verbindung wirklich zu Stande. Der Handwerksmeister versprach, dem Betrieb wieder einige Messeexponate für die nächste Messe zu machen, nur hätte er kein Rollengold mehr. Das sei nicht so schlimm, kam es durchs Telefon zurück. Man habe ja noch zwei Messerwerbepackungen amerikanisches Rollengold in Schweinfurt auf Lager, die könnten wir bekommen. Die Menge würde ja offensichtlich dicke langen. Ich blieb trotzdem zunächst noch Pessimist. Aber etwa vier Tage später kam zu mir ein Anruf aus Leipzig. Das Gold war da! Die Prachtausgabe war gerettet. Man glaubt nicht, wozu eine Mauer alles gut ist. Als im Mittelalter in Deutschland die Losung Gültigkeit erlangte: Stadtluft macht frei! da blieb der Freiheit nichts anderes übrig, als sich einzumauern! Nur im Mittelalter? Relativ entnervt, erzählte ich das Unternehmen Rollengold unserem Rektor. Er hatte gut lachen!

Einige Wochen vor unserem Jubiläum war noch ein Brief des Pfarrers der Stadtkirche Belgern, Alois Petznik, im Rektorat eingegangen. In selbiger Kirche befindet sich die Gruft des Stifters der Bergakademie, Friedrich Anton von Heynitz. Alois Petznik teilte der Bergakademie mit, dass die Kirchgemeinde zu Ehren von Heynitz einen Sonderfestgottesdienst anlässlich der 200 - Jahrfeier durchführen würde. Der Pfarrer wollte die entsprechende Predigt halten und die zweite Rede sollte von einem Vertreter der Bergakademie in diesem Gottesdienst gehalten werden.

Dieser Brief war wahrscheinlich tagelang von einem Schreibtisch zum anderen gewandert, und jeder hatte sich vor einer Entscheidung gedrückt bzw. sich als nicht zuständig erklärt.

Aber im Kreis Torgau war die Aktivität von Pfarrer Petznik schließlich doch ans Tageslicht gekommen, und man sah sich dort zum Handeln gezwungen. Der Kreisausschuss der Nationalen Front des Demokratischen Deutschland Torgau hielt inzwischen offensichtlich von Heynitz für so bedeutend, dass man zu seinen Ehren nunmehr eine Festveranstaltung machen wollte. Nach einem kleinen Tauziehen einigte man sich auch auf den Termin. In einer Hotelgaststätte fand 15 Uhr die Nationale- Front- Veranstaltung statt und 18 Uhr (es kann auch etwas später gewesen sein), der Gottesdienst in der Kirche. Nunmehr war ich in beiden Veranstaltungen als Redner nominiert. Ich machte dies auch mit Erfolg, obwohl in der Kirche niemand klatschte.

Nun ja, der Saal in der ersten Veranstaltung war ordentlich gefüllt. Zum Schluss rollte mein bergakademischer EMW wieder vor. Ich stieg etwa 17 Uhr ein. Ab ging es in Richtung evangelischer Kirche. Die Glocken läuteten. Vor dem Eingang zum Kirchhof stand Pfarrer Petznik in Amtsrobe, die Bibel unter dem Arm. Wir begrüßten und besprachen uns kurz. In der Kirche brannten die Altarkerzen. Die Orgel dröhnte mächtig. Ich registrierte: Bach! Nebeneinander nahmen wir auf einer reservierten Bank im Kirchengestühl Platz. Er wollte von der Kanzel sprechen und bot mir Gleiches an. Mir war aber ein Stehplatz an der Gruft von Friedrich Anton von Heynitz lieber. De Facto erzählte ich nun meine Rede, wenn auch nicht wortwörtlich, zum zweiten Mal. Die Kirche war sehr voll. Einen Teil der Leute kannte ich schon aus dem Hotelsaal. Alles lief gut. (Im Übrigen habe ich wenige Jahre später in der Kirche noch einmal zu Heynitz gesprochen, als Friedrich Anton irgendeinen runden Geburts- oder Sterbetag hatte)

Unmittelbar nach dem Gottesdienst lud mich der Pfarrer noch zu Kaffee und Kuchen ins Pfarrhaus ein. In der Unterhaltung kamen wir uns noch etwas näher. Er war in Polen aufgewachsen und hatte zusammen mit Marian Spychalski, dem Verteidigungsminister der Bierutregierung, in Warschau studiert. Schließlich war er Pfarrer einer deutschen evangelischen Gemeinde im Heiligen- Drei- Kreuz- Gebirge geworden. Während des Krieges hatte er ein altes Gewölbe unter der Kirche polnischen Partisanen als Lebensmitteldepot zur Verfügung gestellt. Für dieses Engagement hatte ihn die polnische Volksrepublik mit entsprechenden Orden ausgezeichnet. Als aber die deutsche Bevölkerung in seiner Region zwangsausgesiedelt wurde, hat er an der Spitze seiner Gemeinde diesen Schritt mit vollzogen. Seit seiner Ankunft in der späteren DDR war er nun Pfarrer der Stadt Belgern im Kreis Torgau.

Er bedankte sich, dass ich in der Kirche gesprochen hatte. Die Nationale Front- Obrigkeit von Torgau und Umgegend hielt er für Kamele, und seine Frau schenkte mir tüchtig Kaffee nach. Dabei versicherte sie mir, dass es Westkaffee sei, den sie regelmäßig von einer Patengemeinde in Baden- Württemberg zugeschickt bekämen. Ich lobte sie und ihren Kaffee mächtig und begriff trotzdem nicht, was die Leute am Kaffee finden. Trotzdem, Bachs Kaffeekantate find ich schön – sie ist und bleibt für mich das Schönste am Kaffee!

10. Das Kulturvolk der Deutschen und die Freiburger

Einen Tag später war ich wieder zur Audienz bei Magnifizenz, die Sonderbriefmarken galt es abzusegnen. Wir wollten nicht die sächsische Bergmannsparadeuniform darauf haben, sondern hatten dem international bekannten Graphiker Werner Klempke Zeichnungen aus Agricolas „De re metallica“ für den Entwurf als Inspirationshilfe gegeben. Als wir die Marken dem Rektor das erste Mal zeigten, schluckte er, weil die Marken auf den ersten Blick wie eine Szene aus einem Schneewittchenzeichentrickfilm mit den sieben Zwergen wirkten. Nach kurzem Nachdenken freuten wir uns daran, weil hier der Bergmann im Arbeitsprozess dargestellt war und nicht Klamotten anhatte, mit denen er keinen Kubikzentimeter Erz hätte gewinnen können. Mein Freund und Stellvertreter Wolfgang Mühlfriedel, setzte dem ganzen die Krone auf, indem er todernst zu den Briefmarken sagte: „Magnifizenz, das ist hier nur die Ausgabe für Krethi und Plethi! Ab Rektor aufwärts, haben die Marken beim Anlecken Himbeergeschmack!“

Die zweite Aufgabe, die ich zu erledigen hatte, war die Gestaltung des Kultur- und Festprogramms. Die während des Jubiläums vorgesehenen Wissenschaftsveranstaltungen oblagen dagegen der Verantwortung des Senats. Nur bei der Namensfindung für die vielen Vortragsreihen und Kolloquien war ich mit von der Partie. Wir einigten uns schließlich auf die Gesamtüberschrift: „Montanwissenschaftliche Festtage“. Nun hatte ich die Qual festzulegen, in welcher Art von Kultur ich den bergakademischen Geburtstag einzubetten gedachte.

Mir brannte eine Frage auf den Nägeln, und die hieß: „Was machen die Deutschen, wen bemühen sie, wenn sie ein bedeutendes Jubiläum feiern!?“ Ich fing an, Jubiläumsprogramme zu wälzen. Statistisch wurde Beethoven Sieger, genau genommen seine Leonorenouvertüre Nr. 3 und die zum Egmont. Sicher hätte auch in Freiberg niemand ernsthaft Widerspruch gegen Beethoven erhoben. Ich suchte aber weiter nach etwas Passendem in der deutschen Klassik, das einen direkteren Bezug zum Montanwesen hatte. Mir fiel da schließlich die Maurerkantate von Wolfgang Amadeus Mozart ein, die dessen Freund Ignaz Born – der war Vorsitzender jener Freimaurerloge, der auch Mozart als Logenbruder angehörte – bei ihm anlässlich der Einweihung des Amalgamierwerkes in Schemnitz (Banska Stiavnica) in Auftrag gegeben hatte. Eine Kantate, die das Thema Arbeit beinhaltet, toll, ich schien gerettet. Ich hatte in dem Moment auch den Kummer vergessen, den mir das Stadttheaterorchester Freiberg bereitete, als ich es bat, den Eröffnungsfestakt mit der Ouvertüre zu Mozarts Zauberflöte zu beginnen. Sie teilten mir mit, dass ihnen der Aufwand zu groß erschien, für eine einmalige Aufführung das gewünschte Stück einzustudieren. Ich könnte doch, wenn es schon Mozart sein müsste, die Ouvertüre zu Don Juan nehmen. Diese beherrsche man im Moment ganz gut. Ich fragte sie, ob man mich verscheißern wollte oder ob jemand ernsthaft in dem hier versammelten erlauchten Gremium glaubt, Walter Ulbricht als Schirmherrn mit Don Juan zu empfangen? Da die Kreisleitung Freiberg und die hauptamtlichen Kulturfunktionäre bei der Bezirksleitung Karl- Marx- Stadt der SED mir Überheblichkeit unterstellten, weil ich aus diesen beiden Städten keine Künstler für das Jubiläum engagiert hätte (was so absolut gesprochen nicht einmal stimmte!), hatte man einen Beschluss in der Kreisleitung gefasst, dass ich das Stadttheaterorchester für den Eröffnungsfestakt zu nehmen hätte. Nach längerem Suchen einigten wir uns dann darauf, das Air von Händel als Eröffnungsmusik auf das Programm zu setzen.

Das war der letzte Kompromiss, den ich einging! Ansonsten machte ich den Leitungen klar, dass sie sich nunmehr nicht mehr in meine Arbeit einmischen sollten. Ich erwäge, so meine weiteren Mitteilungen, meine Situation dem Schirmherrn persönlich mitzuteilen. Immerhin

zähle die Bergakademie Freiberg zum Weltkulturerbe, da setze ich alles daran, dass Perlen der Weltkultur die geplanten Festtage entsprechend gestalten.

Das Mozarteum Salzburg erklärte sich telefonisch bereit, mir bei der Vorbereitung der Aufführung von Mozarts Maurerkantate nach besten Kräften zu helfen. Solche Erklärungen klingen zwar ganz schön, meist aber taugen sie nicht viel, wenn es konkret wird. Was ich brauchte, war ein Orchester und ein Chor. Also ging ich nunmehr zur Dresdner Philharmonie. Generalmusikdirektor Heinz Bongartz empfing mich. Als ich die Maurerkantate erwähnte, winkte er ab und sagte: „Es tut mir leid, das Ding machen wir nicht, es taugt nicht viel.“ Dann vereinbarten wir, dass die Philharmonie ein Sinfoniekonzert gestalten würde. Er sah vor das Cellokonzert von Dvorak mit Marie Torteliers aus Paris als Solistin, eine Beethovensinfonie. „Und dann als drittes Konzertstück“, sagte ich, „eine der Bergakademie gewidmete kleine Sinfonie von dir.“ Ob ich seine Kompositionen denn kennen würde? „Sicher nicht alle“, entgegnete ich, „aber deine letzte, mit dem kubanischen Revolutionsmarsch als Thema, die finde ich gut.“ Er willigte ein und nahm den Kommissionsauftrag an.

Für den vierten Satz seines zu komponierenden Stückes bat ich ihn als Hauptthema ein paar Takte der Melodie des international bekannten Bergmannsliedes „Glückauf, Glückauf, der Steiger kommt“ zu nehmen. Wir trafen uns noch zweimal. Da spielte mir der Komponist seine Musik am Flügel vor. Im Konzert dann trat das ein, was ich prophezeit hatte. Die Mehrheit im Saal waren Bergleute. Als sie ihr Lied im Konzert hörten, war das ihre Sinfonie! Vivat, Bongartz, vivat, Dresdner Philharmonie! Die Partitur samt allen Stimmen liegt noch heute fein säuberlich archivwissenschaftlich betreut im Archiv der Dresdner Philharmonie im Dresdner Kulturpalast!

Aber das war nicht alles. Ich brauchte die Dresdner Philharmonie noch einmal. Ich brauchte Johann Sebastian Bach. Mir schwebte eine Aufführung der Hohen Messe h- moll im Freiburger Dom vor. Den Kreuzchor Dresden, den Thomanerchor Leipzig und wie schon gesagt die Dresdner Philharmonie nahm ich auch dazu unter Vertrag. Der weltbekannte Dresdner Kreuzkantor Rudolf Mauersberger dirigierte. Alles, was als Bachinterpret in der DDR Rang und Name hatte und ebenso international anerkannt war, machte mit.

Aber man darf den Tag nicht vor dem Abend loben. Hätte ich die Aufführung in Dresden oder Leipzig machen wollen, wäre das kein Problem gewesen. Aber weil die Bergakademie in Freiberg lag, mussten wir die Genehmigung in dem Kaff erkämpfen. Da gab es erheblichen Widerstand. Nein, nicht die SED war mein nunmehriger Gegner. Dieses Mal waren es die Kirchenbehörden Freibergs und der Domkirchenvorstand, die ihre Zustimmung versagten. Ich besuchte den Superintendenten und sprach mit ihm. Ich bot ihm an, sofort mit den landesbischöflichen Ämtern Kontakt aufzunehmen. Der Landesbischof war nicht zu sprechen. Ich bat, mich mit der Landesjugenddiakonin, das war inzwischen meine ehemalige Chemielehrerin, Dr. Ludolphi, zu verbinden. In dem Moment machte mir Freiberg einen Kompromissvorschlag. Sie wären mit dem Konzert einverstanden, wenn der Freiburger Domkantor dirigieren dürfte.

„Gut“, sagte ich, „aber das regeln Sie dann mit Mauersberger selbst.“ Die Freiburger waren dann auch nach Dresden zu Mauersberger gefahren, hatten ihre „Wünsche“ artikuliert und waren dann dort und beim Bischof faktisch achtkantig hinausgeworfen worden. Das Konzert fand statt. Nun ja, in der Kirche klatschte man damals nicht, die Westpresse war trotzdem baff. Ein sozialistisches Hochschuljubiläum wird, Maßstäbe setzend, auch in der Kirche gefeiert. Und wie!

Als dann 1989 die DDR liquidiert wurde und sich Trizonesien nun bis zur Oder erstreckte, kam einmal einer der „friedlichen“ Wenderevolutionäre zu mir und forderte mich auf zu glauben, dass die Kirche und die damit verbundene Kultur in der DDR nur unterdrückt worden wäre. „Ich teile Ihre Meinung überhaupt nicht“, postulierte ich. „Von mir aus können Sie trotzdem von sich geben, was Sie wollen. Aber wenn Sie nicht hinzusetzen, dass das größte Kirchenkonzert in der achthundertjährigen Geschichte Freibergs im Jahre 1965 im Freiburger Dom als Bestandteil des Jubiläums einer sozialistischen Hochschule stattfand, dann ertränke ich Sie persönlich, wenn es darauf ankommt, in einem Weihwasserfass! Und Sie können auch noch hinzusetzen, dass Kirchenangestellte außerdem damals noch natürlich nichts bezahlende Besucher durch das Fenster der Sakristei hereinließen, (Die Eintrittskarten wurden mindestens so hoch und schwarz gehandelt wie 2005 Beckenbauers Fußballweltmeisterschaftsbillets!), dass die Junge Gemeinde an den Zugängen Kurrende spielte und dass auf den besten Plätzen im Dom allerdings die Gäste aus der Sowjetunion saßen. Immer diese einseitige Bevorzugung! Nicht mal in der Kirche war man davor sicher!

Schon am Tage zuvor hatte der ebenfalls in Freiberg anwesende Hochschulminister der DDR gefragt: „Wer ist eigentlich auf die Idee mit der Hohen Messe in der Starbesetzung gekommen?“. Ich gab zu, dass ich es war. „Da hast du aber der Westpresse einen Kaugummi verabreicht, den sie kaum genießen können“. „Pass nur auf, in den nächsten drei Tagen wird es noch schlimmer.“, gab ich schmunzelnd zurück.

An dem Tag, an dem ich mich mit der Philharmonie und Heinz Bongartz geeinigt hatte, kaufte ich mir in Dresden in der Thälmannstraße noch eine Eterna Langspielplatte, einen Opernquerschnitt mit der Sächsischen Staatsoper von Mozarts Entführung. Aus irgendeinem Grunde las ich auf der Fahrt zum Hauptbahnhof den auf der Rückseite der Plattentüte befindlichen Text. Zum wiederholten Maße las ich, dass Mozarts Entführung das zweite Singspiel war, das auf Befehl Joseph II. am Hofburgtheater aufgeführt wurde. Nun ja, das wusste ich natürlich. Aber dann stand etwas dahinter, was mir neu war. Das erste vom Kaiser protegierte Singspiel war von Ignaz Umlauf mit dem Titel „Die Bergknappen“. Es wurde 1778 ebendort in Wien uraufgeführt. Ich dachte, mich tritt ein Pferd und las noch einmal. Der Text blieb. Ich kniff mich in den Arm. Es wurde nicht anders. Schließlich kam mir der Gedanke: „Warum sollte etwas, was in Wien schön war, nicht in Freiberg zumindest brauchbar sein?“

Endlich kam ich in ein Zimmer mit Telefon. Sofort rief ich Rolf in Leipzig an. Der meinte auch: „Toll! Ich besorge die Partitur.“ Nach drei Tagen hatte er sie in den Denkmälern der Österreichischen Tonkunst gefunden und mir in seinem Dienstzimmer gezeigt. Für den nächsten Tag vereinbarten wir uns in seinem Zimmer in der Leipziger Oper für früh 7 Uhr zu einem Treff. Inzwischen wusste ich, dass Umlauf ein Kollege von Mozart war und später bei Hofe hinter einer Säule das Orchester dirigiert haben soll, während Beethoven, nichts hörend, am Pult stand und genau genommen leider nur Freiübungen machen konnte.

Ich war pünktlich, zum Glück sehr pünktlich. Da nahte ein Hindernis. Dieses bestand in den Pfortnern der Oper am Bühneneingang. „Was sagen Sie, der General hätte Sie bestellt. Sie haben wohl nicht alle beisammen. Um 7 Uhr bestellt der General niemanden. Sie sind doch nur ein nicht bestellter Kandidat zum Vorsingen. Wir sind erst vor kurzem auf so einen Idioten wie Sie hereingefallen und haben dann vom General einen Anschiss bekommen, der war nicht von schlechten Eltern.“ Ich redete mit Engelszungen auf die beiden Wachkamele ein und zog das mir mögliche freundlichste Gesicht der Welt. Ich strahlte Vergnügen aus meinem Gesicht, noch viel schöner als die Engel der Sixtinischen Madonna in Dresden. Dann

riskierte einer der beiden doch einen Anruf. Er gab mir dann das Telefon, und Rolf sagte nur: „Du kommst aber spät!“.

Schließlich stellten wir die Partitur auf den Flügel und begannen. Rolf sang die weiblichen Stimmen, ich die männlichen. (Es kann auch umgekehrt gewesen sein!)

Zum Schluss waren wir glücklich und beschlossen, die Wiederaufführung und eine Rundfunkaufnahme anlässlich des Jubiläums der Bergakademie vorzubereiten.

Ich hatte nämlich bei der Singerei nicht unbefristet Zeit. Einer meiner Doktoranden, der Heinz Stützner aus Karl- Marx- Stadt, hatte um 10 Uhr seine Dissertationsverteidigung an der Philosophischen Fakultät der Universität. Ich war als Betreuer der Arbeit Gutachter. Hastig schnappte ich mir die Dissertation, die ich früh zu Rolf mitgebracht hatte, und rannte Richtung Ritterstrasse.

Als der Dekan Max Steinmetz mich sah, kam er strahlend auf mich zu: „Gut, dass du da bist. Ich muss dich im Namen der Fakultät bitten, den Vorsitz zu übernehmen. Wir haben plötzlich eine brisante Sitzung, an der ich teilnehmen muss. Natürlich sagte ich ja, und alles lief gut. Plötzlich sagte ein Gast in der Diskussion: „Auf S. xx schreibt der Kandidat folgendes..... Sollte man nicht besser sagen...“ Ich schlug die vor mir liegende Dissertation auf, um selbst zu prüfen. Plötzlich sah ich lauter Noten vor mir, die Bergknappen. Mit der ernstesten Miene, die mir in diesem Augenblick zur Verfügung stand, sagte ich so würdevoll ich konnte: „Es stimmt, bitte, Herr Stützner, erklären Sie, ob Ihnen Ihre Formulierung trotzdem lieber ist oder ...?“ Es gab kein Problem. Nur nach der Verteidigung kam Heinz Stützner zu mir, der mein Blättern in der Partitur irgendwie mitbekommen hatte, und sagte; „Ich war vielleicht froh, dass ich die Antwort auf die Frage nicht singen musste!“

Doch kehren wir zu unseren Opernplänen zurück. Rektor und Senat stimmten ihnen wenige Tage später zu. Ich war plötzlich auf dem Weg, Intendant eines eigenen Theaters zu werden. Mit Rolf machte ich mich zunächst daran, in einer Publikation in den Freiburger Forschungsheften (D 48) die Bergknappen vorzustellen. Außerdem meldeten wir zum Berg- und Hüttenmännischen Tag 1964 ein Referat zum gleichen Thema an. Wir sahen insgesamt 45 Minuten für diesen Tagesordnungspunkt im Programm der Vorträge vor. Rolf brachte noch Annemone Rau vom Opernhaus Halle und Anna Barova vom Opernhaus Leipzig mit. 10 Uhr ging es los, der Musiksaal der ABF war übervoll, Rolf nahm am Flügel Platz, erzählte und spielte, die Damen sangen, und die Uhr lief. Nach 45 Minuten begann das Ganze, seinem Höhepunkt zuzusteuern. Magnifizienz vergaß eine Menge seiner Verpflichtungen. 12 Uhr war Schluss. Die Zuhörer rasten. Ich ließ alle kompetenten und inkompetenten Anwesenden Personen über die Frage abstimmen: Machen wir die Oper im nächsten Jahr zum Jubiläum - ja oder nein? Hätte sich einer getraut, in diesem Moment mit nein zu stimmen, es wäre mir unmöglich gewesen, ihn zu schützen. Glücklicherweise war ich, dass der Senat, ohne irgendwelchem Druck ausgesetzt zu sein, schon vorher ebenfalls mit Ja gestimmt hatte.

Zuerst engagierte ich das Orchester, das Feinste vom Feinsten, die Sächsische Staatskapelle Dresden, das heißt eine Formation des Orchesters. Manche mir von früher her bekannte Musiker sagten: „Eberhard, hab keine Angst, das schaukeln wir schon.“ Der Orchesterdirektor Arthur Tröber handelte mit mir den Preis aus und gab auch seine Zustimmung, dass Rolf Reuter dirigieren sollte. Tröber empfing mich in einem Moment, als er gerade dabei war, einen Brief nach Berlin abzufassen, in dem er bat, den Bau des Kulturpalastes zu Gunsten des sofortigen Aufbaus der Semperoper zurückzustellen. Ich gab aus historischer Sicht noch meine Meinung dazu. Er nahm sie zufrieden auf und veränderte höchstwahrscheinlich noch einmal sein Schreiben.

Dann musste ich das Ensemble formieren. Das Schwierige war dabei, dass ich auf die Spielpläne der führenden Theater der DDR Rücksicht nehmen musste. Die Choristen holte ich mir vom Deutschen Nationaltheater Weimar, die Solistinnen Hannerose Katterfeld und Lenelies Höhle von den Landesbühnen Dresden- Radebeul, Horst Hiestermann von der Deutschen Staatsoper Berlin und Hajo Müller von der Sächsischen Staatsoper Dresden. Als Regisseur wurde der spätere Operndirektor der Staatsoper Dresden, Dieter Bülter Marell, verpflichtet. Nun ja, bis hin zu jedem Farbtopf war faktisch alles zu organisieren. Heute sage ich mir, so etwas nebenbei als ausgesprochener Amateur zu machen, ist viel interessanter, aber ungefähr so kompliziert, wie mit einer Million Flöhe Schwanensee zu choreographieren.

Man soll sich aber nicht zu früh freuen. Noch ehe die Proben richtig anfangen, verkrachten sich Bülter-Marell und Reuter. Letzterer hatte Recht, aber einen neuen Regisseur in der verbleibenden kurzen Zeit zu finden, war aussichtslos. Rolf Reuter trat von seinem Vertrag zurück. Der Staatskapellenorchesterdirektor Arthur Tröber vermittelte mir Siegfried Kurz, Staatsoper Dresden. Nun gut, Kurz und Reuter erschienen mir als Operndirigenten ungefähr gleichwertig. Alles lief nun gut, dachte ich.

Da kam ein Anruf aus einem Dresdner Krankenhaus. Bülter-Marell war am Apparat und sagte. „Ich bin soeben mit ansteckender Gelbsucht eingeliefert worden. Ich kann die Proben nicht leiten.“ Das saß! Mit seinem damaligen Regieassistenten Christian Pöppelreiter kam ich überein, das letzte Wort in dem letzten Artikel, den Karl Liebknecht vor seiner Ermordung geschrieben hatte, nunmehr als Losung zu nehmen. Wir sagten wie dieser: Trotz alledem!

Wir begannen. Mein tägliches Arbeitspensum sah ungefähr wie folgt aus. Früh machte ich die Festschrift. 18 Uhr fuhr ich mit dem Bus nach Dresden, und gegen 20 Uhr probten wir im Schauspielhaus in irgendeiner Ecke. Irgendwie gefiel mir aber alles noch nicht so richtig. Besonders stieß mir auf, dass der Tenor und Hauptheld aus einem eingestürzten Stollen kroch, dann vor die Rampe trat, eine neue Arie schmetterte, als würde er sagen: „Wo, Albarich, sind die nächsten 20 Drachen? Lass uns diese auch liquidieren!“ In mir wuchs ein Plan. An einem Freitag bat ich mein Ensemble nach Freiberg. Wir wollten einmal dort probieren, wo die Oper aufgeführt werden sollte.

Nicht schlecht staunten die Kollegen Künstler, als vor dem Theater ein Omnibus der Bergakademie stand. Ich bat sie, dort hineinzusteigen. Dann fuhren wir nach Pobershau in den „Molchener Stolln“. In diesem Schaubergwerk hatten mir ein paar pensionierte Wismutkumpel in einem alten Abbau einen Arbeitspunkt vorgerichtet, wie er im 18. Jahrhundert üblich war. Mein Knappe Fritz, alias Horst Hiestermann, stürmte los, nahm Schlägel und Eisen und gewann Silber. Sein Arbeitstempo war über alle Maßen schnell. Nach wenigen Minuten traten ihm die ersten Schweißperlen auf die Stirn, und er sagte, leicht keuchend: „Wie lange soll ich das machen?“ „Acht Stunden ist die Norm.“ „Nein, danke, ich höre auf. Aber ich verspreche Ihnen jetzt so zu singen, wie Sie wollen.“ Er hat sein Wort nicht gebrochen! Die anderen schlossen sich der Position Hiestermanns an. Zum Schluss wusste „mein“ Ensemble trotzdem nur sehr mangelhaft, was Bergarbeit heißt, aber ganz unbeleckt waren sie nicht mehr. Im Übrigen machte es mir von diesem Tag an immer mehr Spaß, mit den singenden Mimen nebst Musici zusammenzuarbeiten. Ich war nunmehr einer von ihnen.

14 Tage vor der Premiere war Bülter- Marell wieder unter uns. Es wurde ein schöner Erfolg. Nachdem die Bergknappen das erste Mal in Freiberg im Jahre 1786 im heutigen Ratskellersaal erklingen war, fand die neuerliche Freiburger Premiere am 12. 11. 1965 statt. Und sie beeindruckte!

Auch als dann im Deutschlandsender einige Monate später noch die Funkpremiere kam, hat das uns wiederum alle sehr gefreut. Dabei mussten wir noch Sprecherrollen besetzen. Die Künstler vom Staatsschauspiel Dresden, Renate Blume, Katja Kuhl, Friedrich Wilhelm Junge und Hermann Stövesand fügten sich im Rundfunk nahtlos in unser Anliegen ein.

Mir brachte mein Erfolg als „Opernintendant“ noch eine kleine Nebenbeschäftigung ein. Rolf Reuter, der ja nicht nur Generalmusikdirektor an der Leipziger Oper, sondern auch Professor an der Musikhochschule Leipzig war, hat mich dann 1968 an dieser Hochschule zur Wahl in den Gesellschaftlichen Rat vorgeschlagen. Ich wurde auch gewählt. Da dies aus meiner Sicht nicht nur eine Alibifunktion sein sollte, übernahm ich dann auch die Betreuung von Praktikumsgruppen junger Sänger und Musiker. Wir konzertierten im Raum Freiberg.

Auch die Diskussionen mit den Kollegen in Leipzig waren sehr anregend. Ich weiß noch wie heute, dass wir einmal etwa 1970 über die Kulturpolitik der DDR diskutierten. Man staunte, dass ausgerechnet ich dieselbe zwar als sehr gut, aber dennoch verbesserungsfähig empfand. Und als ich mich dann noch dazu hinreißen ließ zu erklären, dass es natürlich gut ist, wenn wir in Leipzig das neueste Opernhaus der DDR und mit dem Kulturpalast in Dresden endlich einmal einen ernst zu nehmenden richtigen neuen Konzertsaal haben, so darf man nicht übersehen, dass die große im 16. Jahrhundert wurzelnde deutsche wie nordeuropäische Operntradition in Dresden, dagegen das wichtigste deutsche Zentrum der bürgerlichen Konzerttradition mit dem Gewandhaus in Leipzig verbunden ist. Natürlich erntete ich Widerspruch. Als erste trat dann für mich und meine Position die Ehefrau des Leipziger Rektors, Eva Fleischer, ein. Sie war eine hervorragende Oratorien- und Opernsängerin. Nur, seit einigen Jahren gestattete die ev.- luth. Landeskirche nicht mehr, dass sie in der Thomaskirche sang, weil sie Mitglied der SED war. In meiner Studentenzeit hatte ich sie noch oft bei Kirchenkonzerten gehört. Ich bleibe auch heute noch dabei: Wenn zuerst die Oper in Dresden und das Gewandhaus in Leipzig, dann danach der Kulturpalast in Dresden und die Oper in Leipzig errichtet worden wäre, wäre die Kulturpolitik der DDR noch besser gewesen.

Schön war dieses Jubiläum in Freiberg, meinte Gießmann. Und dann erzählte er, wie er einmal zu einer europäischen Hochschulministertagung in Österreich war. Er hatte dort nur einen Gaststatus und war nicht ganz gleichberechtigt, weil die DDR zwar existierte, aber bitte schön, nicht richtig. Irgendwo, so sah es das tagungsoffizielle Exkursionsprogramm vor, war in den Alpen auch der Besuch einer Kirche vorgesehen. Natürlich sollten dort auch Orgelklänge erklingen, weil der Klang der Orgel so schön ist. Leider war der Organist tags zuvor ausgerutscht, hatte sich die Hand gebrochen, und der Pfarrer konnte nicht Orgel spielen. Die so eintretende Kunstpause nutzte Gießmann und fragte: „Darf ich einmal versuchen?“ „Ja, selbstverständlich!“ Ernst setzte sich auf die Bank und spielte aus dem hohlen Hut Toccata F- Dur von Johann Sebastian Bach! Ja, gibt's denn das! Da kommt so ein als Atheist verschrieener Minister eines Staates, dessen Name und Dienstbezeichnung in der vornehmen westlichen Welt damals nur mit Widerwillen in den Mund genommen wurde, und gibt ein kleines Kirchenkonzert! Die ansonsten geheiligte Bundesdoktrin war de facto außer Kraft gesetzt und die österreichische Erkenntnis: „Die Lage ist hoffnungslos, aber nicht ernst zu nehmen!“ feierte einen Triumph mehr!

So viel ich mich erinnern kann, verlief das ganze Jubiläum in Freiberg glanzvoll. Als die Hochschule eine offizielle Analyse desselben vorlegte, wurde als besonderes Ereignis die Opernpremiere gewürdigt. Den wahrscheinlich anständigsten und fachlich besten Bericht eines westdeutschen Journalisten über das Freiburger Jubiläum hörte ich in einer Sendung des Westdeutschen Rundfunks Köln. Der Intendant dieses Senders hatte eine offizielle Rundfahrt

durch die DDR gemacht, mich dabei in Freiberg gezielt besucht und mit mir zusammen dann noch Moritzburg und Dresden erlebt. (Vielleicht können sich die heute für die Entwicklung Dresdens Verantwortlichen einmal das Band geben lassen. Sie könnten von dem Mann vieles lernen!) Als wir in der Weißen Gasse vor dem in die Neubauten eingelassenen und mit einem kleinen Kupferdach geschützten alten Relief von August des Starken Hofnarren Fröhlich standen und ein einfacher Bauarbeiter dem Rundfunkchef erklärte, warum sie das, ohne erst jemand zu fragen, gemacht hätten, drehte letzterer den Kopf zu mir und sagte; „Ich habe jetzt eine Besonderheit des Neuaufbaus Dresdens im Vergleich zu dem anderer deutscher Städte begriffen!“ Dass dem Wunsche der einfachen Menschen entsprechend dann noch weitere Liebesdienste gegenüber Dresdens Würde und Vergangenheit realisiert wurden, erschien mir gesetzmäßig. Der Kinderfries, der sich jahrhundertlang am Wohnhaus von Heinrich Schütz befand, wurde aus den Trümmern geborgen und in die Gestaltung eines neu erbauten Gebäudes in der Gewandhausstrasse eingefügt. Der gleichfalls aus Ruinen und Trümmern gerettete Dinglingerbrunnen ist nunmehr wunderschöner Bestandteil der Rückfront des wieder aufgebauten Gewandhauses.

Ich müsste an dieser Stelle eigentlich eine Art Telefonbuch einfügen mit den Namen von Angehörigen der Bergakademie, die mir in den hier von mir geschilderten und darüber hinaus in oft mitunter auch ziemlich delikaten Situationen in Sachen Jubiläum treu zur Seite gestanden haben. Wo anfangen, wo beginnen. Ich bitte um Verzeihung, dass ich nicht alle nennen kann.

An erster Stelle muss ich immer wieder Wolfgang Mühlfriedel nennen. Er sortierte alles, was in Sachen Kultur anfiel, mit Kennerblick vor. Man könnte ihn als eine besondere Sorte oder Abart mittelalterlicher höfischer Vorkoster sehen. Einmal musste ich früh um 8 Uhr im Besetzungsbüro der Deutschen Staatsoper zu Berlin Unter den Linden sein. Ich brauchte meinen Tenor Horst Hiestermann und die Staatsoper auch, beide zu gleicher Zeit. Wolfgang war in Freiberg gegen 4 Uhr vom Auto abgeholt worden, ich stieg eine Stunde später in Dresden zu. Das Wetter war nicht besonders. Wolfgang hatte einen Ledermantel an und seinen karierten Allwetterhut auf. Als wir im Opernhaus angekommen waren, fühlte er sich magisch von einem leeren Stuhl angezogen, setzte sich und schlief sofort ein. Der Hut rutschte ihm über die Augen. Wir mussten warten. Die für uns wichtigste Person kam etwas später. Ängstlich schaute diese Person, als sie schließlich da war, immer auf Wolfgang. Ich habe nicht gefragt, was die professionellen Entscheidungsträger der Deutschen Staatsoper dachten. Jedenfalls ging alles wunderbar. In jedem Film, sagte ich Wolfgang später, hätte man ihn als sicherheitsdienstlichen Komparsen engagiert. Um ihm die Rolle des Geheimagenten 007 anzubieten, war allerdings die Szene zu kurz.

Es ist eben so, wenn man Theaterintendant spielt, wie ich in diesem Falle, genügen die großen Würfe nicht. Der Teufel steckt wie immer im Detail. Wir mussten Opernpartituren in Freiberg fertigen. Unsere Buchbinder waren klasse! Solch eine gute Partiturenqualität hatte Siegfried Kurz in der ganzen Welt noch nicht gesehen! Eine Gruppe Studenten der Musikhochschule Weimar kopierte die einzelnen Stimmen für Kapelle, Chor und Solisten sehr gut. Die Arbeiter in der Druckerei Magnus Poser in Jena hatten nicht auf die Uhr geguckt, wenn es mal eng wurde, und die Theaterprogramme zusätzlich produziert. Einen von ihnen haben wir dann die Verdienstmedaille unserer Hochschule verliehen. Der Rektor hat es im Maschinensaal der Druckerei selbst gemacht. Man staunte!

Von noch einem Lob muss ich berichten, das mich ziemlich überraschend traf. Es kam von Jürgen Kuczynski. Jürgen war natürlich hoch gebildet. Nur, von Opern hielt er nicht viel. Dies tat er jedem kund, ob der es hören wollte oder nicht. Einmal hatte sich das Institut

vorgenommen, Jürgen eins auszuwischen. Als die Sekretärin des Chefs irgendeinen Geburtstag hatte, gestattete Jürgen ihr, sich etwas zu wünschen. Mit fröhlichem Gesicht sagte sie: „Jürgen, ich möchte einmal mit dir in die Oper gehen.“. Stürmischer (bis hämischer) Beifall ringsherum. Die Karten wurden organisiert. Dann überquerten Ruth Hoppe und Jürgen Kuczynski die Linden und verschwanden in der Staatsoper. La Traviata stand auf dem Programm. Jürgen nahm es relativ gelassen. Seine Rache aber kam. Im letzten Bild, als die todkranke Violetta ihren Schwanengesang absolvierte und sich mit letzter Kraft im und aus dem Bett erhob, stieß Jürgen Ruth an und meinte: „Ruth, schau doch, welch herrliche Kuhle die Violetta mit ihrem prächtigen Arsch ins Bett gesessen hat!“ Ruth wurde damit aus allen Träumen gerissen. Sie schwor: „Mit Jürgen in die Oper? Nie wieder!“

„Hör einmal, Eberhard“, so sprach Jürgen, „eine Bitte habe ich an dich. Wenn du wieder einmal so eine schöne Oper entdeckst wie die Bergknappen, dann wirst du natürlich bei mir im Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte die Vorbereitungen literarisch treffen und nicht in deinen Freiburger Forschungsheften. Die musikalischen Werke des 18. Jahrhunderts sind für mich etwas ganz anderes als die Opern des 19. Jahrhunderts, vor allem wenn arbeitende Menschen im Mittelpunkt stehen.“

Die Oper, die Festschrift, die Sinfonie für die Bergakademie, die Hohe Messe waren aber nicht alles, was ich zu erledigen hatte. Auf mir lastete, in dieser Hinsicht ging es mir so wie manchem anderen Kollegen auch, noch die Vorbereitung und Moderation einer Vortragsreihe sowie die Durchführung eines Kolloquiums. Geschichte wurde in diesen Tagen im akademischen Freiberg groß geschrieben.

Trotzdem, Freiberg blieb Freiberg, angefangen bei der SED- Kreisleitung bis hin zur ev.- luth. Superintendentur. Als erstes teilte man mir mit, dass ich aufgrund der Schwere meiner politischen Verfehlungen keinen Anspruch auf irgendeine Auszeichnung oder Prämie anmelden könne. Das Gleiche, so bekam ich zu wissen, galt auch für die Angehörigen meines Institutes. Diese idiotische Politik korrigierte sich dann von selbst. Ich schrieb einen Beschwerdebrief an den Minister, aber ich hielt den Dienstweg ein. So lasen die Angestellten der Hochschule mit. Inzwischen hatten wir wieder einen neuen Rektor. Über seinen Schreibtisch ging der Brief. Er kam dann mit eben demselben zu mir und bettelte mich, ihn nicht abzuschicken. Ich versprach das, wenn ...

Meine Mitarbeiter erhielten dann etwas, eine Prämie. Sie war ungerechtfertigt klein. Aber es war kein Geld mehr da... In Freiberg hätte man 1965 den Satz an der Bergakademie einmeißeln können: Orden und Fliegerbomben treffen meist (an dieser Hochschule) die Unschuldigen. Aber es gab auch einen Kollegen, dem das alles peinlich war, das war Klaus Winkler, Direktor des Fernstudiums und des Industrieinstitutes. Er brachte mir nach dem Jubiläum noch einen Vertrag, nach dem ich ihm die Festschrift als Fernstudienlehrmaterial für die Geschichte der Montanwissenschaften anzufertigen hatte. Dafür setzte er eine Prämie aus. So geschah es denn wirklich. Jeder Pfarrer könnte jetzt mit ruhigem Gewissen sagen: „AMEN!“

Das schönste war die Reaktion von Ulbricht. Eines Tages, in der Vorbereitung des Besuches von Walter Ulbricht, klopfte es an meine Tür. Herein kam Helmut Auerswald. Wir hatten in Leipzig zusammen studiert. Er arbeitete jetzt als eine Art persönlicher Referent bei Walter Ulbricht. „Du“, sagte er zu mir, „eigentlich schickt mich W. U. durch diese Türe. Er hat gehört, dass du Witze über ihn gerissen haben sollst. Er sammelt diese. Du sollst sie mir erzählen.“ Ich erzählte den ganzen Theatereklat. Helmut ging. Zunächst hörte ich lange Zeit nichts. Später sagte er einmal, ich täte seinem Chef leid! Das war es!

Dafür beschäftigte mich nebenbei anderes. Irgendjemand hatte das Problem angeschnitten, dass die Bergakademie zu ihrer 200 - Jahrfeier auch Ehrendokortitel verleihen muss. Nun gut, Techniker und Naturwissenschaftler zu finden, war noch relativ einfach. Bei Gesellschaftswissenschaftlern schien uns die Sache etwas schwieriger. Aber ohne einen Dr. h. c. oec. ging es auch nicht.

Da fiel mir ein Name ein, und der hieß Robin Page Arnot, wohnhaft in London, Mitbegründer der Kommunistischen Partei Großbritanniens, langjähriges Mitglied des Zentralkomitees desselben., persönlich bekannt mit Lenin, enger Freund von G.B. Shaw, Autor von 6 Bänden zur Geschichte der Bergarbeiter in England, Wales und Schottland, guter Bekannter von Walter Ulbricht. Letzteres behielt ich zunächst für mich.

Robin lernte ich durch Jürgen Kuczynski kennen. Ich hatte ihn schon einmal, als ich noch an der Akademie der Wissenschaften war, zu Vorträgen in meinem Arbeitskreis eingeladen. Er kam damals mit seiner Frau Olive, die gleichfalls in der III. Internationale kein unbeschriebenes Blatt war. Dieser Aufenthalt hat allen Seiten sehr viel gegeben. Ich war von Robin wie von Olive toll beeindruckt. Zu gern hätte ich beiden nun je einen Ehrendoktor verliehen, aber die Bücher hatte leider eben nur er und nicht sie geschrieben.

In der Fakultät gab es bei den vorbereitenden Gesprächen keinerlei Probleme. Aber ein bezeichnender Auftritt Freibergs sollte noch kommen. Der war so sicher wie das Amen in der Kirche. Das geschah in dem Moment, als mir der Direktor für internationale Beziehungen mitteilte: Gegen die Verleihung des Ehrendoktors an diesen Page- Arnot habe er nichts einzuwenden. Nur, das Fahrgeld von London nach Freiberg und zurück müssen die Page-Arnots selbst bezahlen! „Wenn du denkst“, meinte ich lächelnd und teilte, als ich wieder in meinem Zimmer war, telefonisch die Situation dem ZK mit. Am nächsten Tag verkündete mir das Direktorat für Internationales dann: „Die Sache mit dem Fahrgeld hat sich erledigt, da das Büro unseres Schirmherrn die Unkosten übernimmt.“

Als Ulbricht in Freiberg war, gab es abends einen großen Empfang. Der Rektor, Prof. Dr. Wrana, nutzte diese Gelegenheit, um an Ulbricht die Festschrift zu übergeben. Natürlich standen bei dieser Gelegenheit, wie meist in solchen Situationen, einige sich bedeutend fühlende bzw. dazu befohlene Personen „zufällig“ dabei. Darunter waren auch ich, die Arnots und die Repräsentanten der SED- Bezirksleitung Karl- Marx- Stadt. Walter Ulbricht nahm das Bücherpaket und sagte dann in unverfälschtem Leipziger Sächsisch, dabei in einem Buch blätternd, zum Rektor und seiner neben ihm stehenden Lotte: „ Das sieht gut aus. Nun, da haben wir ja etwas zu lesen!“ Dann sah er seinen guten alten Bekannten Robin. „Was machst du denn hier?“ Robin stellte sich als Ehrendoktorkandidat vor. Walter Ulbricht freute sich ehrlich!

Nach dem Lob Ulbrichts gab mir die Bezirksleitung das ebenfalls von ihr noch einmal zu einer Durchsicht erbetene Umbruchexemplar ziemlich kommentarlos zurück. Sie benötigten es nicht mehr! Natürlich trauten sie sich nicht, Ulbrichts soeben verklungenes pauschales Lob an irgendeiner Ecke in Frage zu stellen!

Die weiteren Jubiläumsfesttage verliefen für mich sehr ruhig. Dabei möchte ich noch hinzufügen, dass ich trotz allem auch in Sachen Bergakademie schon vorher manch heitere Stunden erlebte. Die sicher schönsten will ich hier noch kurz einfügen.

Für den 30. April 1965 hatte sich der erste Sekretär der Karl- Marx- Städter SED-Bezirksleitung Paul Roscher mit Begleitung zu einer Kontrolle angesagt. Freiberg, außer dem Rektor selbst, spielte als vermeintlicher Nabel der Welt verrückt. Ich, der ich bei der Orts- und Bezirkspartei im Verschiss stand, wurde zwar eingeladen, den entsprechenden Besprechungen beizuwohnen. Aber, so wurde mir gesagt, ich dürfte nicht reden, wenn ich wollte, sondern nur auf Befragen, Nun gut, mir war es Recht. Wie heißt es doch so schön? Erstens kommt es anders, zweitens als man denkt! Es gab zwei Punkte, die die Parteiregie nicht beachtet hatte. Erstens war unser Rektor nicht Mitglied der SED, sondern der CDU- und deshalb hatte ihn die Regie nicht voll im Griff. Außerdem war es zweitens Paul Roscher als Bezirkssekretär nicht gewöhnt, sich in seinem Machtbereich, d. h. im Bezirk Karl- Marx- Stadt, so ohne weiteres von untergebenen Personen etwas vorschreiben zu lassen.

Ich wartete im Zimmer 105. In diesem Raum empfing Magnifizienz immer bedeutende Gäste. Man verspätete sich, wie bei solchen Auftritten üblich, etwas. Ich saß in einem Sessel. Paul Roscher kam als erster mit einem Vorsprung von etwa 5 bis 8 Minuten vor den anderen allein herein, setzte sich zu mir, und wir erzählten uns Witze. Als dann die anderen kamen, ging es an den Tisch. Der Rektor nahm in der Mitte Platz, ihm gegenüber platzierte sich Paul Roscher. Dann drehte sich Roscher zu mir um und setzte mich neben den Rektor mit der Bemerkung: „Der hat mir jetzt solche schöne Witze erzählt, vielleicht hat er noch ein paar auf Lager. Ich will sie auch hören!“ Damit war meine Rolle, nur Souffleur zu spielen, Geschichte.

Ich weiß nicht mehr, was alles besprochen wurde. Nur die Passagen, die ich dann weitgehend allein bestimmte, sind mir zum Teil bis heute lebendig geblieben. Roscher ließ den Rektor über seinen Propagandasekretär Wappler bitten darzulegen, wie in der Festschrift die Bedeutung der Sowjetunion für die Bergakademie zum Ausdruck kommen wird. Wrana bat mich zu antworten. Ich legte los. Ich glaube, ich begann mit jenem Abkommen am 15. Mai 1929, das den planmäßigen Austausch von Forschungsergebnissen und Gastvorträgen zwischen Freiberg und Moskau festlegte. Daneben mischten auch die deutschen Konzerne mit, die die Bergakademie benutzten, um ihre Handelsposition in der Sowjetunion auszubauen und vor allem die Konkurrenz der USA aus dem Feld zu schlagen. Den nächsten Höhepunkt sah ich in den Auswirkungen des deutsch- sowjetischen Nichtangriffspaktes von 1939 und den eigentlichen Höhepunkt dann in der Zeit ab 1945, beginnend mit der Tätigkeit von Oberstleutnant Prof. Dr. Osernoi als Kommandant der Bergakademie.

Roscher stutzte, fragte Wappler, ob er das von 1929 wüsste. Dieser verneinte. Darauf sagte Roscher: „Und ich habe während der Weltwirtschaftskrise auf dem Obermarkt auf KPD- Kundgebungen vor allem die Bergakademie als Verkörperung des Antisowjetismus verdammt.“

Unter anderem fragte er noch, ob er uns bei der Durchführung der Festlichkeiten mit Kulturangeboten unterstützen könne. Ich verneinte und zählte auf, wer in diesen Tagen alles in Freiberg u. a. gastieren würde: die Sächsische Staatsoper Dresden, Künstler der Deutschen Staatsoper Berlin, der Landesoper Dresden- Radebeul, die Dresdner Philharmonie, der Kreuzchor Dresden, der Thomanerchor Leipzig, das Berliner Ensemble usw. Nach dem Essen gab es noch einen Stadtrundgang. Ich „durfte“ zusammen mit Magnifizienz Paul Roscher begleiten.

Als das Jubiläum in vollem Gange war, waren weder die ultralinken noch die rechten Hindernisrichter mehr in der Lage, ihre Intrigen gegen mich fortzusetzen. Natürlich waren die Konflikte, denen ich ausgesetzt war, nicht unbemerkt geblieben. Mit Macht holten mich besonders wichtige Teilnehmer immer wieder aus Nischen heraus, in die mich die städtische

Obrigkeit abstellen wollte. Diese waren vor allem: Olive und Robin, Mosei Isaakowitsch und Wassilii Wladimirowitsch Rschewski, Rektor des Moskauer Gorni- Instituts. Sie holten mich immer mit meiner Frau an den Tisch, wo sie saßen. Und sollten sie einmal nicht dazu gekommen sein, dann brachte mich unser Rektor Wrana an die Seite der Ehrengäste. Wir hatten uns in der Vorbereitung des Jubiläums schätzen gelernt. Ich zog vor seinem Lebenslauf den Hut. Vor und unmittelbar nach 1945 war er Technischer Direktor im Sachsenwerk Dresden- Niedersedlitz gewesen. In dieser Funktion machten ihn die Sowjets auch für die Demontage dieses Werkes verantwortlich. Als es sich in Moskau beim Auspacken herausstellte, dass einige Schrauben fehlten und manches Gerät deshalb unbrauchbar war, wurde Wrana kurze Zeit später in Bautzen einquartiert. Dann kamen Leute mit Vernunft, ließen ihn frei und machten ihn zum Direktor des Instituts für Elektrotechnik an der Bergakademie Freiberg. Mit ihm ließ es sich hervorragend zusammenarbeiten. Er war ein Geschenk für mich, meine wichtigste Stütze. Ohne ihn hätte ich sicher keinen Blumentopf gewonnen. Wenn es ihm zu viel wurde, wies er auch den Parteisekretär in die Schranken. Als ich einmal nicht mehr ein noch aus wusste, da stellte er mich unter seinen persönlichen Schutz, indem er ganz einfach erklärte: „Nur ich, der Rektor, habe das Weisungsrecht gegenüber Kollegen Wächtler. Alle anderen haben ihm nichts zu sagen.“ Auch als er endlich die Rektorwürde wieder los war, blieben wir bis zu seinem Lebensende gute Freunde. Es war schade, dass er so frühzeitig starb. Wie heißt es doch; „Wen die Götter lieben, den holen sie früh zu sich!“ Mit Stolz hebe ich heute noch einen Brief auf, den der mir während des Jubiläums der Bergakademie turnusgemäß amtierende Rektor Pro. Dr. Ing. habil. Joachim Wrana, Mitglied des Hauptvorstandes der CDU in der DDR, am Ende der Festlichkeiten schrieb. Dieser Brief ist und bleibt für mich die schönste Auszeichnung, die ich mir damals vorstellen konnte und heute noch kann:

„Freiberg, den 30.11.1965

Sehr geehrter Herr Kollege!

Rektor und Senat können mit großer Befriedigung feststellen, daß die 200-Jahrfeier der Bergakademie Freiberg einen außerordentlich erfolgreichen Verlauf genommen hat. Dies bestätigen die zahlreichen Stimmen vieler prominenter Teilnehmer, die mit ausgezeichneten Eindrücken von der reichen Veranstaltungsfolge und der ausgezeichneten Organisation der Feierlichkeiten in ihre Heimatländer zurückgekehrt sind. Die 200-Jahrfeier hat dadurch in hohem Maße dazu beigetragen, das nationale und internationale Ansehen der Bergakademie Freiberg und der Deutschen Demokratischen Republik weiter zu erhöhen.

Bei der Vorbereitung und Durchführung der Jubiläumsveranstaltungen haben Sie sich außerordentliche Verdienste erworben. Für Ihre unermüdliche, aufopferungsvolle Arbeit als Mitglied des Sekretariats der vorbereitenden Kommission, bei der Vorbereitung und Herausgabe der Festschrift und der Gestaltung des niveaувollen kulturellen Programms, insbesondere der Wiederaufführung der Oper die „Bergknappen“, möchte ich Ihnen meinen besonderen Dank sagen und meine Anerkennung aussprechen. Ich bitte Sie, diesen Dank auch allen Ihren Mitarbeitern zu übermitteln.

In der wissenschaftlichen Arbeit wünsche ich Ihnen und Ihrem Institut weiterhin besten Erfolg und Ihnen persönlich Gesundheit und Wohlergehen.

Mit vorzüglichem Glückauf
Wrana“

Im Übrigen geriet ich später doch in die Reichweite der Ordenverleihungsmaschine. Das lag daran, dass man höheren Orts der Bergakademie das Monopol über die Entscheidung, was ich wo leiste, entzog. Die Anzahl der mir durch die Hochschule verliehenen Aktivistenabzeichen und ähnliches, weiß ich nicht mehr. Als Kollektiv der sozialistischen Arbeit ist mein Wissenschaftsbereich auch mehrfach dekoriert worden. 1984 wurde mir am 1. Mai als Mitglied des Kollektivs der Erbauer der technischen Schauanlage Tobiashammer der Orden Banner der Arbeit Stufe II und am 7. Oktober desselben Jahres der Vaterländische Verdienstorden in Bronze verliehen. Irgendwann in den achtziger Jahren erhielt ich wegen Verdiensten auf dem Gebiet der technischen Denkmalspflege die Johannes- R.- Becher-Medaille in Silber und im September 1989 in Gold. Ehe dieser Sinneswandel mir gegenüber eintrat, waren inzwischen doch an die zwanzig Jahre vergangen!

Ende November 1965 war das Jubiläum vorbei. Aber, nach dem Jubiläum heißt vor dem Jubiläum! 1990 stand die 225 Jahrfeier bevor, und da war ein dritter Band als Weiterführung der 1965 herausgegebenen Festschrift fällig. Deshalb drängte ich den Senat, dazu folgende Beschlüsse zu fassen.

Der Senat gründet zwei Senatskommissionen.

1. Die **Emeritikommission**. In diese wird jeder Hochschullehrer der Bergakademie in dem Moment aufgenommen, wenn er in den Ruhestand tritt. Seine Aufgabe als Mitglied dieser Kommission besteht darin, einen Lebenslauf zu verfassen, in dem er vor allem die Geschichte seiner beruflichen Tätigkeit wiedergibt.
Als Leiter dieser Kommission wird Herr Prof. Dr. Erich Rammler berufen.
Als sein Sekretär arbeitet Herr Prof. Dr. Eberhard Wächtler.
Die erarbeiteten Lebensläufe werden archiviert. Die Drucklegung derselben ist möglich. Sie bedarf aber der Zustimmung des Autors bzw. seiner Familie und des Rektors.
2. Die **Traditionskommission**. Mitglied dieser Kommission sind die Traditionsbeauftragten jeder wissenschaftlichen Struktureinheit in Lehr- und Forschungsbetrieb der Bergakademie. Sie fertigen für jedes Arbeitsjahr einen Bericht, eine Chronik über die in ihrem Bereich geleistete Lehr- und Forschungsarbeit. Diese Unterlagen werden in der Struktureinheit archiviert und dienen als Arbeitsgrundlage zukünftiger Festschriftbände. Aus diesen Chronisten rekrutieren sich in erster Linie die zukünftigen Mitautoren.
Als Leiter dieser Kommission arbeitet Herr Doz. Dr. Wolfgang Mühlfriedel. (Nach dem Ausscheiden von Wolfgang aus der Bergakademie habe ich dann, inzwischen mussten wir konkret schon mit der Erarbeitung des Bandes 3 der Festschrift beginnen, auch die Leitung dieser Kommission übernommen, da diese Arbeit auch in erster Linie in meiner Verantwortung lag).

Diese beiden Kommissionen haben sich blendend bewährt. Das beweisen die heute im Wissenschaftlichen Altbestand der Bibliothek der Bergakademie Freiberg, dem Hochschularchiv ebendort sowie in den wissenschaftlichen Archiven des Deutschen Bergbaumuseums und des Institutes für Technikgeschichte der Ruhruniversität, beide in Bochum, liegenden Exemplare dieses leider nicht mehr im Druck erschienenen unter meiner Leitung erarbeiteten 3. Bandes.

Ganz besonders erfreut war ich, als ich Jahre später (es war 2007) den folgenden Titel in meinen Händen halten konnte. „Erich Rammner: Mein Berufsleben Teile I– III, unveränderte Abschrift persönlicher Aufzeichnungen, Hrsg. Bergakademie Freiberg – Institut für Energieverfahrenstechnik und Chemieingenieurwesen, Freiberg 2006.“ Meine Freude ist berechtigt, selbst wenn dieses Buch nur das einzige Dokument der Arbeit der Emeritikommision wäre. Aber es gibt noch andere, wenn auch nicht alle in der gleichen Qualität. Die Arbeit hat sich gelohnt.

11. Immer wieder Briten

Während des Jubiläums kam ich nicht zur Ruhe. Eine britische Bergarbeiterdelegation war als Gast der IG Bergbau der DDR in Freiberg eingetroffen. Unsere IG Bergbau gab natürlich ihnen zu Ehren ein Essen. An Stelle des Vorstandes musste ich das Essen schmeißen. Ich lud Robin und Olive dazu. Es war ein unvergesslicher Tag. Die Briten hatten zwar Robins Bücher gelesen, aber ihn noch nicht persönlich gesehen, geschweige denn gesprochen. Das zu erleben, war für mich ein unvergesslicher Augenblick.

Das zweite Ereignis in diesen Stunden, das mich sehr beeindruckte, war die Tatsache, dass der eine der englischen Kumpel als Angehöriger der Royal Air Force in der Nacht vom 13. zum 14. Februar 1945 einen Angriff auf Dresden mit geflogen hatte. Er war so froh, dass er einmal mit einem Dresdner sprechen konnte! Wir hatten überhaupt keine Probleme miteinander. Weder er noch ich wollten die Nacht vom 13. zum 14. Februar 1945 noch einmal erleben. Unser Gedankenaustausch verlief ähnlich wie diejenigen, die ich mit Einwohnern von London hatte, als sie mir erzählten, was, bzw. wie sie während deutscher Luftangriffe auf ihre Heimatstadt dachten und litten.

Alles hat ein Ende, auch das Jubiläum 200 Jahre Bergakademie Freiberg. Ich war froh! Jetzt konnte ich mir ein Programm machen, wie es weitergehen sollte. Und als ich etwas tiefer darüber nachdachte und überlegte, wurde mir klar, dass ich mich während der ersten drei Freiburger Jahre einer Fülle von Problemen gegenüber gesehen hatte, die ausreichten, mir bis zur Rente und darüber hinaus volle Beschäftigung zu sichern. Einige sollen hier genannt sein, wobei ich mir sicher bin, dass ich diese 1965/66 vielleicht noch etwas anders als heute formuliert hätte. Allerdings muss ich sagen; dass ich mit den folgenden Formulierungen meinem damaligen Erkenntnisstand Rechnung zu tragen versuche.

1. Wichtig war es für mich, eine wissenschaftliche These zu finden, die dazu befähigt, die Frage zu klären, welche Position die Bergakademie innerhalb der Industriellen Revolution einnimmt. Beide gesellschaftlichen Erscheinungen, sowohl Bergakademie als auch Industrielle Revolution, sind ein Kind des letzten Drittels des 18. Jahrhunderts. Bei Lichte besehen, sind sie allerdings nicht unbedingt als Zwillinge anzusprechen, obwohl sie natürlich beide gleichermaßen Ausdruck des Wissenschaftlich- Technischen Fortschritts sind.

2. Was ist das Direktionsprinzip? Bisher wurde genau genommen auf eine umfassende Definition desselben verzichtet.

3. Daran schloss sich die Frage an: Hat der sächsische Erzbergbau eine besondere, einmalige Position. Immerhin, wo gibt es eine dem sächsischen Direktionsprinzip vergleichbare montangeschichtliche Erscheinung. Die entscheidende Position, die der Landesherr in Sachsen in seinem Bergbau hat, ist die des Direktors eines Betriebes mit fünfstelligen Belegschaftszahlen und des Cheftechnologen desselben. Wenn er diese technische Funktion nicht wahrgenommen hätte, hätte es den sächsischen Bergstaat nicht gegeben, wie er war. Dazu wurde der Landesherr durch die gegebenen Naturbedingungen in die Lage versetzt. Es ist in dieser Hinsicht genau so richtig zu sagen: GEZWUNGEN! Dieses Engagement förderte dann logischerweise auch Kapitalinvestitionen, technische Innovationen und die literarische, institutionelle und pädagogische Formierung der Montanwissenschaften. Der sächsische Regalbergbau war der Gewerbebranche bis zum Beginn der Industriellen Revolution mit dem höchsten Maschinenbesatz in der Welt. Obwohl die Gewinnung, der eigentliche bergmännische Arbeitsprozess, von dieser Maschinisierung völlig ausgenommen blieb.

4. Sozialgeschichtlich gesehen zeigt die Geschichte der Bergleute sehr viele Besonderheiten. Z. B. streiken Bergleute bis ins 19. Jh. siebenmal so häufig wie andere Proletarier. Es war vor allem Jürgen Kuczynski, der auf diese Erscheinung verwies. Statistisch war diese Erscheinung schon länger bekannt, nur über die Ursachen an sich hatte noch niemand näher nachgedacht. Mich reizte das. Die Beschäftigung mit der sich daran anschließenden Problematik brachte mir manche neue wirtschaftsgeschichtliche, technikgeschichtliche und sozialgeschichtliche - hier besonders hinsichtlich der Rolle der Arbeiterklasse in der Geschichte - Erkenntnisse. Diese Überlegungen führten z.B. auch zu der Frage: Wer steigert in der Geschichte wie die Produktion? Von diesem Moment an konnte ich die Behauptung von der führenden Rolle der Arbeiterklasse nur noch bedingt oder stark eingeschränkt gelten lassen.

12. Professor werden ist nicht schwer, Professor sein dagegen ...zumindest komplizierter!

Der Jubiläumskrieg war gewonnen, nun konnte die richtige Arbeit beginnen. Man gab mir eine obligatorische Vorlesung an der Bergbauakademie, später bei der Sektion Sozialistische Betriebswirtschaft. In der ersten Fakultät las ich Geschichte, in der Sektion SBW dann ab 1968 Wirtschaftsgeschichte und Geschichte der Produktivkräfte.

In der III. Hochschulreform wurde das Institut für Geschichte des Bergbaus und Hüttenwesens, wie alle anderen Institute auch, aufgelöst und zu einem Wissenschaftsbereich umgebildet. Er hieß jetzt: „Wissenschaftsbereich für Geschichte der Produktivkräfte und Wirtschaftsgeschichte“. Da aber die alten Professorenbezeichnungen wieder Gültigkeit erlangten, war ich ab sofort ordentlicher Professor für Geschichte der Produktivkräfte und Wirtschaftsgeschichte. Im Prinzip nahm das die Allgemeinheit gelassen zur Kenntnis. Nur meine Familie streikte. Sie weigerten sich zu glauben, dass ich ordentlich sei. Dass ich das in Gestalt einer Urkunde auch noch schriftlich besaß, hielt man für eine Ungeheuerlichkeit!

Mit dem Begriff „Geschichte der Produktivkräfte“ kamen wir international schnell klar. Man sah, vor allem die Kollegen in den USA, darin einen Versuch, darauf hinzuweisen, dass Technik eben nicht nur die Maschine oder irgendein anderes Produktionsgerät ist, sondern dass der Mensch irgendwie eingeschlossen sein muss. Die US– Amerikaner heiligten ja deshalb auch „The history of technology“ und kannten an ihren Hochschulen „The history of technics“ nicht. Das spiegelt sich auch in der Formierung der internationalen Fachkomitees, wie z.B. dem Internationalen Komitee für Geschichte der Technik, wider. Es ist offiziell unter dem Namen „International committee of history of technology“ registriert. Auch in der damaligen Bundesrepublik unterstützten eine Reihe von Kollegen unsere Bemühungen. Und wenn man auch dort meist bei der alten Bezeichnung Geschichte der Technik blieb, dann wusste man natürlich genau zu betonen, dass es Technik eigentlich nur im Arbeitsprozess gab, wo eine Wechselbeziehung Mensch – Technik unumgänglich war. Bestand diese Wechselbeziehung nicht, dann war die beste Maschine nichts weiter als Schrott. Außerdem war die DDR nicht stur in dieser Frage. Eine Reihe von nach der dritten Hochschulreform gegründeten Wissenschaftsbereichen, selbst innerhalb von Sektionen für Marxismus– Leninismus (z. B. an der TH Karl- Marx- Stadt) zierten nicht selten im offiziellen Namen die Worte: „... Geschichte der Technik“. Goethe hatte einmal gesagt: „Name ist wie Schall und Rauch!“ Entscheidend ist, was und wie unter diesem Namen gearbeitet wird.

Also, wie arbeitete ich weiter. An meinem Wissenschaftsbereich etablierte ich ein monatlich einmal stattfindendes Forschungsseminar, zu dem alle interessierten Doktoranden und Habilitanten eingeladen waren teilzunehmen. Die meisten machten das auch. Einmal im Jahr zog ich mit dieser Schar junger Forscher eine Woche nach Weifa, in die kleine idyllische Privatgaststätte „Zur Oberlausitz“. Die wirklich lieben Wirtsleute, Lilo und Horst Schwer, besorgten im Dorf Unterkunft und bekochten uns in ihrem Wirtshaus, wo jeder über den Stand seiner Forschungsarbeiten berichten konnte. Wenn ich irgendwo in meinem Leben freien wissenschaftlichen Meinungsstreit besonders geliebt habe, dann dort. Das Zusammensein mit meinen Doktoranden und Studenten war das Schönste meines professoralen Alltags. Davon etwas genauer zu berichten, wäre ein Lexikon für sich. Ich durfte endlich Lehrer sein! Nun ja, ganz ohne Konflikte ging auch das nicht ab.

Einmal z. B. kam eine hohe ministerielle Kommission, die meine Vorlesung überprüfen sollte. Im Anschluss daran baten sie um ein Gespräch mit mir. Natürlich lobten sie mich erst

einmal, weil ich es so interessant gemacht hätte. Dann fragten sie mich, ob mir manchmal Schwierigkeiten erwachsen würden, die sieben didaktischen Prinzipien der DDR meinen Vorlesungen zu Grunde zu legen. „Mein Gott“, sagte ich, „was ist denn das? Ich kenne keine!“ Sie waren tief betroffen, und kämen sie jetzt noch einmal bei mir vorbei, dann müsste ich gestehen, dass ich sie, obwohl ich offiziell inzwischen dreizehn Jahre Rentner bin, immer noch nicht kenne.

Meine ersten Seminare hatte ich, wie schon gesagt, an der Universität Leipzig 1951 gehalten. Das waren eigentlich Lehrveranstaltungen, in denen der in der dazugehörigen Vorlesung gebotene Stoff noch einmal schwerpunktmäßig wiederholt und diskutiert wurde. Als ich mein Studium 1948 begann, kannten wir derartige Seminare nicht. Im Übrigen gab es nicht zu allen Vorlesungen solche Veranstaltungen.

Nach dem Diplom gehörte ich zu denjenigen, die an der Universität Leipzig versuchten, weiße Flecken im Lehrbetrieb zu schließen. Mit Gerhard Heitz zusammen kündigten wir eine Vorlesung Deutsche Wirtschaftsgeschichte an. Gerhard las von den Anfängen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts und ich dann bis 1945. Wir kamen gut an. Die Studenten freuten sich über unser Angebot.

Als ich 1963 die ersten historischen Vorlesungen an der Bergakademie Freiberg hielt, war das eine in vielerlei Hinsicht ganz andere Sache, vor allem im Rahmen der technischen Wissenschaftsdisziplinen. Das betraf selbst die Technikgeschichte. Ein Student der Ingenieurwissenschaften weiß z.B., dass er ein Schachtgebäude in einem bestimmten Algorithmus nach ganz bestimmten Erkenntnissen errichten muss. Macht er es nicht so, dann stürzt es ein. Erklärt man ihm dagegen z.B. die Industrielle Revolution, dann sagt er o.k. und ist bereit, sich das Ganze zu merken. Sagt man aber am Ende der entsprechenden Darlegungen, dass es darüber hinaus auch andere Ansichten gibt, in der DDR war das neben Kuczynski vor allem Mottek, dann konnte es passieren, dass die zukünftigen Ingenieure den Bleistift weglegten und dachten: „Also, Kollegen Historiker, nun werdet euch erst einmal einig, wie es wirklich war, dann hören wir wieder zu.“

Große Aufmerksamkeit dagegen erreichte ich, als ich faktisch im Vorlesungsbetrieb meine Matrix der Produktionssteigerungsfaktoren in der DDR zwischen 1945 und XXXX entwickelte. Die Studenten in Freiberg kannten ja die Produktion nicht nur vom Hörensagen. Sie dachten wunderbar mit und hatten tiefes Verständnis dafür, wenn ich die offizielle Interpretation irgendeiner Aktivisten- bzw. Neuererbewegung hinterfragte oder noch besser in Frage stellte.

In den Jahren 1966, 1967 und 1968 fand ich Zeit, mich nachträglich zu habilitieren. Man hatte mich zum Professor berufen, ohne dass ich mich vorher schon dieser höchsten aller akademischen Prüfungen unterzogen hatte. Während des bergakademischen Jubiläums hatte ich beim besten Willen dazu keine Zeit gefunden. Mein Freiberg aber lob ich mir, es gab mir, wie schon geschildert, eine Parteistrafe wegen Majestätsbeleidigung mit dem Zusatz: „Funktionsverbot!“

Gern nahm ich das Angebot an. Ich entledigte mich der Posten. Vorsitzender des Bezirksverbandes IV der Deutschen Historiker- Gesellschaft, Präsidiumsmitglied des gleichen Vereins, Parteisekretär ebendort und Redaktionsmitglied der Sächsischen Heimatblätter. In diese Redaktion bin ich allerdings später wieder zurückgekehrt.

So fand ich Zeit und Muse, meine Habilschrift zu dem Thema „Die Rolle der Tradition in der Geschichte des Bergbaus in Deutschland“ zügig zu erarbeiten und im Sommer 1968 an der Universität Rostock zu verteidigen. Gutachter in diesem Verfahren waren Gerhard Heitz und Jürgen Kuczynski. Damit hatte ich nun wissenschaftlich- theoretisch all das fixiert, was ich während des Jubiläums schon praktiziert hatte

Noch ein Verfahren brachte ich 1968 zum Abschluss, das schon jahrelang für ein wenig Staubaufwirbelung in allen vier ehemaligen Besatzungszonen Deutschlands gesorgt hatte. Das betraf die Person Otfried Wagenbreths, der in Freiberg als Diplombergingenieur sein Studium abgeschlossen hatte und dann als Dr. rer. nat. auf dem Gebiet der Geologie ebendort promovierte. Vor allem auf Fürsprache von Prof. Fritsch war er als Aspirant für eine Habilitation auf dem Gebiet der Geschichte der Technik vom Ministerium für Hochschulwesen der DDR bestätigt worden. Dabei hatte man offensichtlich übersehen, dass Freiberg damals weder ein Promotions-, noch ein Habilitationsrecht auf dem Gebiet der Geschichtswissenschaft, auch nicht einer historischen Spezialdisziplin besaß.

Otfried Wagenbreth versuchte deshalb sein Glück an der Ingenieurökonomischen Fakultät der Bergakademie. Er wurde abschlägig beschieden. Dann versuchte er sein Glück an der Leipziger Universität, die ja mit dem Karl- Sudhoff- Institut an der Fakultät für Mathematik und Naturwissenschaften eine Instanz für Geschichte der Naturwissenschaft und Medizin besaß. Wiederum erhielt er eine negative Auskunft, da er ja keinerlei Ausbildung als Historiker nachweisen konnte und man sich dort außerdem nicht berechtigt fühlte, etwas von Geschichte der Technik zu verstehen.

Die Freiburger bergakademische Technische Fakultät drückte das schlechte Gewissen, da sie ja eigentlich mit ihrer Laxheit gegenüber bestehenden Gesetzen für den ganzen Wirrwar gesorgt hatte. Man glaubte den Stein der Weisen gefunden zu haben, als man den Freiburger Rektor bat, von mir ein Gutachten anfertigen zu lassen und damit dann – ich sage einmal salopp – den Minister zu erpressen..

Ich war nicht überrascht, als sich schließlich eine Reihe westdeutscher Kollegen bei mir direkt nach meinem Befinden im Fall Wagenbreth erkundigten und mir einmal mehr versicherten, dass an ihrer Universität bzw. Fakultät Otfried W. keine Chancen hätte, das Verfahren nach seinen Vorstellungen zum Abschluss zu bringen. Als mir einmal ein etwas vom Westblick benebelter Kollege sagte, dass mich das alles in große Schwierigkeiten bringen würde, weil man im Westen nicht verstehen könnte, dass so eine Habilschrift, wie die Wagenbrethsche es sei, nicht zur Verteidigung in Freiberg angenommen würde, reichte es mir! Ich bat den Herrn um Namen und Telefonnummer des angeblichen westdeutschen Kollegen, da ich dem stehenden Fußes die Schrift von Otfried W. mit der Bitte um Einleitung eines Habilitationsverfahrens zuschicken würde. Wenn er aber hier wäre, um dummes Zeug und Lügen zu quatschen, dann solle er sich davon scheren. Ich wäre bereit, den Stuhl, auf dem er hier bei mir sitze, zum ersten besten Fenster hinauszuerwerfen, ohne dass er erst aufstehen müsse. Er gab mir keine Telefonnummer!

Otfried W. brachte mir seine Schrift: Ich las sie. Dann setzten wir uns eine Nacht zusammen und besprachen Überarbeitungsvorschläge. Wenige Tage später kam er mit der veränderten Fassung wieder. Ich schrieb ein Gutachten und bestellte mir den Dekan unserer Technischen Fakultät, den Herrn Nationalpreisträger Prof. Dr. Ing. Werner Arnold, Direktor des Institutes für Tiefbohrtechnik an der Bergakademie Freiberg, und sagte ihm: „Deine Fakultät hat die Wagenbrethsche Habilitationsaspirantur vor Jahren beantragt, und Deine Fakultät wird ihm jetzt den Dr. Ing. habil verleihen. Alles andere wäre eine wissenschaftliche Hochstapelei.

Unser Maschinenkundler Prof. Dr. Ing. Christian und der durch die Erfindung des Braunkohlenhochtemperaturkokses inzwischen weltbekannte Prof. Dr. Ing. Rammler waren neben mir noch die weiteren Gutachter. Otfried aber sagte ich: „Schaffe deine Arbeit ins Dekanat und gib dann Ruhe“. Die Fakultätssitzung kam. Die Arbeit wurde angenommen und die Gutachter bestätigt. Dann kamen das Kolloquium und die Verteidigung. Alles verlief ordentlich. Als wir die Akten vom Dekan zur Unterschrift zugeschoben erhielten, fragte mich mein Kollege Rammler: „Welche Venia legendi soll er denn erhalten?“ „Technikhistorische Dokumentation“ postulierte ich. Rückfrage: „Gibt’s denn so etwas?“ „Wenn Sie, Kollege Rammler, als erster unterschreiben, dann ja!“ Genauso ist es dann auch gekommen. Die Universität Birmingham (GB) richtete zwar die erste Fakultät für das Gebiet industryarchäology und the Smithonian institution in Washington D.C. das erste große Forschungszentrum neben dem in Ironbridge am Severn ein, aber die Bergakademie verlieh auf diesem Gebiet zum ersten Mal den Dr. Ing. habil. in der Welt! Im Übrigen, mein Hochschulminister, Prof. Dr. Ernst Gießmann, hat mir kurze Zeit darauf zu meiner Idee herzlich gratuliert. Das Problem war vom Tisch. Weniger eine Art Nachspiel, mehr eine wünschenswerte Fortsetzung, tauchte später, genau genommen in den Vorwendewochen 1989 auf. Aber das war eigentlich ein Grund zur Freude und nicht zur Aufregung, doch davon später mehr.

Schon während der Beschäftigung mit der bergbaulichen Tradition erschienen mir die Bergleute immer stärker von Geheimnissen umwittert. Ich stellte mir in diesem Zusammenhang eine ganze Menge von Fragen, die sich genau genommen im Laufe der Zeit weiter vermehrten. Zwei davon will ich hier nennen.

1. Warum streikten die Bergleute, vor allem in den Revieren, die im Gefolge und als Bestandteil der Industrialisierung entstanden, in Deutschland, England und Frankreich jahrzehntelang um ein Vielfaches häufiger als die Arbeiter in der Metallurgie und in der Fabrikindustrie? Jeder Schüler lernte in der DDR im Geschichtsunterricht, dass es 1889, 1905 und 1912 große Bergarbeiterstreiks gab, so im Ruhrgebiet, in Schlesien und in Sachsen. Keiner der Pauker aber stellte die Frage, warum streikten die Arbeiter in der metallurgischen Industrie nicht mit? Gesehen den Fall, die Kohlenbergleute streikten fünfmal so viel wie die anderen Arbeiter, was war die Ursache dafür? Lag es daran, dass sie fünfmal so schlecht lebten wie die Hüttenleute? Und wenn der Streik von 1889 mit zu den Gründen zählt, die zum Rücktritt Bismarcks führten, waren dann die anderen Arbeiter mit Bismarck fünfmal zufriedener?

2. Schauen wir uns nun noch einen ganz anderen Problembereich an. Sowohl in der Sowjetunion als auch in der DDR und in der CSSR, in Bulgarien, in Polen und in Rumänien spielte der Steinkohlebergbau für den Beginn der Aktivistenbewegung (d.h. der bewussten Steigerung der Produktion durch den einfachen Arbeiter) eine große Rolle. Lag es daran, dass die Kohlenbergleute, wie in manchen Zeitungen mitunter beschrieben, besonders klassenbewusst und revolutionär waren?

Lassen wir es bei diesen zwei Fragen bewenden. Ich stellte fest, dass ein entscheidendes Problem war, in welchem Ausmaß die Arbeitsprozesse, in denen die streikenden Arbeiter standen, von der Technisierung ergriffen waren. Im Jahre 1968 erlebte das Ruhrgebiet den letzten großen Streik. Von da an kennt die Geschichte keinen großen Bergarbeiterstreik an der Ruhr mehr. 1968 ist gleichzeitig auch technikgeschichtlich interessant. Von da an gilt der Ruhrpott als voll mechanisiert.

Im 19. und 20. Jahrhundert war die eigentliche Bergmannsarbeit, die Hauer­­tätigkeit – sieht man einmal vom Braunkohlebergbau über Tage ab - nicht maschinisiert und erst nicht mechanisiert. Bis 1922 wurde in ganz Deutschland die Steinkohle mit Schlägel und Eisen und etwa ab 1922 mit dem Pickhammer abgehackt. Weder existierten bis dahin für die Kohlegewinnung unter Tage Maschinen, noch funktionierte zumindest bis zum Ende des 19. Jahrhunderts die Energiebereitstellung. Einen Bagger über Tage konnte man mit Hilfe einer Dampfmaschine betreiben. Aber eine Schrämmaschine unter Tage...?

Im Jahre 1912 waren im Ruhrpott etwa 499 000 Bergleute angelegt. Davon waren etwa 65 – 70 % Hauer. Die Kohle mit dem schon genannten Handwerkszeug zu gewinnen, hatten sie nicht nebenbei bzw. im Schläfe gelernt, nein, diese Fähigkeit hatten sie in jahrelanger Arbeit erworben. Einer der bekanntesten sächsischen Hauer hat mir einmal einen Pickhammer gegeben und zu mir gesagt, nun mach mal! Ich habe es versucht, aber verglichen mit dem, was Sepp Zach mit einem Stoß hereingewann, war mein Ergebnis eine Luftnummer. Wenn also die Hauer, das sind ja die eigentlichen Bergfacharbeiter, die Schnauze voll hatten und ihr Werkzeug hinlegten, dann waren sie nicht ersetzbar! Dann war ein mächtiger Streik unvermeidlich!

In einer ganz anderen Situation befanden sich dagegen die Arbeiter in der Metallurgie. Als die eigentlichen Facharbeiter sieht man hier z. B. diejenigen Menschen an, die am Hochofen stehen und durch eine Öffnung in den Hochofen hineinschauen, um dann zu entscheiden: „Jetzt hat das flüssige ehemalige Erz die richtige Färbung. Jetzt, in dieser Sekunde, müssen wir den Abstich vornehmen.“

Die Hochöfen wurden immer größer. Die Verantwortung der am Ofen stehenden Schmelzer (Lochgucker) wurde immer größer. Ihre Zahl blieb relativ klein. Die Hauptzunahme an Arbeitskräften war dagegen im Bereich der Beräumung des geschmolzenen Roheisens aus den Formen vor dem Hochofen zu verzeichnen. Also, während im Bergbau die Zahl der Bergbaufacharbeiter enorm answoll, war es in der Metallurgie die Zahl der Hilfskräfte. Wenn die Masse der Bergleute einen Streik anstrebte, dann waren das schwer ersetzbare Facharbeiter. Wenn die Masse der metallurgischen Arbeiter einen Streik stattfinden lassen wollten, dann waren es in der Mehrheit ungelern­te bzw. angelernte Arbeitskräfte. Die waren leicht ersetzbar, notfalls durch Militär oder technische Hilfsorganisationen.

Wenn man z.B. 1889 die gesamte kaiserliche Armee in die Zechen an der Ruhr kommandiert hätte, wäre die Pleite als Folge unvermeidlich gewesen. In den Stahlwerken, sicher nicht ohne manche, allerdings im Vergleich dazu relativ leicht zu behebende Schwierigkeiten, hätte der Betrieb dagegen weiter laufen können.

Eine Minorität durch höhere Löhne und andere Vergünstigungen zu korrumpieren, klappt. Geht es jedoch bei betrieblichen Auseinandersetzungen darum, das Sozialverhalten einer Majorität zu manipulieren, ist das weitaus komplizierter. Betrachtet man die Geschichte der Streikkämpfe, so neigt man dazu zu sagen: Unmöglich! Es war für mich schon sehr überraschend festzustellen, dass die Geschichtsschreibung bis dahin die Rolle der Qualität der Technologie in sozialen Auseinandersetzungen kaum einer ernsthaften Betrachtung, geschweige denn Analyse für würdig befunden hatte. Ansätze dazu fand ich allerdings später, die aus dem Doktorandenkreis von Kollegen Tenfelde (8 heute in Bochum) kamen. Nun ja, er ist ja auch gelernter Bergmann von der Pike auf!

13. Eine mittlere Katastrophe hilft weiter

Bald sollte sich einiges in der Struktur meiner Hochschullehrertätigkeit ändern. Irgendeine Ausführungsbestimmung zur III. Hochschulreform legte fest, dass die Betreuer, meist waren das die Professoren, das Lesen einer Diplomarbeit im Zuge des Diplomverfahrens nicht mehr extra vergütet bekämen. Die Freiburger Herren Professoren der Sektion Sozialistische Betriebswirtschaft weigerten sich nun deshalb, Diplomarbeiten zu lesen. Betroffen waren davon fürs Erste u. a. ca. 110 Fernstudenten. Zur Überraschung der Kollegen erklärte ich in einer Sektionsleitungssitzung, dass ich einverstanden wäre, die 110 Fernstudenten zu betreuen und ihre Arbeiten zu lesen. Natürlich würde ich dafür keine Extravergütung verlangen.

Fernstudenten waren für mich besonders wertvolle Partner. Sie hatten meist schon irgendwelche Fachschulabschlüsse, waren dann in der Industrie in leitende Positionen aufgerückt und waren Verantwortung zu tragen gewöhnt. Ich bat die betroffenen Studenten zu einer Besprechung. Ihnen gab ich allen das gleiche Diplomarbeitsthema, nämlich: „Wie wurde die Produktion im VEB XY in der Zeit von 1945 bis 1969 gesteigert?“ In der entsprechenden Versammlung gab es noch ein paar Fragen. Ich erklärte ihnen, dass sie mich bitte nicht beschießen sollten, sondern hinschreiben, was gemacht und wenn nötig, wie geändert wurde. Es war demnach möglich, darin Abschnitte zu schreiben mit Überschriften wie: Überwindung von Faulheit oder Passivität bzw. Desinteresse, Einführung einer neuen Technologie, weitere Technisierung, Maschinisierung, Mechanisierung und schließlich Automatisierung. Aber auch die Auswirkung der weiteren Qualifizierung von Arbeitern und Angestellten konnte in diesem Zusammenhang untersucht werden.

Es war in den kommenden Wochen ein großes Vergnügen, mit diesen Diplomanden zusammenzuarbeiten. Ich hatte das Gefühl, dass sie sehr froh waren, einmal aus ihrem Herzen keine Mördergrube machen zu müssen und zu schreiben, wie es war und wie sie es sahen. Als die Arbeiten alle durch meinen Kopf gegangen waren, konnte ich dann eine Matrix der Produktionssteigerungsfaktoren von 1945 bis etwa 1968 erarbeiten. (Außerdem war ich dann auch in der Lage, hypothetisch ähnliche systematische Tabellen für die Sklavenhalterstaaten, für den Feudalismus und selbst für den Kapitalismus in den Raum zu setzen.) Ich baute die so gewonnen Erkenntnisse in meine Vorlesungen ein. Den Studenten machte es Spaß, mit mir in der sich daraus ergebenden Richtung mitzudenken. Auch bei Vorträgen und Gastvorlesungen in Bochum, München, Bielefeld, Darmstadt, Moskau, Leningrad, Tokio, Warschau, Innsbruck, Wien, Berlin, Leipzig, Rostock und in noch anderen Orten erhielt ich im Prinzip stets sehr viel Zustimmung zu meinen sich darauf aufbauenden Gedanken.

Irgendwie hatte sich meine Art, den Leuten zu helfen, herumgesprochen. Eines Tages kam ein sehr sympathischer Mensch durch die Türe. „Peter“, stellte er sich vor. Es war der Werkleiter vom VEB Porzellanwerk Lichte. Er hätte ein Problem, sagte er. (In Wirklichkeit war es dann mindestens ein Schock voll!) Er müsste sein Werk modernisieren. Die Finanzen seien dafür da, nur die Baukapazität könne er nicht von heute auf morgen besorgen. Von mir brauche er im Prinzip nichts weiter, als dass ich einige Diplomverfahren von einigen seiner Betriebsleitungsmitglieder betreue, die die Grundlage für die Rekonstruktion seines Werkes abgeben sollten.

Ich fuhr nach Lichte, und wir machten passende Schuhe daraus. Natürlich war die wirtschafts- und technikgeschichtswissenschaftliche Problemdominanz gewährleistet. Alles war nach gut einem halben Jahr klar. Der Bezirk, beeinflusst durch die Einmaligkeit der Person des SED-Bezirkssekretärs, den heutigen Bruder in Jesu christi, Herrn Hannes Albrecht, lehnte die Bereitstellung von Baukapazität für Abriss und Neubau des Werkes ab. Da hatte Herbert Peter

die Schnauze voll, kaufte zweimal Sportkleidung für Fußballmannschaften und einen Farbfernseher. Damit fuhr er zum Kommandeur eines Panzerregimentes der Sowjetarmee in Saalfeld. Am nächsten Wochenende rollten von dort Räumpanzer nach Lichte. Etwa 50 Soldaten, in der Mehrheit Bauarbeiter, waren mitgekommen. Die Betriebsküche in Lichte hatte allen Erbsuppe mit Bockwurst spendiert, und abends war von dem alten, ziemlich verschlissenen Fabrikgebäude nichts mehr zu sehen. Das ging noch ein paar Wochen so, bis der Neubau stand und die neue Maschinerie installiert war. Im Übrigen lehnte der Herr Hannes Albrecht die Bereitstellung von Baukapazität auch dann noch ab, als die Lichter schon längst wieder den Plan zur wirtschaftlichen Stärkung der DDR erfüllten.

Es sollte jedoch noch schlimmer kommen. Sieben Personen vom Porzellanwerk Ilmenau erschienen. Sie waren beauftragt, ebendort das größte und modernste Porzellanwerk Europas zu errichten, natürlich voll mechanisiert und zumindest – wo es ging – teilautomatisiert. Porzellan war auch für die Menschen in diesem Teil Thüringens kein Fremdwort. Es gab eine Reihe kleiner Porzellanfabriken, die natürlich in dem neuen Werk aufgehen sollten. Gefragt war in den Unterlagen für die Errichtung des neuen Werkes auch eine Analyse der bisherigen Porzellantradition. Dann war natürlich eine Beurteilung der zukünftigen Technologie notwendig. Ich konnte mich in dieser Hinsicht auf die in Frage kommenden Diplomanden verlassen. Schließlich hatte einer von ihnen in Syrien gerade ein Porzellanwerk errichtet, von dem heute noch der gesamte Vordere Orient schwärmt. Wir begannen. Ich organisierte, so gut ich konnte, fachliche Hilfe: Der Herr Albrecht fand wieder die Gelegenheit, unser Vorhaben zu stören. Ohne dass er es hörte, zitierten wir Goethe.

Alles ging seinen sozialistischen Gang. Die Diplomarbeiten wurden fertig. Schließlich, wenn auch geraume Zeit später, stand auch das Werk fast fertig da. Das muss so 1972 herum gewesen sein. Meine stark körperbehinderte Tochter war ein Jahr zuvor in Minsk von dem dortigen Minister für Gesundheitswesen der Sozialistischen Republik Belorussland operiert worden. Prof. Dr. Saftschenko war der einzige Arzt in der Welt, das bestätigte mir später einer der früheren Leibärzte Churchills in Birmingham, der wirklich erfolgreiche spina bifida Operationen praktizierte. Er kam mit seiner Frau und seinem Oberassistenten zu uns nach Dresden, um zu sehen, wie es meiner Tochter ginge. Natürlich wollte ich ihm bei dieser Gelegenheit auch etwas zeigen. Da erhielt ich einen Anruf, dass ich ganz schnell einmal nach Ilmenau kommen sollte. Ich bedauerte und sagte ab. Als man in Ilmenau meine Begründung hörte, vernahm ich am Telefon nur die Worte: Jetzt musst du erst recht kommen, bei uns war noch nie ein sowjetischer Minister. Gesagt, getan, ich nahm die Sowjets mit.

Es war überwältigend, was die Kollegen Porzelliner für einen Empfang hinlegten, von den Geschenken gar nicht zu reden. Dann kam der Höhepunkt. Man zeigte dem Minister das neue Porzellanwerk. Ich bekam beim Anblick weiche Knie. „Um Gottes Willen“, dachte ich, „das alles hast du auf dem Gewissen.“ Beim Lesen der mir vorgelegten Ausarbeitungen hatte ich mich im Laufe der Zeit nicht mehr sonderlich aufgeregt, wenn es da um Millionenbeträge in der Planung ging. Man gewöhnt sich daran ebenso wie an das Wechseln von Unterwäsche. Dann fragte der Minister die Ilmenauer: „Wer von Ihnen hat das ganze Vorhaben geleitet?“ Da hoben die Gefragten den Zeigefinger und wiesen auf mich. Nikolai Jewseewitsch sagte: „Was, ein Historiker? Molodjez! Auf diese Idee sind wir bei uns noch nicht gekommen! Man lernt nie aus!“ Schon auf der Heimfahrt nach Dresden musste ich im Auto noch viele Fragen beantworten!

Den absoluten Höhepunkt sollte mir jedoch die Mutter aller nichtasiatischen Porzellanwerke, nämlich der VEB Staatliche Porzellanmanufaktur Meißen, bringen. Irgendein Rindvieh von Mitarbeiter der SED– Bezirksleitung Dresden oder Kreisleitung Meißen hatte eine Statistik

zur Beschäftigtenstruktur in der Manufaktur erstellt. Er traute seinen superrevolutionären Blicken nicht, denn in Meißen gab es keine Jugendbrigade. Also schloss er messerscharf: Die Arbeit mit den Jugendlichen steht in besagtem Betrieb nicht auf dem von der Partei geforderten Niveau. Deshalb wurde beschlossen, dass ein Angehöriger des Betriebes die Chance erhielt, in einer an der Bergakademie Freiberg einzureichenden Diplomarbeit den Stand der Dinge genau zu untersuchen und zu erörtern. Außerdem sollte er Vorschläge unterbreiten, wie den Versäumnissen abzuhelpfen sei.

Der junge Mann aus Meißen meldete sich schließlich bei mir. „Ja, bei mir kannst du das Thema bearbeiten,“ sagte ich. „Hauptsache ist jedoch, dass du Mut hast.“ (Was er nicht wusste, war der Umstand, dass ich selbst einmal etwa zwei Monate lang Mitglied einer Unterglasurmalerbrigade in Meißen war, die Teller und Tassen für das Zwiebelmusterservice gestaltete und vor allem bemalte. Der überwiegende Teil dieser Arbeitskräfte waren Frauen. Natürlich ist niemand auf die Idee gekommen, mich einen Teller malen zu lassen. Nein, wir wollten ja den Betrieb nicht zu Grunde richten. Aber ich dachte mit den Kolleginnen mit.)

Ich hatte aber genaue Studien gemacht und war so zu folgender Überzeugung gekommen:

1. Porzellanmaler lernt man sein Leben lang.
2. Es gibt aus technologischen Gründen eine Art Generationsvertrag. Immer und ständig müssen die älteren Arbeiter den Jüngeren ihr Können vermitteln.
3. Eine Jugendbrigade würde mit ihren Erzeugnissen nie die optimal mögliche Qualität erreichen: Der Erfahrungsschatz der Älteren würde fehlen.

Mein Diplomand stimmte mit mir überein. Aber die Partei, genaugenommen irgendwelche sich für die Meißner Porzellanmanufaktur ungefragt besonders verantwortlich fühlende Funktionäre, wollten es anders. „Stellen wir uns einmal vor, wir zwei wären die Elbe und die Partei beschlösse, dass wir von Meißen nach Melnik fließen sollten!“ Mein Diplomand lachte. Er machte, seinem Gewissen und seinen Arbeitserfahrungen entsprechend, seine Diplomarbeit. Der Betrieb hatte einen Gutachter bestimmt, der gab ihm die schlechteste Note, eine 5! Ich gab als Dekan die 1 und teilte dem Betrieb mit, dass ich leider das betriebliche Gutachten zerrissen habe. In diesem, von keinerlei Sachkenntnis in der eigentlichen Problematik gekennzeichneten Pamphlet, sähe nichts weiter als eine bewusste Schädigung der ökonomischen Situation des Betriebes und damit auch der gesamten Volkswirtschaft der DDR. Meißen hätte, folge man dem betrieblichen Pamphlet, international nur Konkurrenz Nachteile. - Meißen bekam keine Nachteile, weil es der Arbeit so vertraute, wie sie geschrieben war! (Im Übrigen ist der damalige Diplomand heute Leiter der Malerei der gesamten Manufaktur. Soll doch noch einmal einer bezweifeln, dass wir im Sozialismus nicht auch gute Manager für die soziale Marktwirtschaft ausgebildet hätten!)

14. Wie wird man Nachfolger eines Nobelpreisträgers?

Man steige in Dresden in einen Zug und kann nicht verhindern, dass der bis Berlin eine Stunde Verspätung hat. Um 10 Uhr soll man im ZK- Gebäude am Werderschen Markt an einer Besprechung teilnehmen. Die Götter der Reichsbahn gestatten es aber erst 60 Minuten später. So platzt man dann in die Beratung hinein und bekommt unmittelbar nach dem Zuruf einer ortsüblichen Begrüßung vom Beratungsleiter gesagt: „Eberhard, wir sitzen hier zusammen auf Wunsch der beiden Leipziger Privatverlage B.G.B. Teubner und der Akademischen Verlagsanstalt Geest und Portig. Ersterer will eine Biographienreihe „Hervorragender Naturwissenschaftler, Techniker und Mediziner“ herausgeben, der zweite will die von Wilhelm Ostwald begründete Reihe „Klassiker der exakten Wissenschaften“ wieder beleben. Wir haben schon, ehe du gekommen bist, beraten, wie wir dabei verfahren. Alle hier zusammensitzenden Genossen halten die Vorhaben für gut. Leider sieht keiner der hier Anwesenden sich in der Lage, die Initiative zur Realisierung dieses Vorhabens zu übernehmen. Könntest du uns helfen?“ So angesprochen, sagte ich kurz entschlossen: „Ja“. Dann fragte ich noch einmal die Anwesenden, wer mir helfen wolle und bereit sei, in dem von mir geleiteten Herausgeberkollegium mitzuarbeiten. Es gab dann im Laufe der Zeit noch einige Ergänzungen. Der Kreis pegelte sich ein auf Prof. Dr. Eberhard Wächtler (Freiberg), Prof. Dr. Hans Wußing (Leipzig), Prof. Dr. Dorothea Götz (Potsdam), Dr. Elly Winter (Berlin). Später kam noch Dr. Horst Remane (Halle), dazu. Die für uns zuständigen Lektoren waren der Kollege Hans Dietrich sowie die Kollegin Hella Müller. In der Leitung der Verlagsgemeinschaft war unser Ansprechpartner Dr. Wolfgang Genschorek.

Ich habe oft, ohne groß zu bedenken, Aufgaben übernommen und mir erst hinterher überlegt, ob ich nicht vielleicht doch besser daran getan hätte, meine Entscheidung zögerlicher bekannt zu geben bzw. wie eine lüsterne Frau erst einmal geraume Zeit „nein“ zu sagen. In diesem Falle begriff ich sehr bald, dass zumindest einige der in der Besprechung Anwesenden es mir noch einige Zeit übel nahmen, dass ich mit meinem spontanen Entschluss verhindert hatte, dass man dieselben erst noch einmal gesondert am Arsch hätte lecken müssen. Ohne es zu wollen, hatte ich aus Versehen verhindert, dass sie noch einmal gesondert auf die Bedeutung ihrer Bedeutung verweisen konnten.

Was soll hinterher solches oder dem ähnliches Jammern und Winseln. Wir haben in dieser Zeit eine schöne und erfolgreiche Arbeit gemacht. Die Teubnersche Biographienreihe zählte zwischen 1968 und 1989 an die einhundert Titel. Darunter waren auch einige absolute Renner, wie Z. B. die Einsteinbiographie von Friedrich Hernecke, die mindestens 5 oder 6 Auflagen erreichte.

Natürlich musste ich mir immer wieder etwas einfallen lassen, damit wir mit Marktassen bzw. -hits auch einmal Biographien von weniger bekannten Wissenschaftlern und Technikern herausbringen konnten. Ein solches Zugpferd schien mit der wegen Spionage in den USA in Großbritannien verurteilte Physiker Klaus Fuchs zu sein. Er war inzwischen aus der Haft entlassen, in die DDR gekommen und nunmehr stellvertretender Direktor des Kernforschungsinstitutes Rossendorf. Er wohnte auf dem Dresdner Altmarkt. Freundlich empfing er mich. Ich schilderte mein Begehren. Er fragte mich, wie viel er denn etwa für die von mir angedachte Autobiographie Honorar erhalten würde? Ich nannte die Summe in Mark der DDR. Darauf fragte er, ob mir im Treppenhaus ein Herr begegnet sei. Der hatte ihm die sechsfache Summe, aber in Dollar geboten. Auch dieser Herr war erfolglos geblieben. Dennoch war unsere Kontaktaufnahme nicht ohne positive Nachwirkungen. Wenn ich in Zukunft einmal einen Gutachter brauchte, der mir kernphysikalische Manuskripte begutachtete, er hat mich nie sitzen lassen!

Ein interessanter Autor in dieser Reihe war für mich auch Hans Richter Meinhold. Als er geboren wurde, war sein Vater im diplomatischen Dienst in Lissabon. So war sein Lebenslauf von seiner Kindheit an nicht uninteressant. Er hatte später Metallurgie studiert und mit dem Grad Diplomingenieur abgeschlossen. Irgendwann hatte er die Tochter des führenden Dresdner Industriellen im graphischen Gewerbe, Meinhold, geheiratet und trug, also gewissermaßen geschäftlich begründet, seit dem den Doppelnamen. Der Betrieb hatte sich unter anderem auf die Herstellung verschiedener Landkarten spezialisiert. Während des Krieges hatten die Nazis dieses Unternehmen mit der Herstellung von Generalstabskarten für das Territorium der Sowjetunion beauftragt. So war es aus dieser Sicht nicht allzu verwunderlich, dass Hans nach dem Einmarsch der Roten Armee zunächst verhaftet wurde und im Gefängnis zu Bautzen einsaß. Nach einiger Zeit wurde er wieder freigelassen. Sein Betrieb war inzwischen volkseigen geworden, in seinem Dresdner Haus konnte er weiter wohnen, und er fand Beschäftigung in der Abteilung Fernstudium der Bergakademie Freiberg.

Das Freiburger Fernstudium war seit 1950 von Gustav Kießling aufgebaut worden. Dieser war schon seit seiner Kindheit ein Freund Erich Kästners und diente letzterem als Vorlage für die Gestalt des „Gustav mit der Hupe“ in dem bekannten Kinderbuch „Emil und die Detektive“. Das Freiburger Fernstudium setzte unter seinesgleichen Maßstäbe in der DDR.

Hans hatte im Alter von 60 Jahren noch promoviert. Für seine wissenschaftlich-pädagogischen Leistungen wurde ihm bald darauf der Professorentitel verliehen. Nur eine größere Veröffentlichung, wenn es ging ein Buch, verzeichnete sein Lebenslauf noch nicht. Da wir fast täglich zusammen mit der Eisenbahn von Dresden nach Freiberg und zurück fahren, kamen wir eines Tages darauf zu sprechen. Ich brauchte in der Biographienreihe einen Band über Henry Bessemer und Gilchrist Thomas. Hans freute sich, das machen zu können. Den Umbruch haben wir noch gemeinsam gelesen. Er fragte mich dann, wann ich ihn zwingen würde, die Sache mit den Produktivkräften hineinzuarbeiten. Er staunte nicht schlecht, als ich ihm erklärte, dass er das alles doch selbst geschrieben habe. „Ich habe meine Auffassung geschrieben, und ich bleibe dabei“, sagte er. Erfreut nahm er zur Kenntnis, dass seine Auffassung auch die meine sei. „Dann weiß ich nicht, was dieser (Hier fiel ein Name, den ich weglasse, da der Mann auch inzwischen verstorben ist!) alte Quatschkopf von mir wollte. Kurze Zeit später überreichte ich ihm noch das Signalexemplar seines Bandes. Er hat sich sehr gefreut. Wenige Tage später ist er jedoch im Alter von mehr als 90 Jahren verstorben. In der Kirche von Dresden- Bühlau haben wir voneinander Abschied genommen und ihn dort auf dem Friedhof zur letzten Ruhe gebettet.

In der Reihe Ostwaldts Klassiker, verlegt bei Geest und Portig, erschienen im gleichen Zeitraum, wenn ich nicht irre, an die 36 Bände. Natürlich versuchten unsere Brüder und Schwestern in Trizonesien alles, um uns auf dem Markt niederzukurrieren. Ich nahm das nicht persönlich, da ich wusste: Auch das anständigste und humanste Unternehmer muss in einer kapitalistischen Umgebung ganz einfach so handeln. Ricardo und Smith hatten mich in ihren schon im 18. Jahrhundert erschienenen Schriften darauf hingewiesen. Es gelang ihnen nicht, wir waren stärker! Der den Fehdehandschuh werfende Verlag Vieweg aus Braunschweig genau wie diesem später folgend andere, mussten dahingehende Versuche aufgeben. Auch nach der Wende blieb das so. Es gelang wesdeutschen Verlagen auch nach der Liquidation der DDR nicht, unsere Leistung zu wiederholen, geschweige denn zu übertreffen!

Natürlich reihte ich mich auch selbst in die Reihe der Biographie- Autoren ein. Ich legte an mich die gleichen Maßstäbe, wie an alle anderen. Ein etwas komplizierterer Problemfall war in unserem Kreis Hans Wußing. Er hielt sich für den Bedeutendsten von uns. Eigentlich war er Mathematiker. Ohne Zweifel war er ein As auf diesem Gebiete und beherrschte die sich damit verknüpfende historische Entwicklung aller Spezialdisziplinen faszinierend gut. Seine Kenntnisse auf dem Gebiet der Geschichte an sich konnte man dagegen am Besten in einer konvergenten arithmetischen Reihe fassen. Wie es eben diesen Reihen eigen ist – nähern sie sich Schritt für Schritt der 0, ohne sie allerdings je zu erreichen. Seinen Lebensunterhalt verdiente er als Direktor des Karl- Sudhoff- Institutes für Geschichte der Naturwissenschaft und Medizin der Karl- Marx- Universität Leipzig. Er war sozusagen Nachfolger von dem an sich „gelernten“ Physiker Gerhart Harig. Letzterer hatte das Institut nach seiner Abdankung als Staatssekretär für das Hochschulwesen der DDR als Direktor übernommen.

Harig hatte zu meiner Studentenzeit, bevor er Mitglied des Ministerrates der DDR wurde, an der Leipziger Universität Vorlesungen über den Dialektischen und Historischen Materialismus gehalten. Unter uns Studenten hatte es sich herumgesprochen, dass er seit der Mitte der dreißiger Jahre bis zum April 1945 als Häftling im KZ Buchenwald gesessen hatte. Wir wussten weiter, dass er faktisch dorthin gekommen war, weil ihn der stalinistische Geheimdienst zur illegalen Arbeit nach Deutschland geschickt und dabei an die Gestapo verraten hatte. Letzteres erfuhr ich ganz genau eigentlich erst nach seinem Tode. Er war einerseits in einem faschistischen KZ, zählte jedoch andererseits mit zu den deutschen Kommunisten, die schon in den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts ein Opfer des Stalinismus wurden. Gerhard Harig hatte mit dem Verlag B. G. B. Teubner Leipzig in seiner Amtszeit als Direktor des Sudhoff- Institutes schon mit einigen Arbeiten eine Reihe Biographien hervorragender Physiker auf den Markt zu bringen versucht. Unsere neue Biographienreihe empfanden wir als Fortsetzung seines Anliegens, deshalb eröffneten wir mit „seinen“ Heften als Nummer 1 folgende unsere Edition.

Hans Wußings größter Fehler war, dass er sich für außerordentlich bedeutend hielt. Er war auch Vorsitzender des wissenschaftlichen Beirates für Wissenschaftsgeschichte des Ministeriums für Hoch- und Fachschulwesen und hatte keine sonderlichen Probleme damit, an jeder möglichen Ecke seine Partei- und Staatsverbundenheit zu demonstrieren. Ich hatte mit ihm, solange die DDR existierte, deshalb keine größeren Probleme. Spannend und problematisch wurde es für mich erst dann, als die DDR nicht mehr existierte und er sich ein wenig als Gegner, zumindest als schon alles immer besser wissender Kritiker dieses Staates aufspielte.

Manch anderer hatte mehr unter Wußings Bedeutungssucht zu leiden, so z.B. das Mitglied unseres Herausgeberkollegiums Dorothea Götz.. Sie hatte ihre Habilitationsschrift (Diss. B) noch nicht ganz abgeschlossen, als ihr Betreuer Gerhart Harig starb. Natürlich erklärte sich Hans Wußing bereit einzuspringen. Als Thea dann ihre Arbeit an der Philosophischen Fakultät der Pädagogischen Hochschule Potsdam einreichte, lehnte Wußing die Begutachtung mit fadenscheiniger Begründung ab. Ich sprang ein. Thea verteidigte sich im großen Hörsaal des Neuen Palais in Sanssouci glänzend. Etwas aus meiner Sicht Einmaliges erlebte ich bei dieser Verteidigung, nämlich: Das Auditorium applaudierte stehend! Aber das tat man, nicht weil Hans Wußing im Saal fehlte, sondern weil sich Thea so bravourös geschlagen hatte. 1989 wurden unsere beiden Verlage von westlichen Unternehmen übernommen. Irgendeinen Wisch erhielt ich, aus dem hervorging, dass die Unternehmen mich nicht mehr brauchten. Ich wäre untröstlich gewesen, wenn sie mich weiterbeschäftigt hätten. Sicher hätte ich mich dann Zeit meines Lebens gefragt, was ich denn angestellt habe, dass sie mich nicht hinauswarfen?

15. Wieder einmal fiel ich auf – Gott sei Dank, nicht nur unten!

Irgendjemand muss irgendwo getratscht haben, dass der Wächtler 110 Diplomarbeiten auf einmal betreut und außerdem im Schnitt so an die vierzig Doktoranden ständig um sich versammelt hat. Mich erreichte ein Anruf von Hannes Hörnig. Er bat mich, in den nächsten Tagen einmal bei ihm im ZK vorbeizukommen. Gesagt, getan – also erzähl einmal, meinte er als ich ihm gegenüber saß. Ich erzählte ihm die ganze Sache. Hannes war Lehrer von Beruf. Kurz nach 1945 war er in Dresden Kreisschulrat gewesen. Ihm musste ich nicht erklären, wie man Unterricht macht!

Er hörte interessiert zu. Dann nannte er mir in der nächsten Woche einen Termin, an dem ich die Mitarbeiter seiner Abteilung über das informieren sollte, wie ich in Freiberg mit Diplomanden und Doktoranden umging. Der Termin kam. Ich legte los, man staunte. Dabei erzählte ich keine Sensationen. Für mich war und ist es ein alter Hut, dass ein Professor gegenüber seinen Diplomanden wissenschaftlich- theoretisch einen ausreichend großen Vorsprung besitzen muss. Ob er, so ausgerüstet, dann 10 oder 100 auf den damit verbundenen Problemkreis ausgerichtete Diplomarbeiten betreut, ist in dieser Hinsicht sekundär.

Zugegeben, er muss etwas mehr Zeit für das Lesen derselben aufwenden. Aber das gehört nun mal zum Lehrerberuf. Noch effektiver ist für die Forschung, wenn sich das Ganze im Verlauf der Betreuung von Dissertationen abspielt. Es gab keine größeren Einwände.

Was mir am meisten zu schaffen machte, das waren die immer wieder zu verzeichnenden Einmischungsversuche regionaler und örtlicher Behörden. An der Spitze registrierte ich dabei die Volksbildungsorgane. Zu mir kamen eines Tages zwei Lehrer aus Pockau- Lengefeld im damaligen Kreis Marienberg/ Erzgebirge. Den einen kannte ich noch als Studenten aus der Zeit meiner Tätigkeit an der Leipziger Universität. Sie hatten sich schon toll bei der Erforschung der Auslagerung von Bildern der Dresdner Gemäldegalerie im Kalkwerk Lengefeld engagiert und wollten nunmehr promovieren. „Geht das bei Dir“, war ihre Frage. „Natürlich, das ist kein Problem, denn seit 1972 besitzen wir in Freiberg auch das phil. – Promotionsrecht A.“ Wir formulierten die Themen. Ich gab ihnen die Termine, damit sie wussten, an welchen Tagen bei mir die Forschungsseminare für Doktoranden stattfanden. Damit war für mich alles in Sack und Tüten.

Einige Tage später klingelte das Telefon. Ich hob ab. Eine männliche Stimme stellte sich vor: „Rat des Bezirkes Karl- Marx- Stadt, Abteilung Volksbildung. Wir möchten Ihnen mitteilen, dass wir das Promotionsverfahren von Herrn X und Herrn Y gestoppt haben. Wir erteilen keine Genehmigung dazu!“ – .Voller zurückgehaltener Wut sagte ich etwas sehr deutlich in die Muschel: „Ich finde den Witz großartig, Genosse, den du mir soeben erzählt hast. Du kannst froh sein, dass ich heute gute Laune habe. Obwohl, ich überlege mir eben noch, ob ich Dich bzw. Euch nicht beim Staatsanwalt anzeige wegen verfassungswidrigen Vergehens. Die Grundlage für meine Entscheidung liefert uns Frau Dr. h. c. Margot Honnecker, weil wir zusammen als FDJ-ler auf dem II. Parlament dieser Organisation 1947 in Meißen das uneingeschränkte Recht auf Bildung proklamiert und später durchgesetzt haben. Dieses Recht gilt bis heute für alle, auch für Lehrer im Bezirk Karl- Marx- Stadt! – Auf Wiedersehn!“

Als die beiden 2 bis 3 Jahre später ihre Dissertationen verteidigt hatten, bekam ich wieder von der gleichen Dienststelle eine Beschwerde. Dieses Mal hatte ich vergessen, sie zur Verteidigung einzuladen. Ich bin mir fast sicher, dass ich bei dieser Gelegenheit wieder aus Goethes Götz von Berlichingen zitiert habe.

Das Gleiche passierte mir wenig später noch beim Promotionsverfahren eines Lehrers aus dem (damaligen) Kreis Freital. Aber mit ihm erlebte ich bald danach noch eine wunderschöne Story. Michael wollte nach der Promotion weiter forschen. Er hatte Geschmack daran gefunden. Und nur vor der Klasse etwas zu erzählen, genügte ihm nicht mehr. Er hatte fast alle Bände unserer Biographienreihe des Teubnerverlages in seinem Besitz und wollte darin eine Biographie über den Grafen Zeppelin schreiben. Er begann und bewältigte die sich selbst gestellte Aufgabe gut. Das Büchlein kam in den Buchhandel. Aber in der DDR-Gewerkschaftszeitung „Tribüne“ erschien über sein Buch eine ziemlich unverschämte und überhebliche Kritik. Michael hat sich wahnsinnig darüber geärgert und einen Brief an die Zeitung geschrieben. Mir hat er eine Kopie zukommen lassen. Als ich ihm prinzipiell beim Lesen derselben zugestimmt hatte, freute ich mich doch auch ein klein wenig darüber, dass er sich ärgerte. Wie oft hatte ich mich über Lehrer geärgert. Endlich hatte es mal einen von denen erwischt. Schlimm war nur daran, dass es ein guter Freund von mir war.

Diese Kopie fand ich vor, als ich eines Abends von einer Dienstreise aus Berlin zurückkehrte. Michael dauerte mich. Es war freitags, ein Telefon besaß Michael nicht. Also schickte ich ihm ein Telegramm mit folgendem Text: „Ich kenne nur eine Tribüne von Bedeutung, und die steht im Dresdner Dynamostadion!“

Natürlich hatte in Michas Wohnkaff das Telegramm schon auf der Post Kopfschütteln ausgelöst. Keiner wusste etwas damit anzufangen. Also wurde der Zusteller in die Spur geschickt. Dieser traf Michael im Garten, und er erzählte hinterher allen Neugierigen der Gemeinde, dass Michael schallend gelacht habe. In den nächsten Tagen schrieb ich einen Brief und schickte ein Gegengutachten an die Zeitung nach der Devise: „Ehrt eure deutschen Meister! Aber Schuster bleib bei deinem Leisten!“ Die haben niemals wieder etwas über Zeppelin gebracht!

Eines Tages, es war in einer Sitzungspause einer vom Rektor initiierten Klausurtagung, kam mein guter Freund Prof. Dr. Dieter König, Direktor unserer Sektion Mathematik, zu mir und sagte: „Eberhard, ich habe ein großes Problem. Meine Frau hat in Peking Sinologie studiert, sie spricht perfekt Chinesisch, Englisch und Russisch. Sie war auch schon mit der Dresdner Philharmonie auf einer Gastspielreise als Dolmetscher in Ägypten. Sie ist mit mir nun nach Freiberg gezogen und sitzt seit dem zu Hause und dreht Däumchen. Hast du nicht ein paar Karteikarten, die sie für dich ausfüllen kann?“ Ich fragte: „Spricht sie auch Deutsch, es kann auch Berliner Dialekt sein?“ Er bezeichnete mich daraufhin lauthals als ein Kamel!

Ruth erschien am nächsten Tag 15 Uhr pünktlich bei mir. Dann erzählte sie mir ihren gesamten Bildungsgang. Einen Universitätsabschluss besaß sie trotz allem nicht, weder einen chinesischen, noch einen DDR- deutschen. Im Übrigen war sie ein Musterbeispiel dafür, wie es an sich hochgebildeten Frauen geht, wenn sie ihrem Mann in Kleinstädte folgen, die für dieselben keine entsprechende Arbeitsmöglichkeit haben.

„Pass einmal auf“, sagte ich ihr, „die Sache mit den Karteikarten wollen wir einmal ganz schnell vergessen. Jetzt legen wir als erstes ein Arbeitsthema für deine Diplomarbeit und der unmittelbar darauf folgenden Dissertation im Fachgebiet ostasiatische Wirtschaftsgeschichte fest. Ich schlage vor: Das Ringen der Kommunistischen Partei Chinas unter Mao Tse Tung in den Jahren 1948 bis 1958 um die Steigerung der Produktion in der Volksrepublik“.

Ruth stellte dann beim Minister den Antrag, auf diese Weise noch zu einem Hochschulabschluss unter Anrechnung ihres Studiums an der Humboldtuniversität und der Pekinger Universität gelangen zu können. Nach einer relativ kurzen Zeit kam die prinzipielle

Genehmigung, so zu verfahren. Allerdings musste sie sich noch verschiedener Prüfungen in ökonomischen Disziplinen und im Fach Wirtschaftsgeschichte unterziehen. Natürlich wurde das prompt erledigt, und die Frau Diplomökonomin König war geboren.

Schlimmer war es dann mit der Promotion. Ich brauchte für das Verfahren zumindest noch einen zweiten Gutachter. Die großen allwissenden Institute in Berlin mauerten. Über Mao Tse Tung wollte von diesen Leuten in diesen Jahren niemand gefragt sein. Eher waren sie bereit, ein Gutachten über die Schöpfer der großen chinesischen Mauer zu erstatten. Ich fragte Ruth schließlich, ob sie jemand aus dem Dunstkreis Maos selber kennen würde. „Ja“, sagte sie, „in Berlin wohnt der Genosse XY, der war sein erster ökonomischer Berater!“ Nun ja, also dann, nichts wie zu ihm hin. Der Genosse war tief gerührt, dass er noch einmal in seinem Leben zu etwas nutze sein sollte. Natürlich sagte er sofort zu.

Inzwischen war noch etwas sehr Schönes passiert. Ruths Mann, Dieter, hatte mit seinen mathematischen Überlegungen auf internationalen Mathematikerkonferenzen weltweit Aufmerksamkeit erregt. Eine ganze Reihe von Ländern stand vor seiner Türe gewissermaßen Schlange, um ihn als Gastprofessor zu berufen. Natürlich waren die ersten die USA. Dieter und die DDR sagten zu. Er landete in den USA und *veni, vidi, vici!*

Beim zweiten Bibliotheksbesuch entdeckte er eine Veröffentlichungsreihe, in der die Senats- bzw. Kongressberichte der USA zur ökonomischen Situation in der chinesischen Volksrepublik von 1948 bis in die siebziger Jahre publiziert waren. Dieter kaufte sie mit seinem ersten beim damaligen „Klassenfeind“ verdienten Geld und schickte dieselben an seine Frau. Ruths Arbeit war damit schon hinsichtlich der verwendeten Literatur und Quellen sowie der Augenzeugenberichte eine absolute Sahne! Mir war das nicht nur als Betreuer der Dissertation, sondern auch als Dekan der zuständigen Fakultät sehr recht!

Der Verteidigungsraum war übervoll. Nach der Eröffnungszeremonie konnte man im Raum eine Stecknadel fallen hören. Vor überschäumender Freude legte Ruth los. Sie sprach chinesisch. Nachdem ich den anderen Gutachter gefragt hatte, ob alles stimmte, bat ich sie, das Ganze noch einmal in Deutsch vorzutragen. Natürlich wusste sie, dass diese Rede die entscheidende war. Nur, wer kann ihr eine solch verständliche Neckerei verübeln, wenn sie sich damit selbst sagte: So war meine ganze berufliche Entwicklung nicht ganz umsonst! Ich neckte sie dann, nachdem ich ihr gratuliert hatte, mit den Worten zurück: Morgen früh um 8 Uhr kannst du bei mir die erste Karteikarte zum Ausfüllen zu holen! Leider konnte ich Ruth in Freiberg nicht ihrer Veranlagung und ihrem Können entsprechend weiter beschäftigen. In Berlin fand sie dann eine entsprechende Beschäftigung. Solche Konfliktsituationen sollen besonders bei Frauen häufiger der Fall sein als es für die Entwicklung der Menschheit verträglich ist!

Einmal mehr hatte ich begriffen, dass die Erarbeitung einer Dissertation oder Habilschrift immer die Angelegenheit der ganzen Familie ist. Ich habe da tolle Dinge erlebt. Einmal musste ich einem Kandidaten neue Kraft einflößen, als noch vor der Verteidigung seine Frau verstarb. Da drohten - manchmal erfolgten - Scheidungen. Manche entdeckten, dass sie bis dato im Prinzip falsch gelebt hatten. Nein, die Betroffenen waren dann nicht selbst schuld. So musste ich mich in zwei Fällen in die Kindheit des vor mir sitzenden Kandidaten versetzen. Bei jedem nicht vorher signalisierten Klingeln an der Türe musste deren gesamte Familie zwischen 1933 und 1945 damit rechnen, verhaftet zu werden. Sie waren Mitglied einer antifaschistischen Widerstandsgruppe. Die Eltern sorgten dafür (mussten dafür sorgen!), dass ihre Kinder faktisch isoliert, ohne Freunde aufwuchsen. Ich staunte, wie schädlich sich diese

Umstände noch Jahrzehnte später auf das Verhalten der betreffenden Doktoranden zu ihren Mitmenschen auswirkten.

Noch von einem tollen Ehepaar will ich hier berichten. Die Sache begann so. Monika, meine Sekretärin, kam in mein Zimmer und sagte; „Ein Herr Dr. Ing. Müller will dich sprechen. Er will eine Dissertation B schreiben“. „Herein mit ihm!“ war meine Antwort. Er stellte sich vor. Bis zur Schließung des Zwickauer Steinkohlenbergbaus hatte er dort in technischen Leitungsfunktionen gearbeitet. Nach der Gründung der Volksrepublik Mocambique war er einer von dort der Regierung der DDR übermittelten Bitte gefolgt, den vormalig von Portugiesen installierten und geleiteten Steinkohlebergbau wieder flott zu machen.

Frank– Armin freute sich, als ich ihm versprach, ihn zu betreuen. „Welches Thema soll es denn bitte sein“, fragte ich weiter. „Die Geschichte des Steinkohlenbergbaus in Mozambique seit ...“ Gut, beginnen wir. - Als er wieder fort war, rief ich Jürgen Kuczynski an und fragte ihn. „Nein“, antwortete er mir, „du bist kein Hochstapler! Solchen Menschen wie dem Gen. Müller muss man helfen. Nur diese bringen uns weiter! Für den Anfang ist es schon gut, wenn du weißt, das Mozambique in Afrika liegt.“

Ab und zu, wenn er Dienstreisen oder Urlaub hatte, tauchte er bei mir auf. Ich lernte in diesen Konsultationen unheimlich viel und fand jedes Mal die Grundidee meiner Produktionssteigerungsmatrix bestätigt. Einmal erzählt er mir wieder, dass es so schwierig sei, die an koloniale Sklaverei gewöhnten Afrikaner an letztlich freiwillig zu verrichtende kontinuierliche Arbeit heranzuführen. Das sei deshalb so kompliziert, weil sie faktisch in zwei verschiedenen Gesellschaftsordnungen gleichzeitig leben. Als ich stutzte, versuchte er, mir das Phänomen aus seiner Sicht zu erklären. Er holte tief Luft und sagte dann: „Um diese Arbeiter zu stimulieren, haben wir jetzt so eine Art sozialistische Intershops eingerichtet. In diesen gibt es Transistorradios, Fahrräder und vieles andere mehr. Fast alles sind DDR- Produkte. Für ihre normale Schichtleistung erhalten die Arbeiter den Lohn im staatsüblichen Geld. Für die Planübererfüllung erhalten sie farbige, rote, grüne, gelbe, blaue, schwarze usw. Plastechips, die dann an Geldesstatt in den besagten Interhops Gültigkeit haben. Im Anfang florierte das Geschäft sehr gut. Doch nach einigen Wochen sank der Umsatz enorm. Die Plastechips verschwanden. Was war geschehen? Wir tappten im Dunklen!

Bald darauf erhielten wir Klarheit. Aufgrund des Anerbietens der DDR fand in ganz Mozambique eine prophylaktische gynäkologische Untersuchung aller Frauen statt. Als sich die Damen dazu entkleideten, staunten die Ärzte. Im Einzugsgebiet unseres Reviers hatten alle Frauen Schnüre wie Perlenketten aus unseren Plastechips gefertigt und um den Leib geschlungen. Auf Befragen des obersten Medizinmannes hatte dieser den Frauen erklärt: Wenn man für diese bunten Dinger so etwa wie Radios oder Fahrräder bekommt, dann sind sie wertvoller als Edelsteine bzw. Geld. Bewahrt sie sorgfältig auf!“ Gesagt, getan, und nun galt es, diese Problematik zu lösen. So modern und bedeutend sich auch immer die Steinkohlebergbauverwaltung vorkam, die entscheidenden sozialen Verhaltensweisen bestimmten weitgehend noch immer die Medizinmänner oder andere alte traditionelle Machtausübende!

Ich freute mich immer, wenn Frank - Armin wieder einmal durch die Türe kam. Schließlich war die Arbeit fertig. Einmal mehr begann der Kampf um Gutachten usw. Dieses Mal schaltete sich der Rat für akademische Grade beim Minister selbst ein. Man las dort die Arbeit und lehnte sie ab. Zwei Gründe dafür gab man vor allem an.

1. Es gehört sich nicht, dass der Autor den sozialistischen Charakter der in Mozambique existierenden gesellschaftlichen Verhältnisse in Zweifel zieht, wenn die Verfassung dieses Staates denselben eindeutig als sozialistisch definiert.
2. Es steht dem Verfasser nicht zu, die bisherige Unterstützung Mozambiques durch die DDR als ungenügend und teilweise falsch zu bezeichnen. Im Wesentlichen war es das. (Erst später erfuhr ich, dass eines der Kommissionsmitglieder die Verfassung mit ausgearbeitet hatte!)

Wieder einmal beschwerte ich mich im ZK. Der Genosse Kurt Hager übergab die Arbeit nach längerem Hin und Her einem Lehrstuhl am Institut für Gesellschaftswissenschaften des Zentralkomitees. Ich lernte den Lehrstuhlinhaber bald darauf selbst kennen. Er gefiel mir. Er versuchte wirklich, Probleme in der dritten Welt zu lösen bzw. dabei zu helfen. Wir, d. h. das ZK- Institut und ich brauchten ungefähr noch ein reichliches Jahr, um das Ministerium und besonders seine Kommission in Sachen akademischer Grade zu überzeugen, das Verfahren an der Bergakademie zum Abschluss zu bringen. Manchmal besuchte ich in diesen Jahren die Frau Frank - Armins. Sie leitete in Zwickau die Schulzahnklinik. Sie war natürlich durch ihre berufliche Position wegen des langen Andauerns des Habilitationsverfahrens von Frank - Armin ein bevorzugtes Klatsch- und Tratschziel. Was über deren Mann alles erzählt wurde, war ein Skandal ohnegleichen. Als wir am 10. Mai 1985 das Verfahren rechtskräftig beendet hatten und, sich ihr Mann nunmehr Dr. Ing. et sc. phil. nennen durfte, hatte sie von allen tatsächlichen Betreuern des Habilitanten die allergrößte Leistung vollbracht. Sie hatten zusammen beide mit „summa cum laude“ durchgestanden.

Einer war mir während meiner dreißigjährigen Tätigkeit in Freiberg bis heute ganz besonders ans Herz gewachsen, das war Bernd Meister. Er hatte eine blendende Dissertation geschrieben. Allerdings war er von der Natur mit einer Neigung zu einer geradezu für viele Menschen durchaus wünschenswerten, penetranten Sturheit bedacht worden. In seiner Dissertation behandelte er die Entwicklung des Kalibergbaues in der DDR nach 1945. Als er sich dem Ende der Niederschrift seines Manuskriptes näherte, kam er einmal zu mir und sagte: „Also, damit du es weißt, ich werde dir und deiner Matrix in der Verteidigung widersprechen. Im Kali gibt es keinen Hennecke, keine Dominanz des Faktors zwei usw.“ „Quatsch kein dummes Zeug, Bernd, das geht überhaupt nicht. Denk noch einmal nach!“, meinte ich, obwohl ich selbstverständlich zum gegebenen Zeitpunkt weit weniger vom Kali wusste als Bernd. Das ist richtig so, weil ja nicht schon vorher bekannt sein kann, was der Doktorand erforschen will.

Nun gut, irgendwo war ihm diese mir im höchsten Grade sympathische Sturheit vielleicht auch anerzogen worden. Ob das nun an der Jenenser Universität geschah, wo er Geschichte studiert hatte, oder später beim FC Carl Zeiß von Georg Buschner, wo er zusammen mit Hans Meier, dem diesjährigen, in Thüringen aufgewachsenen, fränkischen Fußballgott, zum Kader des Clubs gehörte, weiß ich nicht. Jedenfalls war ich in solchen Momenten unserer an sich sehr schönen Diskussionen manchmal traurig, dass ich ihm nicht wie ein Schiedsrichter einfach eine gelbe Karte zeigen konnte.

72 Stunden vor der Verteidigung kam er noch einmal. „Ich ziehe meine Arbeit zurück. Helga hat einen Aufsatz gefunden. Es gibt doch einen Kali- Hennecke, und das mit Deinem Scheiß Faktor 2 stimmt auch.“ „Weißt du, ich nehme deinen Rückzug nicht an“, hörte er nun von mir. „Übermorgen wirst du deine Arbeit verteidigen und sagen: Mich hat vorgestern fast der Schlag getroffen, als mir die Kollegin XY einen Artikel brachte und damit ... usw.“ Er maulte noch eine Weile.

Die Verteidigung lief gut. Seine Selbstkritik wurde akzeptiert und entsprechende Auflagen für Korrekturen erteilt. Anschließend fand der wichtigste Teil im Doktorverfahren statt, die Nachverteidigung bei Wein, Schnaps, Bier und etwas zum Verspeisen. Es erfolgt dabei eine nochmalige, natürlich die allerwichtigste, Prüfung durch eine am besten auch alkoholisierte Sonderkommission.

Vierzehn Tage vor Bernds Verteidigung war Dynamo Dresden gerade DDR- Fußballmeister geworden. Ich hatte mir in dem Dresdner Trubel eine schwarz-gelbe Fanmütze besorgt. Nachdem die Nachprüfung abgeschlossen war, bat ich noch einmal um das Wort und verlieh an Bernd den „Doktorhut für Meister!“ Alles johlte, aber die Kinder von Bernd riefen: „Vati, Vati, setz das Ding ab, das kannst du dem Onkel Hans (Meier) nicht antun!“

Die Verteidigung der B Diss. verlief auch wieder nach unserer Art freundlich. Es war der 2. oder 3. Weihnachtsfeiertag. Gegen 8 Uhr 30 klingelte es in Dresden an meiner Wohnungstür. In der Sprechanlage hörte ich: „Hier ist Bernd, wir müssen einmal schnell nach Leipzig zum zweiten Gutachter fahren. Er schlägt vor, dass wir drei uns heute noch einmal über einige wenige Passagen meiner Arbeit unterhalten“, hörte ich. Ich fuhr im Fahrstuhl nach unten und genoss anschließend die Autotour Dresden - Leipzig – Dresden. Eigentlich ist es schade, dass die Habilitation die letzte Prüfung ist. So erfahre ich nun nie, auf welche Einfälle Bernd beim dritten Mal gekommen wäre.

Natürlich könnte ich noch eine ganze Menge doktoraler Witze und Anekdoten bieten. So zum Beispiel von einem, der nach Rostock auszog, um sich dort zu verteidigen. An der Grenze von Berlin stellte er fest, dass er seinen Ausweis zu Hause gelassen hatte.

Von einem, der in Zwickau wohnte und ausgerechnet am Tage seiner Verteidigung einen Zug benutzte, der zu spät in Freiberg ankam.

Mein späterer Stellvertreter musste sich mit einer Flasche Stolitschnaja am Abend vor der Verteidigung erst so viel Mut antrinken, dass er früh kaum aus dem Bett zu kriegen war. Dafür nahm er sich Stunden später einige der ihn in der Verteidigung Fragenden so vor, dass diese dachten, sie hätten falsch gefragt.

Eine Doktorandin aus Rostock, die auf der F (heute B)101 wegen eines Schneegestöbers im letzten Dorf vor Freiberg steckenblieb, erlitt fast einen Herzinfarkt usw. – Sie sind alle Dr. geworden.

Spannend verlief auch die Verteidigung des in Freital wohnenden Alfons Wätzig aus Mittweida, weil er ein brisantes Thema hatte: Max Hölz. Hoch ging die Stimmung, als jemand meinte, für ihn sei Hölz ein deutscher Fidel Castro. Diese These ist, wenn man sie einmal von allen Seiten so richtig unter die Lupe nimmt, so ganz falsch nicht und schadet an sich niemand, zumal es richtig ist, dass Problem Hölz sachlich zu werten.

In der Vorbereitung von Wätzigs Verteidigung hatte ich einmal mit Ernst Engelberg über das Thema Hölz gesprochen. „Weißt du“, sagte Ernst zu mir, „so einfach ist die Sache gar nicht. Als ich vor 1933 Vorsitzender der Kommunistischen Reichsstudentenfraktion war, wollten wir einmal eine richtige große Versammlung gestalten. Jemand machte den Vorschlag, Max Hölz als Referenten einzuladen. Der sagte zu. Je näher der Tag kam, desto größeres Fracksausen bekam ich. Dann war der Augenblick da. Das Auditorium Maximum der Berliner Universität war mehr als voll. Überall, wo ich hinblickte, saßen Studentenkörps, schlagende Verbindungen. Als die Hölz sahen, gab es ein Kommando, und Max musste durch

ein Ehrenspalier mit über seinem Kopf gekreuzten Degen marschieren.“ Dann hat er gesprochen. Es wurde anschließend diskutiert. Es gab keinerlei Zwischenfälle. Kommen Sie mal wieder! riefen ihm einige Anwesende zu.

Natürlich wurde ich primär dafür bezahlt, dass ich Studenten ausbildete. Auch dabei erlebte ich sehr viel Humorvolles und Schönes. Meistens las ich mittwochs früh 8 Uhr 30 bis 10 Uhr. Meine mit sehr viel Familiensinn und Organisationstalent ausgestattete Oberassistentin Rosel ging deshalb mittwochs vorher immer zum Friseur. Mit dieser frisch gezauberten Lockenpracht ließ sie sich dann im Hörsaal bewundern. Einmal kam sie erst mit einer Minute Verspätung auf ihren Platz zum Sitzen. „Also, Rosel“, meinte ich, „wenn du demnächst noch mit Lockenwicklern im Haar hier antanzst, schmeiß ich ein Fass Bier!“

Acht Tage später war es dann so weit. Rosel erschien frisch gewickelt, und hinter ihr rollte Klaus Müller ein Fass Wernersgrüner in den Saal. Natürlich hatten die Studenten ihre Zahnputzbecher mitgebracht. Und als wir den Hörsaal infolge anderweitiger Belegung räumen mussten, sofften wir dann in den Studentenheimen weiter.

Einige Semester las ich als Gast in Zwickau an der dortigen Ingenieurhochschule. Vorher war diese Hochschule eine Fachschule gewesen. Manchmal war ihr das noch anzumerken, nicht nur daran, dass wie in einer richtigen Penne zur Pause und zum Stundenbeginn ein Klingelzeichen ertönte. An einem 29. April las ich, wie gewohnt, meine Lektion. Da ging die Türe auf. Ein sich bedeutend fühlender Herr stand in der Türöffnung und rief, ohne gefragt zu sein: „Die Studenten versammeln sich bitte gleich unten auf dem Hof. Wir müssen in der Stadt schnell einmal eine Apotheke einräumen, die am ersten Mai eröffnet werden soll!“ Studenten wurden ab und zu als Billigarbeitskräfte missbraucht. (Im Prinzip ist das ja heute noch so. Nur wird das nicht mit Phrasen ideologisch begründet. Man hält es– was noch schlimmer ist– für normal und menschenrechtlich vertretbar!)

Die Studenten warteten gespannt und rührten sich vorerst nicht. Ich marschierte zur Tür und sagte dem Herrn: „Hauen Sie ab. Die Studenten und ich haben jetzt hier Vorlesung. Das ist gesetzlich so vorgeschrieben. Ansonsten können Sie mich kreuzweise!“ Ich las weiter. Ich hätte nie wieder etwas davon gehört, wenn ich nicht zusammen mit meinem Stellvertreter wenige Tage darauf eine Besprechung mit dem Direktor der Zwickauer Sektion SBW gehabt hätte.

Wir betraten das Gebäude im Erdgeschoß, gingen in den ersten Stock und liefen dann etwa 70 bis 80 Meter den Gang entlang. Wir sahen zwar, dass in den am Gang liegenden Zimmern Leute arbeiteten. Endlich waren wir da. Genau vor dem Zimmer des Sektionsdirektors, in dem die Sitzung stattfinden sollte, war ein Bretterverschlag. Auf der anderen Seite standen die Zwickauer Kollegen, feixten und bedeuteten uns, noch einmal 80 Meter zurückzugehen, dann aus dem Gebäude herauszutreten, die Strasse wieder 100 Meter in der ursprünglichen Richtung entlangzugehen. Dann käme wieder ein Aufgang und dann noch einmal 20 Meter zurück, dann wären wir hier bei ihnen. Ich gab Wolfgang Mühlfriedel meine Aktentasche, nahm als gelernter Fußballer zwei Schritte Anlauf, stieß zu, und die Bretterbarriere fiel in sich zusammen. Fröhlich sagte ich zu den Zwickauern „Guten Tag“, und die Sitzung begann. Es hat keinerlei Beschwerden gegeben. Ob es als Neuerervorschlag bewertet wurde, möchte ich allerdings bezweifeln.

Eines Tages klingelte wieder einmal das Telefon. Monika nahm den Hörer ab. Dann gab sie ihn mir. Unser bergakademisches Sprachinstitut, d. h. sein Direktor, meldete sich und bat:

„Eberhard, kannst du einmal ganz schnell zu uns kommen! Ich habe ein Riesenproblem!“
Natürlich ging ich dorthin.

In dem Zimmer saßen die Institutsleitung und eine junge Frau mit Namen Dorit Brenner. Sie hatte in Berlin und zum Schluss in Tokio Japanologie studiert, sprach sehr gut Japanisch, Englisch und Russisch und war nun an die Bergakademie als Englischlehrer im Hochschuldienst vermittelt worden. Nur etwas fehlte ihr, nämlich ein Diplom. Die Humboldtuniversität weigerte sich, ihr ein Diplomthema zu stellen, weil sie ihr Studium in Tokio und nicht in Berlin abgeschlossen hatte. Damit war ihre Einstellung an der Bergakademie nicht zum Volltarif möglich. Die Fachrichtung Japanologie hätte aber keine Schwierigkeiten, ließ man mich telefonisch wissen, wenn die Bergakademie ein Thema für eine japanologische Diplomarbeit stellt. Sie würden dann die Arbeit begutachten und den akademischen Grad eines Diplomjapanologen zuerkennen.

Was tun? Ich griff in meine Aktentasche und zog ein japanisches Buch daraus hervor, das mir Prof. Dr. Minoru Tanaka gerade aus Tokio geschickt hatte. In dem Buch waren Zeichnungen, Bilder und Risse vom historischen japanischen Steinkohlebergbau abgebildet und kommentiert. Tief gerührt von der Tatsache, dass ich zur Ausbildung von Japanologen herangezogen wurde, einigten wir uns mit Dorit auf ein Thema, das so ähnlich hieß wie „Altes japanisches Bildmaterial zur Bergbaugeschichte und sein Wert als Quelle für die heutige Bergbaugeschichtsschreibung.“

Vielleicht 9 Monate später war der Fall vergessen. Dorit hatte eine sehr schöne Arbeit geschrieben. Die Berliner Gutachten lagen positiv vor. Natürlich gaben diese der Dorit ein „gut“. Hätten diese Gutachter vom Inhalt der Arbeit wirklich etwas verstanden, dann hätten sie, wie ich es getan hatte, mindestens ein „sehr gut“ geben müssen. Irgendwie kam man nach einiger Zeit in Berlin auch auf ähnliche Gedanken und gab der Dorit, als sie ihr Werk dort glänzend vor einer allerhöchsten Prüfungskommission mit „sehr gut“ verteidigt hatte, das „sehr gut“ auch als Gesamtendnote. Außerdem erhielt sie als Studentin den Wissenschaftspreis der Sektion für Ostasienwissenschaften der Humboldtuniversität. Wir aber waren froh. Auf einen Preis mehr oder weniger kam es uns nicht an. Das Wichtigste war: Dorit konnte nunmehr ohne Probleme zum Volltarif angestellt werden.

Wenn ich an dieser Stelle noch etwas ergänzend hinzufügen darf, dann folgendes: Als ich studierte, fühlte ich mich von meinen Professoren, voran von Walter Markov, Ernst Engelberg und Walter Bartel, nie als studierendes, ungebildetes Individuum behandelt, sondern immer als Kollege. Auch mein Freund Rolf Reuter hat in seinen Studenten vor allem Kollegen gesehen, mit denen er zusammen musizierte. Ich bin froh, dass mir eine solche Haltung im Prinzip auch meist eigen war. Ich weiß noch, wie froh mir die Kollegen Studenten in die Augen schauten, wenn ich ihnen hin und wieder gestand, dass ich manche Fragen auch nicht, schon gar nicht sofort und auch nicht fehlerfrei beantworten könnte. Und einige Male gelang es mir zusammen mit ihnen, das eine oder andere Problem zu lösen.

Jahre später ergab sich für Dorit noch einmal eine schöne Rückerinnerung an ihre Diplomsituation. Sie lebte schon seit einigen Jahren in Thüringen, gewissermaßen ihrem in „mensenrechtlicher Freiheit“ gewählten Exil für angeblich vom Bazillus „DDR-Staatsnähe“ befallene junge Menschen. Da geschah es, dass dem japanischen Botschafter in Deutschland einfiel, aus irgendeinem Grunde dem Ministerpräsidenten des Freistaates Thüringen einen Besuch abzustatten. Erfurt bereitete sich vor. Aber niemand sprach im Thüringer Regierungsapparat Japanisch. Irgendjemand verwies auf Dorit. Die kam, dolmetschte und rettete den Freistaat samt Ministerpräsident. Es war nicht sonderlich ins

Gewicht gefallen, dass der thüringische Referent für Ostasien im Prinzip nichts weiter wusste, als dass Japan an einer ganz bestimmten Stelle auf dem Globus zu finden war.

Nachdem alles vorüber war, fragte man Dorit, wie und wo sie Japanisch gelernt hätte. Als sie erklärte, dass sie als DDR- Bürgerin in Berlin und Tokio studiert und dann in Freiberg gearbeitet hätte, kamen die Bildzeitungsgeschichtsbewusstsein nachweisen könnenden Regierungsbeamten mit dem ehemaligen sozialistischen Staatsbürgerkundelehrer und derzeitig als CDU- Mitglied amtierenden thüringischen Ministerpräsidenten an der Spitze aus dem Staunen nicht heraus!

16. Ohne Freiberg kein in Dresden erfundenes Meißner Porzellan

Wenn mich vor meinem Gang nach Freiberg jemand gefragt hätte: „Was hältst du von Meißner Porzellan, überhaupt von Porzellan“, dann hätte ich zurückgefragt: „Warum soll ich etwas davon halten? Mir ist es Wurst, ob es welches gibt. Mir schmeckt Kaffee auch aus anderen Tassen, bzw. ich weiß nicht, warum manche so gierig danach sind. Das Einzige, was mir seit einigen Jahren am Kaffee gefällt, ist, das er gut riecht. Als ich noch mit meiner Familie in Leipzig wohnte und ich mit meinem 3 bis 5 jährigen Jungen im Zentrum spazieren ging, weigerte er sich mit mir, nach Hause zu fahren, wenn wir nicht erst bei Kaffee- Richter in der Peterstraße geschnuppert hatten.

An einem Montag des Jahres 1981- ich war wohl die Woche zuvor ein paar Tage nicht in meinem Wissenschaftsbereich gewesen- kehrte ich wieder wie gewohnt in meine Amtsstube zurück. „Es ist gut, dass du kommst“, empfing man mich. „Am Freitag hat der Burkhart vom Ministerium angerufen. Es soll 1983 der 300. Geburtstag von Johann Friedrich Böttger groß gefeiert werden. Mittag hofft dadurch auf steigenden Absatz der Meißner Artikel und sieht so Chancen, den Devisenbestand der DDR zu verbessern.“

Kurze Zeit später klingelte das Telefon, und das Ministerium teilte mir persönlich mit:

1. Ihr, du und die Bergakademie, macht zusammen mit der Meißner Manufaktur in Dresden und Meißen im Februar 1983 ein Symposium über die historische Bedeutung der Porzellanerfindung durch Böttger, zu dem Porzellanschaffende aus der ganzen Welt eingeladen werden. Du bist zusammen mit dem Meißner Generaldirektor Prof. Dr. Karl Petermann für das Gelingen, d.h. das entsprechende Niveau der Veranstaltung, verantwortlich.
2. Von diesem Symposium erscheint ein Protokollband. Verantwortlich bist du.
3. Der Wissenschaftsbereich Geschichte der Produktivkräfte der TU Dresden, d.h. Prof. Dr. Rolf Sonnemann, hat die Verantwortung für das Abfassen einer Böttgerbiographie, die bei Edition Leipzig erscheinen soll.

Mich erschreckte die ministerielle Mitteilung überhaupt nicht. In den vorangegangenen vier bis fünf Jahren hatte der Direktor des Archivs der Porzellanmanufaktur, Dr. Willi Goder, bei mir über die Problematik der Erfindung des Meißner Porzellans, des ersten europäischen Hartporzellans, des ersten nichtasiatischen Porzellans, promoviert. Dabei hatte natürlich die alte Streitfrage: War wirklich Böttger der Erfinder, oder hat nicht doch vielleicht Tschirnhaus eine große Rolle mitgespielt. Aber Goder hat diese Vor- und Frühgeschichte des Porzellans völlig neu akzentuiert und die Rolle des sächsischen Berg- und Hüttenwesens dabei gültig bestimmt. Zugute kam ihm dabei, dass er gelernter Porzelliner und ein ganz genialer Porzellangestalter war.

Das zweite Gutachten verfasste der Chef der Meißner Porzellanmanufaktur, Karl Petermann. Über ihn konnte man sagen: „Es mag stimmen, dass Gott alles weiß. Aber was Porzellan ist, weiß Karl besser!“ Außerdem, ein absolutes silikatechnisches greenhorn war auch ich nicht mehr. Jetzt machte es sich bezahlt, dass ich mich bei der Rekonstruktion der beiden Thüringer Porzellanfabriken mit engagiert hatte. Es konnte aus meiner Sicht vor mir kein unüberwindliches Hindernis auftreten. Ob in Dresden an der TU in Sachen Porzellan oder Keramik historisch überhaupt etwas passiert war, wusste ich nicht und war letztlich ohne Bedeutung. Es konnte auch sein, dass das liebe Ministerium nicht wusste, dass die Silikatechnik eigentlich eine montanwissenschaftliche Disziplin und deshalb in Freiberg beheimatet war. Nun ja, die Berliner Götter hatten entschieden!

Ich lud die ganze Welt nach Dresden und Meißen ein. Dann kam die erste Schwierigkeit. Genosse Abrassimov, seines Zeichens damals Botschafter der UdSSR in der DDR, hatte kein Verständnis dafür gezeigt, dass wir auch die Chinesen einladen wollten. Mir wurde das Einladungsgeschäft entzogen. Irgendwer in Berlin trat an meine Stelle, jemand, der es abwassimovfreundlich praktizierte. Als ich mich wunderte, wurde ich gefragt: „Warum?“ Meine Antwort: „Ihr müsst doch verrückt sein, das größte porzellangeschichtliche Kolloquium des 20. Jahrhunderts bewusst ohne die Chinesen durchzuführen. Schließlich haben die doch vor ein paar tausend Jahren als erste Porzellan produziert!“

Irgendwann meldete sich Rolf Sonnemann und erbat sich einmal die Dissertation von Willi Goder. Als er mir dieselbe später zurückgab, fand er sie nicht überwältigend. Da er aber offensichtlich mit Porzellan bis dahin nichts im Sinn gehabt hatte, erklärte ich mir seine Reaktion auf die Dissertation so ähnlich wie meine, wenn ich mich bei der Verteidigung, vor allem technischer Dissertationen, oftmals darüber wunderte, dass niemand vorher auf die einleuchtenden und überzeugenden Ideen des Doktoranden gekommen ist oder zumindest auf ähnliche.

Wieder kurze Zeit später erhielt ich eine Einladung zur ersten Sitzung der Autoren der geplanten Böttgerbiographie in das Generaldirektorenzimmer zu Karl Petermann in Meißen. Ich sagte ab, da diese Sache nicht in meiner Verantwortung lag. Sonnemann bettelte mich daraufhin, also fuhr ich dann doch mit. Ein fruchtloses Durcheinandergequatsche begann. Schließlich stellten Petermann und der Chef vom VEB Edition Verlag Leipzig, Faber, Ordnung her. Jeder von uns musste seine Meinung zu dem Vorhaben sagen. Ich erklärte, dass wir in der zur Verfügung stehenden Zeit eine wirklich fundierte Biographie nicht schreiben können. In Warschau und Dresden liegen in den Archiven noch zig Meter Akten. Wie mir bekannt geworden ist, sind ein großer Teil dieser Unterlagen Schriftstücke und Briefe von August dem Starken, die in Altfranzösisch (sächsischer Bauart) verfasst sind, „Avec plaisir“ sehe dann ungefähr so aus wie Aweh blähsier!

Der Kollege Klaus Hoffmann, der sich als einziger von allen Anwesenden schon etwas näher mit der Quellenlage zu einer Böttgerbiographie beschäftigt hatte, stimmte mir zu. Darauf erklärten Petermann und Faber, dass bitte alle diejenigen den Raum verlassen sollten, die unter diesen Umständen an der Biographie nicht mitarbeiten wollten. Ich stand auf und ging, fuhr mit der S- Bahn bis Dresden- Trachau und arbeitete mit meinem Freund Peter Kirchberg an einem Biographiebändchen von Daimler, Benz und Maybach für Teubners Biographienreihe.

Einen Tag später erhielt ich die Mitteilung, dass die ganze Sitzung in Meißen aufgefliegen war und Sonnemann den Auftrag hatte, demnächst eine Ersatzlösung zu präsentieren. Er sah sich dazu außer Stande. Ich nahm mein Telefon und rief meinen guten Kollegen, Prof. Dr. Wolfgang Schulle, in unserer Sektion Silikattechnik an. Wenige Jahre zuvor war er noch Staatssekretär im Ministerium für Glas und Keramik gewesen. Abends lud ich ihn zum Abendbrot in den Freiburger Ratskeller ein, und als wir satt waren, hatten wir auch den Problemaufbau und die Gliederung für eine Böttgermonographie fertig, die die Erfindung, die technologische und künstlerische Leistung der Erfinder des Europäischen Hartporzellans zum Gegenstand hatte. Eigentlich brauchten wir die TU Dresden nicht mehr. Sonnemann verschickte noch die Einladungen zu einer weiteren Sitzung in den Dresdner Klub der Intelligenz, kam aber zur Sitzung selbst nicht. Mit von der Partie waren: Willi Goder, Hannes Walter, Wolfgang Schulle, Ingelore Menzhausen, Otfried Wagenbreth, Klaus Hoffmann, Friedrich Reichel und Eberhard Wächtler. Nach einer Stunde wusste jeder der Anwesenden was er bis wann zu schreiben hatte. So und nicht anders geschah es.

Sonnemann erklärte uns später, dass er sich vor allem als Lektor und Redakteur betätigen wolle. Solcher Art Arbeit lag ihm, und das machte er geradezu vorbildlich. Außerdem stellte er seine Sektionssekretärin Heide Rudolph als Schreibkraft zur Verfügung. Wir nickten zustimmend. Etwas muss man ihm lassen, die deutsche Schriftsprache beherrschte er sehr gut, und die junge Frau Rudolph hat fantastisch mitgearbeitet.

Das Buch erschien. Sonnemann und ich waren offiziell die Herausgeber. In der Porzellansammlung des Zwingers war die Buchpremiere. Verlagschef Elmar Faber moderierte, Sonnemann gab das Einführungsreferat. Ich hab mich innerlich totgelacht. Rolf war blendend aufgelegt, die Formulierungen flossen nur so. Allerdings, schon der Aufhänger seiner Rede war völlig falsch, aber bei solchen Angelegenheiten wird nicht diskutiert. Im Übrigen hatten mir beim Druckfertigmachen des Bandes zwei Mitarbeiter von Rolf Sonnemann, nämlich Georg Blume und Hellmut Eschwege sowie die zuständige Lektorin im VEB Edition Leipzig, Christina Müller, mit noch zwei Kolleginnen, nach besten Kräften geholfen.

Wir erhielten für die Böttgerehrung incl. der dabei erschienenen Publikationen überall blendende Rezensionen. Nun gut, dass das Neue Deutschland positiv schrieb, nahm nicht Wunder. Aber Springers „Welt“ brachte einen Beitrag von Philipp Rosenthal, dem Exbundestagsabgeordneten der SPD und bayrischen Porzellangewaltigen, der dem im „Neuen Deutschland“ in Nichts nachstand. Ich hatte Rosenthal erst auf dem Symposium kennen gelernt und freute mich, dass er uns unkompliziert seinen sehr interessanten Beitrag zum Abdruck in unserem Tagungsband zuschickte.

Außer den neuen Aspekten, unter denen wir von da an den Beginn der europäischen Hartporzellanproduktion sahen, war auch die Herausarbeitung einer teilweise Neubewertung der deutschen Partikularfürsten als Garanten einer optimalen technischen Wissenschafts- und Produktivkräfteentwicklung vor der Industriellen Revolution sehr schön. Die bei Edition erschienene Monographie „Johann Friedrich Böttger und die Erfindung des europäischen Porzellans“. erlebte noch Nachauflagen in Stuttgart, Amsterdam und bei der Büchergilde Gutenberg in Frankfurt/ Main in Deutsch sowie eine in Französisch, initiiert durch die Porzellanmanufaktur in Sevres, in Paris.

Den Schlusspunkt setzte der Fernsehfunk der Deutschen Demokratischen Republik mit einer Unterhaltungsshow mit dem Thema: „Wie stark war August der Starke?“ Sonnemann und ich wirkten mit. Sachsens Glanz flimmerte zu jedem Fernsehapparatbesitzer ins Wohnzimmer. Irgendwie fühlte sich der Moderator im Verlauf der Sendung doch verpflichtet, auch Preußen irgendwie zu erwähnen. Gedacht getan! So fragte er mich urplötzlich: „Sagen Sie einmal, liegen der Entwicklung Preußens nicht die gleichen gesellschaftlichen Entwicklungsgesetze zu Grunde, wie Sachsen?“ „Im Prinzip ja - aber es ist natürlich ein Unterschied zu registrieren, wenn die Hauptstadt des einen Staates nahe bei Silber, hingegen die des anderen nur auf Sand gebaut ist“ gab ich zur Antwort. Da in der Bevölkerung weithin eine von der Partei- und Staatsführung der DDR provozierte Antiberlinstimmung herrschte, sollte das Folgen haben

Als ich am nächsten Morgen in Freiberg aus meinem Zug stieg, mit dem Ziel wie gewohnt meiner Arbeit nachzugehen, staunte ich. Eine ziemliche Menschenmenge, die mit dem Zug in Richtung Karl-Marx-Stadt weiterfahren wollte, schrie laut: Bravo! Das war Klasse, gestern Abend! - So wurde ich plötzlich Fernsehliebling! Jahre später, zu meinem 80. Geburtstag erhielt ich 2009 ein Glückwunschsreiben des Präsidenten der Leibniz – Sozietät der

Wissenschaften zu Berlin (Hinter dieser Bezeichnung verbirgt sich niemand anders als die nicht unter zu kriegende Akademie der Wissenschaften der DDR) in dessen Schlussabsatz es unter Anderem hieß: „Persönlich erinnere ich mich auch gern unserer Zusammenarbeit bei der Verbreitung wissenschaftlicher Erkenntnisse im DDR – Fernsehen, wobei wir ein nach Millionen zählendes Publikum erreichten.“ – Sicher hat er Recht. (Im Übrigen ist der Präsident im Jahre 2009 akkurat die gleiche Person, die damals (1983 oder 1984) die Fernsehsendung moderierte!)

Natürlich wurde in der Fernsehshow auch der Erfindung des Meißner Porzellans in Dresden gedacht. Das war auch der eigentliche Grund, warum Rolf Sonnemann und ich darin mitwirken mussten. Beschäftigte der Manufaktur zeigten in der Sendung auf Töpferscheiben, wie man aus Porzellanmasse Geschirrtile macht. Andere bemalten Porzellan usw. Dies betrachtend, fragte mich in einer Drehpause Rolf Sonnemann: „Sag einmal, Eberhard, wenn die Kleine dort die Tasse dreht, ist da das Kaolin schon drin?“ „Nein, du Rindvieh, das wird erst nach dem Brennen mit einem Luftgewehr hineingeschossen!“

Wenig später mussten die Hochschulen der DDR wie in jedem Jahr, beim Ministerium für Hochschulwesen Vorschläge von Forschungsleistungen mit außerordentlichem Niveau zwecks entsprechender Würdigung einreichen. Ich hielt das schon für gut, was wir in Sachen Böttger gemacht hatten. Aber es wäre mir nicht in den Sinn gekommen, allzu sehr damit auf die Pauke zu hauen oder allzu laut zu brüllen. Deshalb nicht, weil man viele Thesen, die wir aufgestellt hatten, erst noch genauer beweisen musste. Deshalb bezeichneten wir unser Buch in Freiberg zwar als sehr gut, die TU Dresden aber verlieh ihren ministeriell genehmigten hauseigenen Forschungspreis an Sonnemann und Co. dafür. Gut gebrüllt, Löwe! Oder sollte man einmal mehr sagen: „Orden und Fliegerbomben treffen meist die Unschuldigen!“

Während der Arbeit am Buche kam eine Mitautorin desselben, Ingelore Menzhausen, die Direktorin der einzigartigen Dresdner Porzellansammlung, einmal zu mir. Wir kannten uns bis dahin sehr flüchtig aus unserer gemeinsamen Studentenzeit in Leipzig. „Eberhard, mein Buchteil liegt in erweiterter Form seit Monaten dem Prof. Mrusek, Direktor des kunsthistorischen Institutes der Hallenser Martin- Luther- Universität zur Annahme als Dissertation vor. Was muss ich jetzt machen, fragte sie?“ „Gar nichts“, meinte ich, griff nach dem Telefon, ließ mich mit Halle verbinden und mir meinen Kollegen Mrusek geben. Es war ein kurzes, aber gehaltvolles Gespräch. Sein Gutachten, mein Gutachten und ich als Gutachter wurden von der Philosophischen Fakultät der Hallenser Universität bestätigt. Wenige Wochen später war das Promotionsverfahren abgeschlossen. Auf der Bühne des größten Porzellanmuseums der Welt agierte nunmehr Frau Dr. phil. Ingelore Menzhausen. Der damalige Generaldirektor der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden, Prof. Dr. Manfred Bachmann, war über dieses zum Schluss rasche Ergebnis sehr erstaunt. Eine sehr große Zeit lang hatte er – warum auch immer - dafür nichts getan. Nun war er verwundert, wie schnell seiner hoch verdienten Mitarbeiterin das ihr mehr als zustehende Promotionsverfahren zuteil wurde. Irgendwie hat er noch die Blödheit besessen, sich mir gegenüber darüber zu wundern. Ich ließ ihn ganz einfach stehen.

Mich erreichten anschließend noch eine Reihe Einladungen zu Vorträgen, z. B. an die Ruhruniversität Bochum. Manche nahm ich wahr. Besonders sympathisch waren mir solche Auftritte immer dann, wenn unter den Hörern die Studenten dominierten.

Nicht alle westlichen Brüder und Schwestern hießen Rosenthal, dann erst recht nicht, als sie Wessis wurden und kraft irgendeiner Wassersuppe im nunmehrigen Osten Deutschlands wissenschaftliche und künstlerische Machtpositionen besetzten. Inn meinen Augen und denen

vieler meiner Kollegen erwiesen sie sich beim genaueren Hinsehen sehr oft einfach noch als eine Nummer zu grün. Einer von ihnen (oder mehrere?) machten im Bergpalais des Schlosses Pillnitz eines Tages eine Sonderausstellung unter dem Titel Tulpomanie. Darin stellten sie auch zwei 88 cm hohe Deckeltöpfe aus chinesischem Porzellan aus. Die auf diesen aufgemalten Bilder waren natürlich in Kobaltblau gehalten.

Nun würde jeder Sachse, der einigermaßen die in der DDR erschienene Silikat- und Montangeschichtsliteratur oder noch ältere kennt, darauf verweisen, dass die Chinesen seit dem 16. Jahrhundert immer stärker das Kobalt für ihre Porzellanfarbe über die Ostindische Kompanie aus Schneeberg in Sachsen bezogen. Mit keiner Silbe hatten sich für so etwas die Ausstellungsgestalter herabgelassen.

Als ich dann die für die Ausstellung zuständigen Personen auf diesen Umstand aufmerksam machte, bekam ich zur Antwort, dass man sich mit bekannten Wissenschaftlern in England verständigt hätte. Die wüssten auch nichts davon. Warum wählten diese Neudresdner gerade britische Bekannte, wo es doch in England keine frühe Porzellanproduktions-tradition gibt? England ist Wedgwood, Wedgwood ist hervorragendes Steinzeug, aber kein Porzellan! Hoffentlich fragen dieselben zugewanderten Neudresdner, wenn sie einmal eine Schau über Saharasand ausrichten, dann nicht bei den Eskimos nach, ob der zur Ausstellung vorgesehene Sand auch wirklich aus der Sahara stammt!

Ja, es gibt eben solche und solche. Das beweist auch noch ein 1999 erschienener Ausstellungskatalog über Abbildungen vom Bergbau auf Porzellan. In dem schreiben solche und solche Deutsche. Einer von solchen ist Rainer Slotta aus Bochum. Er liefert darin den Beweis dafür, dass er des Ostdeutschen in Wort und Schrift mächtig ist. Er beweist dies in seinem dort beigefügten Literaturverzeichnis. Aber natürlich kann ja auch nicht jeder alles kennen. Und wenn jemand glaubt, er tut sich einen besonderen Gefallen, wenn er mich (besser uns!) nicht kennt, dann soll er damit selig werden.

In einer Vorlesung hat einmal 1948 ein Gast als Referent in einer heute wieder sächsischen Universität behauptet, dass die Welt erkennbar sei, aber unabhängig von unserer Wahrnehmung existiere. Ein Student widersprach sofort. Was er nicht sehen würde, existiere für ihn nicht. „So“, sagte der Professor“, „dann gehen Sie einmal auf den Dresdner Hauptbahnhof und stellen Sie sich mit dem Rücken zu einer einfahrenden Lokomotive auf die Gleise!“

17. Freiberg, die größte DDR der Welt und der Rest der Menschheit

Es war Jürgen Kuczynski, der mich regelrecht ins Ausland trieb. Immer, wenn es ihm passend erschien, sagte er: „Ihr dürft nicht eure Schlussfolgerungen so begründen, als ob die DDR, bestenfalls noch Westdeutschland, das Maß aller Dinge sind. Die Welt ist größer.“ Bis 1953 hatte ich eigentlich keine besondere Veranlassung, mich einmal außerhalb der DDR umzuschauen. Besonders zuwider war mir Westdeutschland. Vieles, was ich von dort hörte (In diesem Falle meine ich nicht die SED gesteuerten Medien!) und manchmal auch sah, war mir noch gut bekannt. Ich hatte es im Faschismus bis zur Neige ausgekostet. Die Namen der dort Macht ausübenden Personen erweckten bei mir keine sonderliche Vertrauensbildung. Dann kam der 17. Juni. In dessen Gefolge entstanden auch Bekanntschaften mit Bewohnern Westdeutschlands. Ich verdanke diesen sehr vieles. Unter den Lebenden sind die meisten von ihnen nicht mehr. Aber sie halfen mir, die westdeutschen Industriereviere an Rhein und Ruhr kennen zu lernen. Da es seit 1953 eine Zeit lang sehr leicht war, in die BRD zu reisen, wenn man es sich finanziell organisieren konnte, lief ich bald durch Bochum, Essen, Gelsenkirchen und sah, dass die Bergleute nicht fünfmal schlechter als die Hüttenleute gelebt hatten, was für meine Überlegungen hinsichtlich der Streikgeschichte wichtig war.

Ich sah die Berta von Krupp- Siedlung in Essen, ich sah Eisenheim, aber auch Bethel bei Bielefeld. Eine große Anzahl meiner bisherigen Annahmen fand ich bestätigt. Anderes wiederum war neu und passte nicht so ganz in meine bisherigen Vorstellungen. Natürlich bestaunte ich den Kölner Dom und rezitierte beim Betrachten desselben für mich Heinrich Heines „Deutschland, ein Wintermärchen“. Ich wollte wissen, wie sich die Annexion des linken Rheinufer durch Frankreich nach der Revolution 1789 auf die Lage der Bergarbeiter ausgewirkt hatte. Im Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte publizierte ich einiges zur Geschichte der Petitionsbewegung dort in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Das Hauptstaatsarchiv Düsseldorf hat diesbezüglich gute Bestände. Jürgen freute das sehr und sagte: „Nun wird es Zeit, dass du Ober- und Niederschlesien mit in deinen Blickwinkel einbezieht. Am 1. Oktober fährst du. Hol dir die Reiseunterlagen in der Abteilung Internationale Beziehungen ab.“ Es wurde nichts daraus. Einen Tag nach dem Gespräch mit Jürgen lag ich vier Wochen, teilweise mit sehr hohem Fieber, im Bett.

Am 1. November 1958 passierte ich dann die Oder und drehte in diesem Staat in den nächsten vier Wochen eine Runde über Warschau, Krakau, Kattowice, Gliwice, Wroclaw und Wabzyrch nach Dresden. Meine ganze Reise war in dieser Zeit mit von einem Zwiespalt geprägt, und der hieß: Ich war in einem fremden Land, um deutsche Geschichte zu erforschen. Ich konnte mir kaum etwas kaufen, weil ich nicht polnisch konnte. Aber meine Arbeitsunterlagen in den Archiven waren alle preußisch behördlich geordnet und in deutscher Sprache verfasst. Dabei war es in den einzelnen Landesteilen sehr verschieden. Warschau gehörte ja nach den polnischen Teilungen zu Russland, Krakau zu Österreich- Ungarn und Schlesien zum größten Teil zu Preußen. Ende des 17. und im 18. Jahrhundert stellten die Sachsen den König. Diese Geschichte kann man heute noch aufspüren, nicht nur in Krakau, wo ja die herzlosen Überbleibsel August des Starken sind. Der herzliche Rest ist in Dresden.

So verschieden die Geschichte der einzelnen Landesteile Polens ist, so unterschiedlich sind die Menschen. Zuerst lernte ich Danuta Molenda kennen. Sie war der von der Polnischen Akademie der Wissenschaften eingesetzte offizielle Betreuer meiner Person. Sie war wie ich Parteimitglied. Neben ihr ging ich durch Warschau. Vom Hotel Bristol in der Krakowski selo liefen wir über den Nowy swiat in Richtung Jerusalimska. Immer wieder sah ich Schilder mit Schrift darauf, die sie mir auf meine Bitte hin übersetzte. Einmal erinnerten sie an 20, einmal an 30 usw. polnische Bürger, die von den Deutschen an diesen Stellen erhängt, erschossen

oder was weiß ich noch, jedenfalls ermordet worden waren. An einer Kreuzung in der Jerusalmiska, am HO- Warenhaus, mussten wir warten. Die Verkehrsampel zeigte ROT. Danuta, eben eine Frau und Polin, wie in Millöckers Bettelstudent besungen, war vom Schaufenster angetan. Dann kam Grün. Ich fasste hinter mich und zog sie am Arm und sagte dabei: „Komm mit!“ Sie schrie verhalten auf und sagte später: „Dieselben Worte hat so die SS gesagt, als sie meinen Bruder zum Erschießen abholten!“ „Scheiß Deutschland“, dachte ich.

Dann lernte ich eine Reihe weiterer polnischer Wissenschaftler kennen. Zuerst natürlich den Direktor des Akademieinstitutes für Geschichte, Prof. Dr. Manteufel. Er war irgendwie mit dem gleichnamigen Panzergeneral der Hitlerwehrmacht verwandt. Von den Kommunisten hielt er nicht sehr viel. Dann begegnete ich Prof. Dr. Jan Pazdur. Er gehörte zu den Angehörigen des Lehrkörpers der Krakauer Universität, die 1939 nach Deutschland verschleppt worden waren. Bis 1945 saß er im KZ Sachsenhausen bei Oranienburg. Er gehörte dort zu dem Kommando, das auf dem Appellplatz den Galgen aus einem dafür vorgesehenen Erdloch ziehen musste. War das vollbracht, dann kam in das gleiche Loch auf Befehl des Lagerkommandanten ein Weihnachtsbaum. Jan war zwischen 1960 und 1989 mehrfach in Freiberg und hat sehr interessant über die Industrielle Revolution in Polen gesprochen. Interessant war auch die Begegnung mit Prof. Dr. Kula. Er war Teilnehmer des Warschauer Aufstandes. Als erstes fragte er mich, ob es stimme, dass Jürgen Kuczynski verhaftet worden sei. Als ich lachte und seine Frage verneinte, war er offensichtlich froh. Natürlich war mein Warschauer Bekanntenkreis bald noch größer. Ich lasse es hiermit genug sein.

Von Warschau fuhr ich mit dem Zug nach Krakau. Die Abteile waren brechend voll. Mit Mühe hatte ich einen Sitzplatz bekommen. Auf der Strecke gibt es eine Station mit dem Namen tunel. Ein älterer Herr, mit dem ich mich ein wenig unterhalten hatte, sagte: „Hier wurden nach dem Kriege die Züge angehalten, die Reisenden von Angehörigen polnischer nationalistischer militärischer Verbände kontrolliert und alle Juden und Kommunisten erschossen.“

Dann erreichte ich Krakau. Am nächsten Tag empfing mich der Dekan der Bergaufakultät der dortigen Bergakademie. Mein Gott, war das ein agiler und gemütlicher Mensch. Er sprach so perfekt Österreichisch, dass ich Mühe hatte, alles, was er sagte, im ersten Anlauf zu verstehen. Ja, ich war nun in dem Teil Polens, der bei der polnischen Teilung österreichisch geworden war. An einem Tag brachte er mich in das Salzbergbaumuseum nach Wielicka. Das ist ein einzigartiges Schaubergwerk. Einfach großartig wirkte auf mich die alte Technik, die auf den Vorgaben des geborenen Dresdners Borlach installierten Technologien, die aus Salz gearbeiteten Skulpturen, der unterirdische Dom und manches andere mehr. Natürlich lernte ich auch den Direktor des Museums, Dlubosch, kennen. Eigentlich war er Kunsthistoriker und Künstler. Studiert hatte er an der Kunsthochschule Dresden.

Das nächste Ziel meiner Reise war Kattowice. Damit überschritt ich die Grenze zum zeitweise von Preußen annektierten Teil Polens. In Kattowice und Gliwice betrieb ich Archivstudien. Andrzej Brozek, Dozent an der Technischen Hochschule Kattowice, der mich dort betreute, zeigte mir alles Sehenswerte, was die Stadt zu bieten hatte. An einem Abend hatte er Karten für ein Konzert des Rundfunksinfonieorchesters besorgt. Hier erlebte ich Jan Krenz zum ersten Mal als Dirigent.

Mein Hotel war das „Orbis Monopol“ in der Nähe des Hauptbahnhofs. Ich hatte ein Zimmer zwei Stockwerke über der Orchesterloge im hauseigenen Tanzcafe. Schlafen konnte ich deshalb vor 1 Uhr nachts nicht besonders, aber die Melodien konnte ich zum Schluss mit pfeifen. Als letztes kam immer eine, das Restaurant zum besonders intensiven Mitwirken

animierende Melodie. Ich hielt sie glatt für eine Art Ersatznationalhymne. Das kannte ich von einem Bekannten, der mir einmal „An der schönen blauen Donau“ von Johann Strauß als die eigentliche Nationalhymne Österreichs vorgestellt hatte. Ob Österreich eine richtige hat, weiß ich nicht so genau, aber ich nehme es stark an. Die richtige polnische Hymne kannte ich natürlich. Als ich das Lied aus dem Hotel Monopol später meinen guten Freunden in Bochum als zweite polnische Hymne offerierte, klärten sie mich auf, dass das der Marsch aus dem US-amerikanischen Film „Die Brücke am River of Kwai“ wäre. Ja, auch der laute Patriotismus in Polen war eben auch nicht mehr das, was er einmal war! Leider oder Gott sei Dank?

Der musikalische Patriotismus hat mich nicht weiter beeindruckt. Schlimmer wurde ein anderer. Im Hotel Monopol waren sämtliche Speisekarten nur in polnischer Sprache verfasst. Nun hätte ich ja mit dem Finger auf irgendeine Zeile des Geschriebenen zeigen können. Das traute ich mich nicht, weil in meinem zweiten Englischlehrbuch in der Oberschule eine Geschichte gestanden hatte. In dieser war einer in einer für ihn fremden Stadt frühstücken gegangen. Er hatte vorher nicht verraten, dass er nicht englisch konnte und als der Ober kam, einfach auf der Speisekarte „blind“ auf etwas ihm Bezahlbares gezeigt. Gewundert hat er sich nur dann, als der Ober ihn zuerst Zahnstocher, dann Streichhölzer usw. brachte. Ich fiel natürlich in dem Restaurant auf. Aber niemand half mir, niemand verstand deutsch oder englisch – Wirklich? Mir schwante Schlimmes!

Plötzlich erhob sich vom Nachbartisch ein ziemlich vornehm gekleideter Herr. Er stellte sich vor und bot an, mir zu helfen. Das hat er auch getan. Ich bekam Kaffee und Eier und Brötchen. Aber dummerweise quatschte der Vornehme weiter. Er war, wie er sagte, der Neffe eines Deutschen, der in Dresden vor dem Kriege in der Nähe des Sachsenplatzes ein Pelzgeschäft besessen hatte, aber 1939 im Herbst als Mitarbeiter des NS- Generalgouverneurs von Polen nach Krakau gegangen sei. Dort habe er mit diesem, dem Generalgouverneur Frank in der Generalgouvernementsverwaltung zusammengearbeitet. Als er diese Sätze sprach, brach in der Gaststätte ein kleiner Tumult los. Man stürzte sich auf meinen Frühstücksbesteller, und einige nahmen sich mich vor. Allerdings wurde ich von anderen geschützt. Den Nazifreund haben sie hinausgeworfen. Im Übrigen, mir hat das Frühstück danach nicht besonders geschmeckt!

Einen besonderen Spaß erlebte ich bei meiner Abreise aus Kattowice. Auf dem Bahnhof wurde gebaut. Dem natürlich in polnisch verfassten Fahrplan hatte ich nicht ohne Mühe entnommen, dass mein Zug auf Bahnsteig 6 ein- und ausfährt. Aber der ganze Bahnhof wurde rekonstruiert und glich einer einzigen großen Baustelle. Bahnhofslautsprecher hatte ich schon in Deutschland und später in der DDR „lieben“ gelernt. Und jetzt vernahm ich polnische (Fast)laute) und kam zu der Überzeugung, dass der von mir studierte Fahrplanaushang faktisch eine Luftnummer war. Alle mit mir auf dem Bahnsteig Wartenden griffen, sobald der Lautsprecher ertönte, nach ihrem Gepäck und rannten eine Treppe hinunter. Dann stiegen sie auf einer anderen wieder nach oben. Wenn sich schon die original polnisch sprechenden Fahrgästen zu solch Bahnhofsgeländeläufen entschieden, was blieb mir dann anderes übrig, als auf Verdacht mitzulaufen. Es kam dann dort einige Mal auch wirklich ein Zug, aber nicht meiner. Sechsmal machte ich diesen Sport mit. Beim siebenten Mal klappte es wirklich. Seit dem ist die 7 für mich so etwas Ähnliches wie eine heilige Zahl!

Die nächste Reisestation war Wroclaw. Ich schlief gleich neben der Oper, natürlich wieder im Monopol. In der Stadt hatte ich nachhaltige Erlebnisse. Barbara, den Familiennamen habe ich leider vergessen, sie hatte bei den sowjetischen Partisanen gekämpft, lud mich zu ihrer Familie ein. Wir hatten weitgehend gleiche Ansichten. Es war ein sehr interessanter Abend. Den nächsten Abend verbrachte ich bei Waclaw Dlugoborski und seiner Frau. Waclaw und

ich kannten uns schon einige Wochen länger. Er hatte einen interessanten und dennoch tragischen Lebenslauf zu bieten. Er war Offizier der polnischen Armee gewesen und von den faschistischen Besatzungsbehörden in das Vernichtungs- KZ Auschwitz deportiert worden. Dort war er im Auftrag der Widerstandsorganisation ausgebrochen und war dann im Gefolge der Roten Armee wieder zurückgekommen.

Ausgerechnet dieser Mann war ca. einen Monat, bevor ich nach Polen reiste, von den staatlichen Organen der DDR aus unserem Lande wegen Nichtbeachtung der Zollbestimmungen der DDR und Schwarzhandel in beträchtlichem Umfange ausgewiesen worden. Als ich ihn in seinem Haus in Wroclaw besuchte, belastete seine ganz persönliche Geschichte unsere Gespräche kaum. Ich hatte eine Riesenhochachtung vor seiner Biographie. Über seine Aktivitäten als Geschäftsreisender sprachen wir nicht. Wir hatten noch über 30 Jahre gemeinsam wissenschaftliche Kontakte und arbeiteten verschiedentlich auch zusammen. Als Prof. Dr. Klaus Tenfelde in Innsbruck an der Universität lehrte, kam er z. B. einmal auf die Idee, einige ihm bekannten Bergbauhistoriker zu Gastvorlesungen einzuladen. Ich übernahm den Vorlesungsstab von Waclaw. Er hatte bei den Studenten mit der Schilderung seines Lebens, besonders in seminaristischen Diskussionen, einen unvergesslichen Eindruck hinterlassen.

1989 fand in Bochum der zweite internationale Bergarbeitergeschichtskongress statt. Waclaw, der inzwischen sich ganz stark für Solidarnosc engagierte, und ich hatten dort die Vortrags- und Diskussionssäule Nr. 5 zu leiten. Außerdem sind wir unter Leitung von Klaus Tenfelde beide gemeinsam Mitautor und Mitherausgeber der faktisch als Konferenzprotokollband erschienenen 1.021 Seiten umfassenden „Sozialgeschichte der Bergarbeiter im 19. und 20. Jahrhundert“. Studenten der Bochumer Universität, die als Gast an der von uns geleiteten Vortragssäule teilgenommen hatten, waren von der wissenschaftlichen Spannkraft, die bei uns herrschte, stark beeindruckt.

Aber, um noch einmal auf meine erste Polenreise zurückzukommen, sie hat mich in vielerlei Hinsicht tief beeindruckt. Als ich dann schließlich wieder in der DDR war, nahm ich das erste beste Telefon und meldete mich in Berlin bei Jürgen Kuczynski zurück. Er freute sich, mich zu hören. „Wann kommst du?“ war die nächste Frage. Das konnte ich ihm noch nicht so genau sagen, weil ich erst einmal alle noch an mir haftenden Flöhe in Dresden in der Badewanne meiner Eltern ersäufen und mich danach, nicht so sehr wegen dieser Tierchen direkt, sondern wegen der mit ihren Bissen verbundenen Folgeerscheinungen in ärztliche Behandlung begeben musste.

Eine weitere interessante Auslandsreise verdanke ich der Slowakischen Akademie der Wissenschaften. Man feierte in Banska Stiavnitza den zweihundertsten Geburtstag der einst dort gegründeten Bergakademie, die allgemein unter dem damaligen Ortsnamen Schemnitz bekannter ist. Die entsprechende Gründungsurkunde unterschrieb Maria Theresia zwar erst im Jahre 1770. Findige Akademiker hatten jedoch herausgefunden, dass das erste Institut der zukünftigen Akademie schon 1764 gegründet worden war. Damit setzte man Freiberg an die zweite Stelle. So ignorierte man weiter, dass in Freiberg der erste staatliche technische Hochschulunterricht der Welt überhaupt schon im Jahre 1702 zur Regierungszeit August des Starken aufgenommen wurde. Hochschulen entstanden beim weiteren Ausbau der Lehr- und Forschungseinrichtung, legt man die slowakischen Kriterien zu Grunde, in Freiberg schon 1732 und 1754.

Abends bei einem Lagerfeuer in den gebirgigen Wäldern im Umkreis von Banska Stiavnitza lernte ich Akos Paulinyi, Mitarbeiter am Historischen Institut der Slowakischen Akademie der

Wissenschaften, kennen. Wir amüsierten uns herzlich über die Jubiläumsmacherei. Wir sagten einmal mehr: „Die Lage ist hoffnungslos, aber nicht ernst zu nehmen!“ Jedenfalls musste ich unsere Planung in Freiberg, da wir ja dort 1965 den zweihundertsten Jahrestag der Gründung feierten, in keiner Hinsicht verändern. Ich durfte in meinem Vortrag auch völlig frei erklären, dass ich das slowakische Jubiläum für eine Schwindelei ersten Grades halte.

Ich bekam sogar Beifall! Akos grinste nur. Ob die Beifallspender nur aus Höflichkeit einem Ausländer applaudierten, weil sie nicht deutsch konnten oder ob sie mit mir einer Meinung waren, wusste ich damals nicht und interessiert mich heute erst recht nicht.

Es sollten einige Jahre vergehen, ehe ich das Mitglied der Kommunistischen Partei der CSSR, Akos, wiedersah. Inzwischen lernte ich seinen Vater kennen. Er war mit verschiedenen Veröffentlichungen zur Geschichte des Bergbaus in Ungarn hervorgetreten und sprach gut deutsch. Irgendwann in den Jahren um 1918 war er, der Sohn eines protestantischen Landpfarrers, der Roten Armee Bela Kuhns beigetreten. und lebte jetzt in Budapest. Wenn man will, repräsentierte er mit seiner Familie die Zukunft Europas. Oskar war Ungar, seine dritte Frau war eine geborene Wienerin, sein ältester Sohn, Redakteur der deutschen Zeitung „Budapester Rundschau“. Akos war Slowake wie seine Mutter Er hatte aber auf Wunsch seiner Eltern in Wien das Matur gemacht. Trotz aller weniger und manchmal auch stärker ernst zu nehmenden Unterschiede der Regionen, in denen die einzelnen Familienmitglieder lebten, war als irgendwie kulturelles Familienzentrum Wien erhalten geblieben. Oder sollte man sagen: Welch brauchbare neue Erscheinungsform der K. u. K.- Monarchie !

Oskar hielt in Freiberg hochinteressante Vorträge und probierte, wenn wir allein waren, auch in gemeinsamen Diskussionen aus, ob meine Matrix auch für die Geschichtsschreibung über die Antike Verwendung finden kann. Es klappte. Bestätigung dafür fand ich später auch in einigen Arbeiten Otto Mayers, des Direktors des Deutschen Museums München.

Ich rechne Akos auch heute nicht unbedingt zu den Faultieren unter den Briefschreibern. Andererseits musste wegen seiner Korrespondenz noch kein Briefkasten der Welt wegen Überfüllung geschlossen werden. Am meisten über Akos erfuhr ich aus Budapest. Dass hinter dieser Erscheinung aber noch weit mehr steckte als rein menschliches „Versagen“, sollte ich einige Zeit später kennen lernen.

Im Jahre 1973 hatte Neill Cossans, damals Direktor des Ironbridge Museums am Severn in Großbritannien zum ersten internationalen Kongress für Industriearchäologie nach Attingham Hall bei Shrewsbury eingeladen, Ich nahm als Beobachter an dieser Konferenz teil. Berlin hatte mich noch darauf vorbereitet, dass ich auf den Kongress der einzige Teilnehmer aus sozialistischen Ländern sei. Und wer begrüßt mich als erster am Eingang zu dem Tagungsschloss? Natürlich mein Freund Akos!

Als ich ihm von meiner Belehrung durch unser Ministerium in Berlin erzählte, lachte er und fuhr fort: „Eberhard, die Leute haben recht! Du siehst in mir nicht mehr einen Staatsbürger der CSSR, sondern einen westdeutschen Staatsbeamten des Bundeslandes Hessen. Ich musste mit meiner Familie 1968 nach dem Prager Frühling emigrieren. Man könnte auch formulieren: „Ich bin jetzt dein Genosse Klassenfeind!“ Nun gut, für eine solche Situation hatte ich keine Verhaltensvorschriften in Berlin erhalten. Diesbezügliche zu erfinden, war mir nicht aufgetragen worden. Also freuten wir uns, dass wir uns wieder sahen! Wir stellten fest, dass wir uns nicht geändert hatten.

18. Franklin, die Darbys, Beethoven, Händel und Bach in England – Otfried in Freiberg

Als nächster alter Bekannter lief mir Wolfhard Weber über den Weg. Wir hatten uns auf dem Wirtschaftshistorikerkongress in Leningrad kennen gelernt. Diese Konferenz fand in jenen Tagen statt, als Willy Brandt in Warschau und später in Moskau eine neue Phase der Ostpolitik der Bundesrepublik verkündete und realisierte. Wolfhard und ich diskutierten heftig, aber sachlich miteinander. Er war 11 Jahre jünger als ich und sah schon deshalb manches anders. Hier in England teilte er mir als erstes mit, dass er sich den großen Friedhof in Leningrad und inzwischen auch Auschwitz angesehen hat. Wir waren sozusagen für neue Auseinandersetzungen gerüstet.

Als erstes allerdings hatte ich für uns zwei einen anderen Programmpunkt vorgesehen. Mein Referat, das ich in Ironbridge zu halten gedachte, hatte ich in Dresden in meinem Schulenglisch verfasst. Ich hatte die Befürchtung, dass außer mir selbst keiner so genau wissen würde, was ich immer meinte. Wolfhard hatte mehrere Jahre in England als Deutschlehrer gearbeitet. „Also“, sagte ich ihm, „wenn du nicht Englisch kannst, wer dann?“ Das Schwierige war nur dabei, ich hatte aus einem Buch von Benjamin Franklin eine Passage übernommen und selbst aus dem Deutschen ins Englische übersetzt. Nun gut, Franklin konnte infolge schon realisierten Ablebens keine Strafanzeige mehr gegen mich erstatten, aber unangenehm war es mir doch. Obwohl Wolfhard mir versicherte, dass Franklin sicher ein besseres Englisch als ich beherrscht haben wird, glaubte er doch, dass ich in meiner Fassung nichts Falsches sage. Auf irgendeiner der an den nächsten Tagen stattfindenden Exkursionen würden wir sicher an einer Bibliothek vorbeikommen und da könnten wir ja bei Franklin noch einmal selbst nachsehen. Voller Hoffnung bestiegen wir entsprechende Omnibusse. Nachdem wir das erste Kokshochofenwerk der Welt, Schöpfer waren die Darbys, besichtigt hatten, fuhren wir zum Five o clock tea zu Mylady in deren Familiendomizil. Der Empfang war wunderbar steif. Die Zitzewitzens aus Randberlin hätten das Ganze nicht adliger abziehen können. Als ich die Bibliothek sah, äußerte ich meinen Wunsch. Ich dachte, die Welt geht unter: Da kommt doch so ein Roter aus der GDR und verlangt die Incarnation der antibritischen Revolution, Franklin, shocking! Auch der Sohn der Familie, Michael, amüsierte sich über seine Altvordern. Ich konnte es nicht mehr ändern, am nächsten Tage musste die Konferenz meine Franklinversion. zur Kenntnis nehmen.

Mehr Schwierigkeiten bereitete der Umstand, dass die Angelsachsen nicht gewohnt waren, phonetisch Ursächsisch zu hören. Aber wenn mir dann in der Diskussion mal das eine und mal das andere Wort nicht gleich einfiel, dann brüllte es mir die Konferenz im Sprechchor zu. Es hat alles viel Spaß gemacht. (Im Übrigen, selbst das Küchenpersonal und das Reinigungsgeschwader waren zu meiner englischen Sprachpremiere erschienen!)

In der Mittagspause saß ich mit der Sekretärin von Neill zusammen. Sie fragte mir ein Loch in den Bauch. Entsetzt war sie, dass ich nicht in der Kirche war. Als ich ihr dann aber zusicherte, dass ich im Jahre so an die 40mal eine Kirche besuche, war sie mit mir zufrieden. Ich erklärte ihr, dass ich mir viele Kirchenkonzerte anhöre, vor allem Bach. Da fragt sie: „Händel auch?“ und setzte hinzu: „Händel is the owers!“ An dieser Stelle ist es meist sinnlos, mit sich gebildet fühlenden Engländern weiter zu diskutieren. Ich halte es immer für schade, dass Georg Friedrich nicht so einen EU- Pass besessen hat wie ich heute!

Zu einem guten Freund wurde mir in diesen Tagen Roland Günther. Damals war er Denkmalspfleger in Nordrhein Westfalen, jetzt ist er emeritierter Ordinarius und lebt in der ersten Arbeitersiedlung Deutschlands, Eisenheim in Oberhausen. Als junger Mensch war er engagiert katholisch. Später war er dann in der Sozialdemokratie. Er kehrte dieser jedoch in

dem Moment den Rücken, als sie nicht mehr genügend für soziale Gerechtigkeit kämpfte, und unterstützte schließlich alles, was grün und noch linker war. Als man eines Tages durch die historisch bebaute Altstadt von Bonn eine Schneise schlagen wollte, um dort die B 9 unweit des Beethoven- Denkmals verbreitert durchzuführen, protestierte er auf seine Weise dagegen. Er nahm ein ziemlich großes Tuch und eine Leiter. Letztere legte er am Denkmal an, stieg auf ihr hinauf, band dem Beethoven das Tuch als Atemschutzmaske vor den Mund. Natürlich kam die Polizei und fragte, was er da mache. „Ach“, sagte er, „wir drehen einen Film, und das Drehbuch sieht diese Maskerade vor.“ Die Polizei grüßte, hielt ihm die Leiter, bedankte sich für die Auskunft, ging nach Beendigung der Maskerade wieder, und Bonn lachte!

Roland hatte eine Ausstellung zum Thema „Denkmale der Arbeiterkultur – Die Notwendigkeit der Erhaltung der Siedlung Eisenheim“ mitgebracht und im Musikzimmer unseres Tagungsgebäudes aufgebaut. Aber kein Schwein besuchte diese. Roland war über diese konservative Haltung der Konferenzteilnehmer verzweifelt. Ich beruhigte ihn. Dann sprach ich mit zwei Schweden, die mir erzählte hatten, dass sie Flöte spielten und diese Instrumente mithatten. Wir drei bezogen das Musikzimmer. Ich vergewaltigte das Klavier, und sie bliesen. Alles, was uns an klassischen Melodien einfiel, brachten wir zu Gehör. Als erstes kam eine amerikanische Kollegin. Sie lauschte und murmelte „O, Beethoven!“ Viele folgten ihr. Sie hörten Improvisationen klassischer Musik und schauten linke Sozialgeschichte! Es gab zum Schluss Beifall für beides!

Unter uns waren viele, die sich in den folgenden Jahrzehnten ganz toll für die Erhaltung der technischen Denkmale einsetzten. Unvergesslich bleibt mir eine (damals) junge Schwedin, die sich mit den Worten vorstellte: „Mein Name ist Marie Nisser. Ich komme aus Sweden und interessiere mich für technische Denkmale.“ Genau solche Fans waren Helena Wright und Bob Vogel aus den USA und viele andere mehr. Nicht vergessen werden dürfen auch solche Enthusiasten wie Rainer Slotta, Wolfhard Weber und Werner Kroker aus der Bundesrepublik. Wir alle wussten, was wir gemeinsam wollten, und beschlossen, in Ironbridge alles zu unternehmen, um der Denkmalspflege in der Welt eine neue Struktur zu geben. Vielen damaligen Pessimisten zum Trotz konstatiere ich heute: Es gelang!

Heimwärts machte ich noch einen Tag in London bei Robin und Olive Station. Natürlich wollten sie wissen, worum es in Ironbridge ging. Dann hatten wir eine wunderschöne Diskussion zusammen über die Bedeutung der industryarchäology und der Geschichte der Technik überhaupt für die Entwicklung der internationalen Arbeiterbewegung. Man darf beide auf keinen Fall von der allgemeinen historischen Entwicklung abstrahiert betrachten.

Als Resultat meines Aufenthaltes in Ironbridge und London wuchs in mir das Verlangen, am Beispiel der DDR einen Beitrag für eine internationale Konzeption auf diesem Gebiet zu erarbeiten. Einen ersten Beitrag glaubte ich, dafür schon mit Otfried Wagenbreth angedacht zu haben. Das begann wenige Monate vor meiner Reise nach Ironbridge und wurde endgültig, als Otfried eines Abends kurz nach Dienstschluss in mein Freiburger Arbeitzimmer trat, um erst einmal Frust bei mir abzulassen. Er kam aus Dresden, genau genommen aus der dortigen Außenstelle des Institutes für Denkmalspflege der DDR, das der weltbekannte Denkmalspfleger, Prof. Dr. Nadler, leitete.

Otfried hatte Tage vorher dort ein Manuskript für eine etwa 120 seitige Broschüre zum Thema „Technische Denkmale in der DDR“ zur Begutachtung abgegeben, die wir durch den Kulturbund der DDR publizieren lassen wollten. Otfrieds Idee, so etwas zu tun, war schon gut und richtig. Hans Nadler aber gefiel das Manuskript, wie es vorlag, trotzdem nicht. An dieser Stelle soll bitte niemand denken, dass Hans Nadler dem Manuskript erst noch eine

Rotlichtbestrahlung verordnen wollte. Nein, er hatte seinen eigenen Kopf. Und mit der SED hatte er weder etwas am Kopf, noch am Hut. So schien Otfrieds Aktivität zu sterben. Ich nahm es an mich und sagte zu Otfried: „Komm in den nächsten Tagen wieder vorbei, ich guck es mir bis dahin an, Nadlers Einwände auch.“

Otfried Wagenbreth war ein geradezu penetrant genau alles erfassender, keine Kleinigkeit außer Acht lassender Techniker. So müssen Techniker sein, sagten viele meiner Kollegen dieser edlen Zunft an der Bergakademie. Noch schlimmer in dieser Hinsicht waren nur noch speziell die Markscheider. Sie hatten insofern recht, als natürlich schon eine einzige fehlende Schraube, ein Auto völlig fahrtüchtig machen konnte. Nur, wenn du technische Denkmale erhalten willst, dann ist diese Erhaltungskunst zweiseitig. Du kannst nicht alle denkmalswürdigen Objekte erhalten. Das Kunststück kann niemand auf der gesamten Welt, so wie sie jetzt beschaffen ist, fertig bringen. Also musst du auswählen. Den größten Teil der heute noch vorhandenen Objekte muss man vernichten, verschrotten. Und bei letzterem zeigt sich der wahre Künstler. Wer keinen Mut hat, eine alte Maschine verschrotten zu lassen, ist als Denkmalpfleger völlig ungeeignet! Das klingt zwar widersinnig, stimmt aber!

Als ich mir dann das Manuskript vornahm, änderte ich zunächst die Gliederung. Nach dem allgemein einführenden Teil gliederte ich die auf unsere Zeit überkommene alte Technik nach Industriezweigen. Damit wurde jedem Leser sofort klar, dass die Hauptverantwortung für die industrielle Denkmalspflege bei den im Ministerrat der DDR sitzenden Industrieministern lag, Ohne Tradition gibt es keine kreative Gegenwart und Zukunft. Später erregte ich einmal in einer hochrangigen Sitzung Aufsehen, als ich vorschlug, bei der Projektion neuer Industrieanlagen bereits mit festzulegen, inwieweit die Anlage später einmal als technisches Denkmal mit in Frage kommt. Als ich später unter kapitalistischen Lebensverhältnissen auch solche Gedanken äußerte, da winkte man ab und meinte: „So etwas ist zwar sehr schön, aber höchstens im Sozialismus vorstellbar!“ Ich war und bin in der bis jetzt andauernden Situation leider zu schwach, um für alle industriekulturgeschichtlichen Architekten und Denkmalpfleger der Welt solche sozialistischen Bedingungen zu schaffen.

Dann betonte ich, dass es nötig sei, die Funktion der Technik in den verschiedenen Gesellschaftsepochen zu analysieren und mit zur Grundlage der Auswahl zu machen. Bis heute fällt mir auf, dass es viel leichter ist, ein Objekt aus dem vorindustriellen Zeitalter zu erhalten als ein solches aus dem industriellen. Hacke und Schaufel oder Schlägel und Eisen eines Bergmannes kosten weniger Geld bei der Unterhaltung in einem Museum als eine Förderbrücke oder ein Bagger in einem stillgelegten Braunkohletagebau in der Lausitz: Je größer das Ungetüm alter Technik ist, desto komplizierter ist es, es zu erhalten. Man mache nur einmal den Versuch, eine Fabrik aus der ersten oder zweiten Phase der Industriellen Revolution zu erhalten, so aus der Zeit als energietechnisch gesehen Dampfmaschinen High – Tech verkörperten, Das macht Probleme. Ich bewundere alle die Menschen, die damit angefangen haben. So richtig völlig befriedigt hat mich allerdings noch keine Lösung. Ich schließe in diese pessimistischen Klänge meiner Worte auch das Wunderland der Welt, die USA, ein. Was die US- Amerikaner z. B. im amerikanischen Birthplace of Industrial Revolution angeschoben haben, ist ganz lieb. Aber ob es uns einmal befriedigen, völlig befriedigen wird, wird sich zeigen. Ich weiß noch, wie schwierig für mich die Entscheidung war, unter rund hundert Möglichkeiten, die Westsachsen (eigentlich die gesamte DDR) für ein Textilindustriemuseum bot, eine Fabrik auszuwählen.

Und dann, wenn man sprach, wie leicht konnte man missverstanden werden. Einmal wollten wir die Stadtverordnetenversammlung von Schmalkalden überzeugen, dass sie die Happelshütte zu einer technischen Schauanlage umgestalten müsste. Ich erklärte den dort

befindlichen ältesten Holzkohlehochofen Deutschlands für den Zwinger der metallurgischen Industrie der DDR. Wir haben den Ofen erhalten, man glaubte uns in der Stadt. Ob der Zwinger aber daran vor allem Schuld war, weiß ich nicht?

Solche und noch viel mehr Gedanken gingen mir bei der Umarbeitung der Broschüre durch den Kopf. Mir fällt es jetzt, wo ich das aufschreibe, verdammt schwer zu sagen, welchen Gedanken ich damals schon hatte und was eigentlich alles erst im Laufe der Zeit hinzugekommen ist. Im Übrigen, als ich Otfried ein paar Tage später das Manuskript wieder zurückgab, war er mit meiner Grundidee einverstanden. Auch Hans Nadler stimmte zu, dass wir ihn, nunmehr waren die Verfasser und Herausgeber der Broschüre Wächtler und Wagenbreth, als lieben Helfer und Ideengeber mit zitierten.

19. Die Gründung von TICCIM – Bochum, Grangärde

1974 gab es in der BRD Fußballweltmeisterschaft. Natürlich war es passiert, dass die DDR mit der BRD in einer Vorrundengruppe spielte. An diesem Tag weilte ich in einer kleinen Pension in Düsseldorf. Tagsüber hatte ich im Staatshauptarchiv gearbeitet. Nachmittags hatten mich die beiden Pensionsinhaberinnen, bei denen ich wohnte, etwa 72 bis 75 Jahre alt, zum Fernsehen eingeladen. Das Spiel der Spiele wurde übertragen. Das Wurstblatt von Bildzeitung hatte an diesem Tag die Schlagzeile: „Warum wir heute die DDR schlagen!“ Meine Wirtinnen, bar jedes Fußballverständes, hatten das geglaubt und zur ihnen sicher scheinenden Siegesfeier eine Erdbeerbowle gemacht. Nach 105 Minuten (Die Halbzeitpause mitgerechnet!) war alles vorbei. Die DDR hatte gewonnen. Meine beiden Gastgeberinnen wunderten sich, weil doch in der Bildzeitung das Gegenteil gestanden hatte. Nun ja, ich konnte ihnen nicht weiter helfen und ging zur Königsallee! Große und kleine Diskussionsgruppen gab es dort. Bei einer blieb ich stehen und hörte mir die Schlussworte eines Allwissenden an, die da lauteten: „Nun ja, es ist doch ganz einfach, die mussten ja gewinnen!“ „Entschuldigen Sie bitte“, fragte ich, „warum mussten wir gewinnen?“ „Nun, nicht wir“, sagte der Klugscheißer, „die!“ „Nun ja, dann bin ich eben die“, und hielt meinen DDR- Pass stolz in die Runde. Alle gingen. Ich stand allein und ging in eine Kneipe Abendbrot essen. Als die jugoslawischen Kellner merkten, dass ich aus der DDR war, brauchte ich nicht zu zahlen. Es war wahrhaftig, wie Frau Merkel heute sagen würde, mein bis dahin schönster Sommernachtstraum! Noch nie war ich im Westen von an sich wildfremden Menschen frei gehalten worden.

In Ironbridge hatte ich 1973 auch Werner Kroker kennen gelernt. Er stellte sich mir vor als Chefredakteur der montanhistorischen Zeitschrift „Der Anschnitt“ und Stellvertreter des Direktors des Bochumer Bergbaumuseums. (Damals hieß das Museum noch nicht „Deutsches“. Das hat man erst schlagartig in dem Moment so benannt, als ich in Freiberg irgendwo verkündet hatte, nunmehr das „Deutsche Nationalmuseum für Bergbau und Hüttenwesen“ in der DDR auf den Weg zu bringen. Ich glaube, das stand sogar als zukünftiges Arbeitsvorhaben der Bergakademie schon in der Festschrift des Jahres 1965). Ich hatte versprochen, im Bochumer Museum vorbeizukommen, wenn ich wieder einmal in Düsseldorf im Archiv wäre. Also hielt ich Wort und begab mich nach Bochum. Der Direktor, Bergassessor Hans Günther Conrad empfing mich. Werner Kroker und seine Frau Evelin sowie Rainer Slotta waren auch mit zugegen. Ich übergab zuerst mein Geschenk, eine Tonbandkassette mit einer Aufzeichnung der 1965er Aufführung der Bergknappen. Sofort stürzte der Direktor wenige Minuten lang irgendwohin, um mit zwei bergmännischen Trinkzinnbechern wieder aufzutauchen. Diese wurden mir mit den Worten übergeben: „Als der Bundeskanzler Helmut Schmidt im vergangenen Jahr bei uns war, hat er nur einen bekommen.“ Hinterher erfuhr ich, dass er kein Geschenk mitgebracht hatte!

Es war ein wunderschöner Vormittag, den wir zusammen verbrachten. Wir stellten fest, dass wir in vielerlei Hinsicht nicht nur gleiche Zielvorstellungen hatten, sondern auch manches in der Arbeitsmethodik voneinander abkupfern konnten. Freilich gab es auch Dinge, die wir unterschiedlich sahen. Aber diese Art Unterschiedlichkeit ist ja nicht erst nach 1945 entdeckt worden, sondern gehört zur Wissenschaftsgeschichte seit Menschengedenken. Nachdem Evelin und Werner sich des direktoralen Auftrages entledigt hatten, mich in einem Wirtshaus zu sättigen, kamen wir ins Museum zurück. Direktor Günter Conrad hatte noch einen dringenden Termin. Im Muttental sollte am nächsten Tag als Außenstelle des Museums eine Betstube der Öffentlichkeit übergeben werden. Er fragte mich: „Wollen Sie mitkommen und sich das Ding einmal ansehen? Außerdem kommt der Westdeutsche Rundfunk und will

mich zum Thema Betstube interviewen, um dann das Ganze morgen zu senden.“ Gesagt, getan, ich fuhr mit.

Die Betstube fand ich schön, aber war davon überzeugt, dass wir uns mit unserer auf der Lehrgrube „Alte Elisabeth“ in Freiberg auf keinen Fall verstecken müssen. Dann begann das Interview. Man fragte, Günther Conrad antwortete. Er schilderte die Betstube so, wie er sie als Bergmann empfand und immer empfunden hatte. Es war nichts Falsches in seiner Erklärung. Alles war sachlich richtig! Doch der Reporter war auch kein Bergmann wie ich und fragte mich aus irgendeinem Gefühl heraus, das er in dem Moment seiner Frage auch nicht hätte genau zu definieren vermocht: „Hätten Sie auch so geantwortet wie Herr Conrad?“ „Nein, ich glaube nicht!“ „Wie denn?“ „Vielleicht hätte ich wie folgt begonnen“, sagte ich: „Eine Betstube hatte drei Funktionen.

1. eine technologische, weil hier den anfahrenden Bergleuten für die vor ihnen liegende Schicht die zu verrichtende Arbeit zugewiesen wurde,
2. eine disziplinarische, weil hier die Strafen für von den Bergleuten begangenen Arbeitsordnungsverletzungen und sonstigen Vergehen ausgesprochen wurden und
3. eine kulturell – religiöse, gipfelnd im gemeinsamen Gesang und abschließendem Gebet.“

Der Rundfunkmann unterbrach mich, sprach mit Conrad und letzterer fragte mich dann: „Dürfen wir die Aufnahme noch einmal wiederholen. Ich würde auch gern so, zumindest so ähnlich sprechen wie Sie eben!“ „Natürlich, das ist kein Problem, ich freue mich!“ So gesagt, so geschehen. Wir hatten bis zu seinem Tode keinerlei Probleme bei unserer Zusammenarbeit.

Die Hauptproblematik meines Arbeitsaufenthaltes in Bochum bestand in Folgendem. Bochum hatte sich in Ironbridge 1973 um die Durchführung der 2. Internationalen Konferenz zur Erhaltung technischer Denkmale beworben und den Zuschlag erhalten. Man wollte nun von mir wissen, was ich auf dieser Konferenz alles anstellen würde. Nun ja, in gewisser Hinsicht ist das Programm und Tagungsskelett einer Konferenz, wo immer sie auch in der Welt stattfindet, ziemlich gleich. Man kommt dabei relativ schnell zu Stuhle. Nur ein Punkt machte uns viel Kopfzerbrechen. Genau genommen war ich daran schuld. Ich schlug vor, ein internationales Komitee für Industriearchäologie oder eine solche Gesellschaft zu gründen, die sich als eine Suborganisation der UNESCO empfand und so handelte. In der Diskussion merkte ich, dass ich mit meinen Wünschen in dieser Hinsicht nicht allein dastand. Die Engländer und US- Amerikaner hatten bei ähnlichen Vorschlägen manches sogar noch besser durchdacht als ich.

Es wird wohl im Frühsommer 1975 gewesen sein, als mich Evi und Werner Kroker anriefen: „Eberhard, es wird Zeit, dass wir ein Statut für unser geplantes Internationales Komitee entwerfen, wenn wir es im nächsten Jahr auf der zweiten internationalen Konferenz für die Erhaltung technischer Denkmale in Bochum zur Diskussion stellen oder gar auf die Beine bringen wollen.“ Ich besorgte ihre Einreisepapiere, und sie kamen.

Einen ganzen Tag brachten wir bei diesem Treffen in der Sächsischen Schweiz zu. Abends hatten wir einen Entwurf unter Dach und Fach. Das hieß natürlich noch lange nicht, dass wir damit das Komitee wirklich schon gehabt hätten. Aber immerhin wurde während der Bochumer Tagung ein Vorbereitungskomitee gebildet, das weitere Vorbereitungen, wie z.B. die Kontaktaufnahme mit der UNESCO, erledigen und den vorliegenden Statutenentwurf entsprechend zugesandter Abänderungsvorschläge verbessern sollte.

Es gelang mir bei der Wahl desselben, in diesem Vorbereitungskomitee auch Jan Pazdur als Mitglied durchzubringen. Es war ja so in der Welt, dass die DDR nicht allein den Sozialismus

vertrat; obwohl ich mich mit dem Vizepräsidenten des Internationalen Komitees für Technikgeschichte und Vorsitzenden der NASA- Geschichtskommission, den US-Amerikaner, Melvin Kranzberg, bei einer ähnlichen Wahl schon darauf geeinigt hatte, dass es in der Welt nur drei Großmächte gibt. Die Namen dieser drei beginnen mit U. Es sind die USA, die UdSSR und „Unsere Deutsche Demokratische Republik“. Er zollte mir für die Idee lachend Beifall, und wir hatten eigentlich nie Schwierigkeiten miteinander.

Dabei hatte mich Moskau auf der Bochumer Konferenz erst einmal tüchtig ins Schwitzen gebracht. Monatelang hatte ich in Moskau und Freiberg mit Semjon Viktorowitsch Schuchardin die Teilnahme sowjetischer Wissenschaftler an der Bochumer Konferenz vorbereitet. Auch die abstracts der Referate der sowjetischen Kollegen waren inzwischen bei mir eingegangen und, da sie in Russisch verfasst waren, ins Deutsche übersetzt worden. Sie lagen dann in Bochum als Konferenzmaterialien aus. Wer allerdings nicht kam, weder am Tag vorher, noch später, das war Semjon Viktorowitsch und seine Delegation. Die offizielle Begründung der Ausreisevisaverweigerung, die ich allerdings auch erst viel später erfuhr, lautete: „Der Sowjetischen Akademie der Wissenschaften ist die Wissenschaftsdisziplin industryarchäology nicht bekannt“. Nun forderten die Bochumer Hotels, in denen wir Zimmer für die Sowjets hatten reservieren lassen, von uns eine Entschädigung.

Aber es sollte noch schlimmer kommen. Am ersten Konferenztag trafen die polnischen Teilnehmer, insgesamt 12 Personen, unter der Leitung von Jan Pazdur ein. Meine Freundin Danuta Molenda war auch dabei. Lächelnd verlangte Jan im Organisationskomitee nach meiner Person und begann seine Begrüßungsrede: „Eberhard, wir sind da, insgesamt 12 Personen. Die Polnische Akademie hat uns die Flugkarten von Warschau nach Frankfurt/M. und zurück bezahlt, desgleichen auch die Eisenbahnfahrkarten von Frankfurt nach Bochum und zurück. Aber niemand von uns hat darüber hinaus auch nur einen deutschen West-Pfennig einstecken. Ich habe mir gedacht, dass dies nicht weiter schlimm ist. Ich war von 1939 bis 1945 im KZ Sachsenhausen. Dort hat man mich ja auch nicht verhungern lassen und mir außerdem etwas einem Bett ähnlichem zum Schlafen gegeben. So schlimm wird es, so hoffe ich jedenfalls, nicht unbedingt werden. Wir sehen in dir unseren Vertreter und vertrauen voll auf dich!“

Tief beeindruckt von solch einem Vertrauensbeweis suchte ich den Cheforganisator Werner Kroker auf. Ich gab ihm einen Situationsbericht. Am Ende desselben erklang einstimmig in Bochum aus einer west- und einer ostdeutschen Kehle das Wort „SCHEISSE!“

Unter dem von mir erdachten, sicher schon einige Jahrhunderte alten Bergmannsspruch: „Beschissen ist des Lebenslauf, Glückauf!“ zogen wir zu Werners Diensttelefon. Er wählte eine Nummer und bedeutete mir, dass ich mir dieselbe nicht merken müsste. Ich sagte: „O.K.“ und betonte, dass man das nicht unbedingt mit Oskar Krause, sondern auch mit OTSCHEN KARASCHO übersetzen kann. Es heißt auf Deutsch dann „sehr gut“, was wohl der amerikanischen Ausdeutung (zumindest „sinngemäß“) fast entspricht.

Nach etwa 15 Minuten war alles für die Polen gut gelaufen. Inzwischen war die Mittagszeit herangekommen. Irgendwie war durchgesickert, dass die anwesenden Polen kein gültiges Geld einstecken hatten. Ob Amerikaner, ob Europäer oder Asiaten, alle hielten die Polen frei. Das änderte sich offensichtlich auch dann nicht, als die polnischen Kollegen Geld bekommen hatten. Werners Telefonbekanntschaft war spendabel und zahlte jedem Anwesenden neben den Hotelkosten für die paar Tage noch 1100 DM auf die hohle Hand. Das begriff ich erst dann so richtig, als mir Danuta einmal schrieb, dass ihr Bochum unvergesslich bliebe, weil sie mit dem dort erhaltenen Geld mit ihrem Mann zusammen einen Urlaubstrip durch die Türkei

gemacht hätte. Schade, dass zur Zeit der Konferenz in Bochum die Sächsisch – Polnische Union nicht mehr rechtsstaatlich existierte oder ...?

Jedes Organisationskomiteemitglied war während der Konferenz für eine anwesende Staatengruppe verantwortlich. Ich vertrat natürlich den gesamten Ostblock. Da dieser in Bochum aber nur aus zwei Staaten bestand, hing man mir die Japaner gleich mit an. Das lag sicher auch mit daran, dass die Japaner fast so eine spezifische englische Aussprache hatten wie ich. Ich übersetzte deshalb auch ihre Vorträge aus dem Japanoenglisch ins Deutsche und die anwesenden Dolmetscher für Englisch und Französisch machten dann in einer Art Second hand business eine amtlich zugelassene Sprache daraus, für die sie engagiert waren. Als ich das später einmal Jürgen Kuczynski erzählte, gab er mir einen Witz zum Besten, den ich hier einfügen will. Es war zu der Zeit, als der II. Kongress der Komintern in Moskau stattfand. Ein Genosse aus Indochina sprach, und Lenin begann sich gerade richtig zu ärgern, weil für dessen Sprache kein Dolmetscher anwesend war. Doch da ging Karl Radek ans Rednerpult und erzählte dem Kongress, was soeben gesagt worden war. Beifall brandete auf. In der nächsten Pause ging Lenin zu Radek und bedankte sich bei dem „Ersatzdolmetscher“ und sagte: „Ich habe gar nicht gewusst, dass du Indochinesisch sprichst!“ Radek meinte: „Kann ich auch nicht. Aber was soll er anderes gesagt haben?“

Aber einen richtig unvergesslichen Auftritt besorgten wir den japanischen Kollegen noch in Oberhausen. Roland Günther kämpfte damals immer noch unverdrossen, wie schon in Ironbridge, ganz intensiv um die Erhaltung der Siedlung Eisenheim. Die DGB-Arbeiterwohnungsbauorganisation „Neue Heimat“ (insider sagten oft stattdessen „Teure Heimat“) wollte den ganzen Stadtteil Oberhausens kaufen und dort Hochhäuser hinsetzen. Viele Linke waren dagegen und hatten Roland zum Vorsitzenden ihres Kampfbündnisses gemacht. Er hatte für einen Abend eine Pressekonferenz in Eisenheim anberaumt, wo unsere Japaner der Presse erklärten, dass es aus japanischer Sicht ein Frevel wäre, diese Siedlung abzureißen. Ob die Konferenz damals geholfen hat, kann ich nicht mit Sicherheit sagen. Aber geschadet hat sie auf keinen Fall! Eisenheim steht heute noch! Sicher gab es Leute, die sagten: „Nun, wenn es sogar die Japaner sagen, da muss doch etwas dran sein.“ Wie heißt es doch: „Der Prophet gilt nichts im eigenen Lande.“ Als ich Tokio später sah, hätte ich zumindest dort Roland gut gebrauchen können. Er hätte über seine Berentung hinaus in der Stadt einen Full time Job bei der Erhaltung ähnlicher Siedlungen gehabt.

Als wir uns 1978 in Schweden, in Grangärde, wieder trafen, haben wir dann auch unser Komitee, das TICCIH (The International Committee on the Conservation of Industrial Heritage) gegründet. Ich wurde in diesem member of board zusammen mit Helena Wright (USA), Marie Nisser (Schweden), Wolfhard Weber (BRD), Adrian Linters (Belgien) und William Harris (Großbritannien). Es war schon eine ganz schöne feste Truppe, die sich da zusammengefunden hatte. Die Stimmung in diesem Verein war bestens. Ich glaube, es war in Falun, da neckten wir wieder einmal die Tommies, weil sie sich nicht zur Fußballweltmeisterschaftsendrunde im selben Jahr qualifiziert hatten. Etwas alkoholisiert, denn wir waren gerade beim Empfang durch den Bürgermeister, rief das große Albion auf der Stelle den Rest der Welt zum Fußballvergleich auf. Es geschah! Ich stand beim Rest der Welt im Tor. Vor mir machte Roland Libero. Akos spielte Läufer und Rainer Slotta Mittelstürmer. Am Ende hatten wir 1:0 gewonnen. Der Bürgermeister, der zugleich als Schiedsrichter fungierte, erklärte mich zum winner of the match, weil ich mit meinem Suffkopf mir getraut hatte, Bälle zu halten, nach denen ich mich in meinen Glanzjahren nicht 1 cm gestreckt hätte. Das Tor schoss Rainer. Als der Spaß vorbei war, ergriff ein Franzose das Wort und sagte: „Was lehrt uns das? Wenn erst einmal die Wiedervereinigung Deutschlands Wirklichkeit

werden sollte, dann spielen wir nur noch mit. Winner of the match sind dann sicher fast immer die Deutschen, im Toreschiessen wie –vereiteln.“

Am Abend brach über uns wieder eine der hellen Nächte an. Auf einer Halbinsel des Sees von Grangärde war ein Sitzring. Wir machten ein Feuer und blödelten. Manfred Wehdorn aus Wien und ich sangen im Duett die wichtigsten Couplets aus der Czardasfürstin, der Gräfin Maritza usw. Für manche Teilnehmer aus den westlichen Ländern war unser ungezwungenes Miteinander erstaunlich. Ich fragte nicht warum. Nach etwas Nachdenken unterstelle ich, dass auch sie zu Hause eine Bildzeitung mit Exklusivartikeln über die DDR besaßen und sich nun wunderten, dass ich auf unseren Exkursionen noch keine kleinen Kinder gefressen hatte. Deshalb fühlte sich der Direktor des Technischen Nationalmuseums Oslo bemüßigt, noch seine Erlebnisse in der DDR zum Besten zu geben.

Er hatte mich, ich glaube, es war 1975, einmal in Dresden besucht. In diesen Tagen hatten wir uns Technische Denkmale im Erzgebirge angesehen. Als wir mittags Hunger verspürten, hielten wir an einem Wirtshaus in Hermsdorf in der Nähe der Lehmühltalsperre. Natürlich war die Bude voll. Ich ging hinein, schnappte mir einen Ober und sagte, ob wir nicht dennoch etwas bekommen könnten. Nebenbei erwähnte ich, dass in meiner Begleitung sich Norweger befänden. „Norweger?“ fragte er. Ich nickte. Er schloss einen sehr schönen Nebenraum auf. Wir wurden gebeten, Platz zu nehmen. Dann kam der Chef des Hauses und erklärte: „Ich war im Krieg als Soldat in Norwegen. Ich habe so viele schöne Erinnerungen an das Land und mir geschworen, dass ich alle Norweger, die in meinem Restaurant absteigen, als meine persönlichen Gäste betrachte. Sie brauchen bei mir nichts zu bezahlen!“ Gesagt, getan. Es wurde ein fürstliches Mahl. Im Übrigen, meine Frau und ich zählten beim Kassieren offensichtlich auch als Norweger!

Nachmittags fuhren wir über Freiberg zurück. Natürlich besichtigten wir dort den Dom. Mein guter Freund, der Domkantor Hans Otto, war auf einer Dienstreise. Ich wollte aber, das Thorleif Linqvist und seine Frau auch die große Silbermannorgel hörten. Deshalb ging ich zu Frau Otto. Sie war auch Organistin. Die winkte jedoch ab, weil sie ihr Kleinkind und den Hund betreuen musste. „Es sei denn“, meinte sie spitzbübisch lächelnd, „Sie betreuen beide einstweilen!“ Ich tat zu ihrer Überraschung wie gewünscht und spielte so eine Stunde lang Baby- und Terriersitter. Dann war ich erlöst und ging in den Dom zu meinen Gästen. Du hast etwas verpasst, sagte Thorleif. Diese Frau hat fantastisch gespielt. „Ach, seid nicht traurig“, entgegnete ich, „auch ich hatte in der Stunde schöne Erlebnisse“. Als ich erzählte, war Riesenjubiläum der Auftakt für das letzte Stück unserer Heimfahrt!

20. Wieder Japaner in Freiberg – ICOHTEC und Tokio 1974

Als ich 1974 in TOKIO auf dem Kongress für Wissenschaftsgeschichte war, da wusste man in gebildeten Kreisen, dass es in Freiberg eine Bergakademie gab. Dass München und Leipzig Universitätsstädte waren, überraschte niemand sonderlich. Es gibt viele Universitätsstädte in der Welt. Freiberg als montanwissenschaftlicher Nabel der Welt hat dagegen einen immensen Seltenheitswert.

Es war im Sommer 1966. Es klopfte an mein Dienstzimmer in Freiberg, und hinter meiner Sekretärin betrat ein Japaner mit seiner Frau den Raum. Sie sprachen deutsch. In 12 Jahren Haft in einem japanischen Konzentrationslager hatten sie deutsch gelernt. Jetzt waren sie in Deutschland und hatten auf dem Flughafen Berlin- Schönefeld zum ersten Mal deutsche Laute vernommen „So klingt diese Sprache also“, sagten sie sich. Aber sie wollten nicht in Berlin bleiben, sondern weiter zu einer Konferenz nach Leipzig. Als sie dort ausstiegen, fragten sie sich: „Was sprechen die Leute hier?“ Es war eine wunderschöne stundenlange Unterhaltung, die Wolfgang Mühlfriedel und ich mit den beiden, d.h. mit Prof. Dr. Minoru Tanaka und seiner Frau Tsuruko, führten. Ich staunte in dieser Zeit selbst, wie gut ich Hochdeutsch zu sprechen vermochte und versicherte meinen Gästen, dass sie Glück hatten, in Leipzig aus dem Zug zu steigen und nicht in München, dann wäre es um sie noch schlimmer bestellt gewesen! Sie lächelten. Auch das schönste Gespräch hat einmal ein Ende. Wir sagten „Auf Wiedersehen“, wie man das eben so sagt. Natürlich glaubte ich nicht daran, dass ich beide jemals wiedersehen würde. Doch ersten kommt es anders, zweitens als man denkt!

1974 fand im August der Internationale Kongress für Wissenschaftsgeschichte in Tokio statt. Ich gehörte zu den fünf Personen, die dort die DDR repräsentieren sollten. Gleich auf dem damaligen internationalen Flughafen Tokios lernte ich anschaulich den Unterschied zwischen deutscher und japanischer Automatisierung kennen. Wir wollten mit der One Rail Bahn ins Zentrum. Ein Automat spuckte Fahrkarten dafür aus, das heißt, er sollte. Aber er war defekt. Ein Knopf mit dem Etikett „Alarm“ wurde betätigt, und binnen 19 Sekunden kam ein Defektbeseitiger. In beiden deutschen Staaten hätte ich wahrscheinlich Wurzeln geschlagen, ehe ein Monteur aufgetaucht wäre.

In Tokio wurde das Exekutivkomitee des ICOHTEC (Internationales Komitee für Geschichte der Technik) neu gewählt. Ich wurde als Vertreter der DDR Mitglied in demselben und war es dann, so lange die DDR existierte. 1989 wurde ich noch im August in Hamburg im selben Komitee zum Mitglied des Board und als 2. Sekretär gewählt.

Als wir in Tokio gelandet waren und die Einreiseformalitäten hinter uns gebracht hatten, schritten wir durch die Sperre. Wer stand da neben einem jungen Mann, natürlich Prof. Dr. Minoru Tanaka. Ich hatte gesehen, wie er mit der Hand auf mich wies und dem jungen Mann etwas erzählte. Ich sollte bald erfahren, um was es sich dabei gehandelt hatte. Minoru hatte nichts weiter gesagt als: „Das ist er, bei dem wirst du in den nächsten Monaten bzw. Jahren promovieren!“ Wir nahmen uns in den nächsten zwei Wochen Zeit, auch diese Promotion zu besprechen. Ansonsten bietet ja das Land so viel überwältigend Neues, dass man von einem Staunen in das andere fällt. Der Kongress fand in zwei Städten statt. Wir tagten zuerst in Tokio und dann in Kioto.

Auf den Hängen rings um Kioto allein gibt es 300 Tempel. Eine ganze Menge habe ich mir mit angesehen. Ab Nr. 30 habe ich dann gestreikt und gesagt: „Diese Räucherei in den Tempeln halte ich nicht mehr durch. Gibt es denn unter den Shintoisten und Buddhisten gar keine Nichtraucher?“ Einmal hat man mir in einem solchen Tempel einen vergoldeten Gott

gezeigt, der über fünfzig Hände hatte. Ich durfte raten, wer das sei. Angesichts der vielen Hände tippte ich auf den Gott des Trinkgeldes. Das war aber falsch! Wieder war es Buddha und die Hände symbolisierten nur, dass er alles bzw. vieles auf einmal kann.

Nie vergessen werde ich Nara. Natürlich gab es prächtige Bauten. Die eigentliche Stadt fließt in eine im Wald gelegene Tempelstadt über. Außer Menschen gibt es dort auch sehr viele Rehe. Irgendwann hatte ich einmal in der Schule gelernt, dass Rehe menschen scheu sind. Auf japanische Rehe trifft das offensichtlich nicht zu, zumindest nicht in Nara. Gleich hinter dem Bahnhof begrüßten sie uns und drängten uns zu den Verkaufsständen von Tierfutter. Sobald wir eine dieser Futtertüten erworben hatten, setzten sie uns zu, bis wir ihnen etwas abgaben. Im Übrigen, das Rehfutter war nicht allzu teuer. Ich hatte inzwischen schon ganz andere japanische Preise in Tokio kennen gelernt. Ein Teller Reis mit Gulasch kam in einem Hotel (Das war nicht ein besonders hoher Preis!) 72 Westmark. Eine Kartoffel bzw. eine Tomate bei einem Gemüsehändler 3 bzw. 5 DM!

Wir waren froh, dass uns Minoru kulinarisch in einem Betrieb unterbrachte, wo es möglich war, an einem Betriebsküchenessen teilzunehmen. Natürlich kann sich kein Japaner täglich mittags ein Essen um die 70 DM herum leisten. Vom Preise her gesehen, waren wir dann gerettet. Um mich herum gab es sehr viel Europäer, die schon vor unserer Landung in Tokio von der japanischen Küche geschwärmt hatten. Ich war misstrauisch. Ich gestehe auch, dass mir trotz Minorus kulinarischer Heldentat, dass wir unseren finanziellen Möglichkeiten entsprechend mittags speisen konnten, nicht das Wasser im Munde zusammen lief, wenn auf den dargebotenen Teller ein Reiskloß lag, in dem ein wunderbar anzusehendes Stück Aal steckte. Der Aal war allerdings ungewürzt und roh. Ich ließ die anderen Delegationsmitglieder von japanischer Küche schwärmen und zog mich in mein Hotelzimmer zurück. Dort hatte ich in meinem Koffer DDR- Wurstbüchsen vom Dresdner Schlachthof und Knäckebrötchen.

Manchmal musste mein Magen trotzdem daran glauben. Am ersten Abend gab Minoru ein Essen für uns in einem Restaurant. Serviert wurde ein japanisches Nationalgericht mit Namen TEMPURA. Wir saßen an einem entsprechend niedrigen Tisch auf unseren Fersen. Der erste Gang wurde in einer etwas größeren Tasse gereicht. Ich schaute hinein und sah in der Sojasoße einen Krebs schwimmen. Dann ließ ich mir ein großes Sapporopils kommen, kniff mit meinen Holzstäbchen den Kopf mit den Scheren ab, stopfte mir den Rest des Tieres in den Mund, schluckte es in Gänze hinunter. Dann schüttete ich mir 0,7 Liter Bier nach. Als ich das Kunststück vollbracht hatte, sagte der neben mir hockende Philosoph Herbert Hörz: „Nur eine Frage. Warum hast du den Kopf weggeschmissen und den Arsch mit gefressen?“ Seit dem habe ich ein etwas gestörtes Verhältnis, mitunter ein auf den Magen schlagendes Verhältnis, zu Philosophen.

Die wissenschaftlichen Vorträge waren teilweise sehr interessant. Eine Gruppe junger Japaner klagte in einem Referat die japanische Industrie überzeugend als Zerstörer der für den Menschen notwendigen Umwelt an. Zu meinem Referat, in dem ich die Wechselbeziehung zwischen der Qualität der Technologie und dem Streikverhalten der Arbeiter vorstellte, gab es eine kleine, in sehr sachlicher Atmosphäre verlaufende Diskussion. Von westdeutscher Seite beteiligte sich daran von Mackensen. Er bekam nicht gleich mit, was ich meinte. Ein Italiener, der mich voll verstanden hatte, klärte ihn dann auf und bemerkte abschließend, dass in der Familie von Mackensen offensichtlich Streikexperten rar gesät seien. Wo er Recht hatte, hatte er Recht. Aber seit dieser Begegnung verstanden auch von Mackensen und ich uns sehr gut. Das spürte ich später deutlich auf einem ICOHTEC- Kolloquium 1978 in Freiburg/Rheinsberg und auf einer Konferenz 1991 nach der Wende in Mannheim.

Von all den Empfängen, die ich in Tokio miterlebte, bleibt mir einer ganz besonders in Erinnerung. Dieser war in der Botschaft der Bundesrepublik Deutschland. Da der Botschafter dieses Staates ortsabwesend war, sprang der Gesandte in die Presche und lud entsprechend ein. Ich erhielt auch eine Einladung, las sie und stutzte beim Lesen der Unterschrift: Hartmut von Schultze – Boysen. Unser DDR– Botschafter, Horst Brie, der auch eine Einladung erhalten hatte und sie auch wahrnahm, sah mir mein Erstaunen an und sagte. „Du siehst und denkst richtig. Es ist der Bruder von unserem Genossen Harro von Schultze Boysen, dem Leiter der stärksten antifaschistischen Widerstandsgruppe gegen die Nazis in Berlin.“

Es war zunächst wie auf jedem Empfang. Erst muss man sich ein wenig warmlaufen, dann kann es sehr unterhaltsam werden. Dieses Mal wurde es sehr unterhaltsam. Zunächst unterhielt ich mich mit einem ausgesprochen netten Herrn, der sich sehr für die Geschichte der US – amerikanischen Studenten an der Bergakademie Freiberg interessierte. Im Laufe des Gesprächs machten wir uns miteinander näher bekannt. Er war einer der Berater des Präsidenten der USA für Wissenschaftsfragen, Solar– Price mit Namen. Er versprach, demnächst bei mir in Freiberg vorbeizukommen. Ich sollte ihm bis dahin unsere zweibändige Festschrift zur 200– Jahrfeier der Bergakademie besorgen. In den USA hätte er zwar schon mehrfach danach gefragt, aber erfolglos.

Solar – Price hat Wort gehalten. Er kam, wie versprochen, und ich schenkte ihm die Bücher, lud ihn zum Mittagessen ein und fuhr dann mit ihm im Auto mit nach Dresden. Mein Gott, war die Route an dem Tag kurz. Nein, wir waren nicht mit überhöhter Geschwindigkeit gefahren, es war so interessant von ihm vieles zu hören, was man sonst nicht jeden Tag erfährt. Da vergisst man schnell Raum und Zeit.

Nicht minder interessant war mein nächster Gesprächspartner. Bei der Begrüßung hatte er gesagt: „Schäfer, Kulturattache.“ Der Mann erschien mir als Sprachgenie der Sonderklasse. Nicht nur Japanisch, sondern auch Chinesisch, Mongolisch, Koreanisch und vielleicht noch mehr, sprach er perfekt. Seit wann er denn in Japan sei, fragte ich. Er sei 1935 als Student nach Tokio gekommen. Mit der Zeit sei er in asiatischen Sprachen kundig geworden. Dass es so tiefgründig möglich war, verdanke er natürlich den Tokioer Universitäten und einem Deutschen, dem Ortsgruppenleiter der Auslandsorganisation der NSDAP von Tokio, Dr. Richard Sorge. Dieser hätte ihm und anderen Studenten Exkursionen in Japan, China und der Mongolei besorgt. Im Jahre 1941 sind sie die ganze Region an der mongolisch– sowjetischen und koreanisch– sowjetischen Grenze entlanggefahren. Alles sei ganz friedlich gewesen. Von Militär war weit und breit nichts zu sehen. Natürlich hatten die Studenten das auch Sorge berichtet. Der hatte dann in seiner Eigenschaft als sowjetischer Spion und deutscher Kommunist Stalin davon informiert. So war der Sowjetunion die militärische Stärkung ihrer Front gegen Hitlerdeutschland risikolos erschienen. Warum Stalin allerdings so zögerlich diese strategische Neuorientierungsmöglichkeit realisiert hat, ist mir bis heute nicht klar.

Irgendwann trat der Gesandte zu uns, und wir unterhielten uns auch etwas über die Geschichte seiner Familie. Als ich dann mit Herbert Hörz durch das nächtliche Tokio in Richtung Hotel Diamond in der Nähe des Kaiserschlosses strebte, hatten wir gemeinsam viel zu tun, um das soeben Erlebte noch richtig zu verdauen. Nebenbei erfuhr ich, dass der Gesandte seine Wohnung für den Empfang zur Verfügung gestellt hatte. Damals hätte ich nicht geglaubt, dass ich die Bekanntschaft mit diesem diplomatischen Domizil 19 Jahre später noch einmal machen sollte.

1976 veranstaltete ICOHTEC außerhalb der internationalen Kongresse für Wissenschaftsgeschichte ein Kolloquium in Kaluga, südwestlich von Moskau. Die sowjetischen Technikhistoriker hatten dasselbe mit viel Liebe vorbereitet. Die Leitung des Organisationskomitees hatte Victor Semjonowitsch Schuchardin. Kaluga liegt nahe dem Geburtsort Ziolkowskis, dem entscheidenden wissenschaftlichen Begründer und Erfinder der Raketentechnik. Mit seinen Schriften schuf er wesentliche Grundlagen für die Verwirklichung der Raumfahrttechnik. Aus diesem Grunde befindet sich in Kaluga ein sehr großes Ziolkowskimuseum. Gewissermaßen war dieses Museum der Schirmherr über unsere Tagung. Getagt selbst wurde in der Gebietsschule der KPdSU Kaluga. Organisatorisch ging alles wunderbar in Ordnung. Auch das wissenschaftliche Niveau des Kolloquiums war außerordentlich zufriedenstellend. Aus der Bundesrepublik Deutschland nahm am Kalugaer Kolloquium niemand teil. Es gab weder eine offizielle Delegation, noch hatte irgendjemand die in Trizonesien angeblich herrschende uneingeschränkte Freiheit persönlich für eine Teilnahme an der Konferenz genutzt (oder nutzen können?). Freiheit ist eben auch ein Problem, das gesellschaftlich steuer- und lenkbar ist.

Auf der Konferenz selbst spielte dieser Boykott keine Rolle. Das Board ging darüber hinweg und zur Tagungsordnung über. Wer waren damals die entscheidenden Figuren im ICOHTEC. Präsident war Luigo Bulferetti, Professor an der Universität Genua, Italien. Im 2. Weltkrieg war er Kommandeur eines italienischen, gegen Hitler und Mussolini kämpfenden, Partisanenbataillons.

Vizepräsident war Semjon Victorowitsch Schuchardin, Professor an der Akademie der Wissenschaften der Sowjetunion. Am 22.6.1941 hatte er sein Diplombergbauingenieurexamen am Gorni- Institut Moskau abgelegt. Einer der ihn damals dort Prüfenden war Mosei Isaakowitsch Osernoi, der 1945 dann erster sowjetischer Kommandant der Bergakademie Freiberg wurde. Am 23.6.41 war Schuchardin in die Rote Armee eingetreten und hatte dann als Offizier bis Wernigerode den Krieg mitgemacht. Vizepräsident war auch Melvin Kranzberg. Seine Familie, jüdisch, besaß bis zu ihrer Emigration in die USA Weinberge am Rhein. Er war im 2. Weltkrieg Offizier der US- Army, gehörte zu den Befreiern von Halle/ Saale und war inzwischen Vorsitzender der NASA-Geschichtskommission.

Nicht vergessen werde ich einen Tagesordnungspunkt des Kolloquiums, ich meine die Kranzniederlegung am Denkmal für die im Kampf gegen Hitlerdeutschland gefallenen Sowjetsoldaten. Leninpioniere hielten an der dort installierten ewigen Flamme die Ehrenwache. Es rieselte mir schon kalt den Rücken herunter, wenn die oben genannten Personen verstärkt durch Jaroslaw Purs aus Prag, der den größten Teil seiner Verwandtschaft im KZ Terecin (Theresienstadt) verloren hatte, dort den Kranz unseres Komitees niederlegten.

Und dennoch war auf der Tagung auch Gestriges spürbar. Natürlich besuchten wir auch das Ziolkowskimuseum. Ein Höhepunkt war dort das Besichtigen und Erleben des Zeißplanetariums. Ich muss sagen, dass ich kein sonderlicher Fan für die Probleme des Weltalls bin. Also mied ich das Erlebnis Weltall. Eine junge Frau kam und fragte mich, warum ich mich nicht den anderen angeschlossen hätte. Ich sagte ihr, dass es mir gleichgültig sei, wie viel Sterne über mir wären. Aber ich war erstaunt, eine so gut deutsch sprechende Russin zu finden. Man hatte uns nämlich eine Dolmetscherin zugeteilt, die sprach nicht viel besser deutsch als ich russisch.

Dann erklärte sie mir ihre Situation. Sie sei eigentlich Sängerin, hätte Gesang studiert. Aber da sie Jüdin sei, bekäme sie an keinem russischen Theater ein Engagement. Nur einmal im

Jahre würde sie öffentlich singen. Das sei immer dann der Fall, wenn – der Bezirk Suhl in der DDR sei der Patenbezirk des Gebietes Kaluga – die Suhler nach Kaluga kämen. Die Mitglieder des Meininger Theaters, die immer dabei waren, machten dann immer Theaterveranstaltungen und Konzerte. Sie würde dann jedes Mal mit engagiert und dürfte die Meininger Aufführungen mitgestalten. Sie freue sich schon auf den nächsten Besuch der Meininger.

Ehrlich gesagt, mir verschlug es momentan die Sprache. Ich nahm die junge Frau, ging zum Organisationskomitee und gab dort bekannt, dass für mich jetzt die junge Jüdin meine Dolmetscherin sei und die andere könne von mir aus ihren Jahresurlaub antreten. Man war dort überrascht, aber segnete mein Begehren ab.

Aber es sollte noch einmal etwas hochkommen. Am Abschluss des Kolloquiums gab es noch einen wunderbaren Empfang. Im Organisationsstab wurde mir mitgeteilt, dass ich die Jüdin dort nicht mitbringen könnte, weil sie nicht eingeplant sei. Es sei denn, sie zahle 30 Rubel. Das war eine Summe, die ein Sowjetbürger so ohne weiteres nicht auf den Tisch legen konnte.

Auf einen solchen Vorschlag hatten wir – d. h. die DDR- Teilnehmer - uns, konkret Rolf Sonnemann, Siegfried Richter, Kurt Teßmann und ich vorbereitet. Ich legte das Geld auf den Tisch, und Erna Friedmann, so hieß die junge Frau, war offiziell zum Empfang eingeladen. Ich sagte ihr das. Sie freute sich und erklärte mir, was sie bis zum Beginn des Empfanges noch alles erledigen müsste. Natürlich war der Friseurbesuch noch das kleinste Problem. Schließlich erschien sie pünktlich. Unter dem Arm hatte sie einen Paken Noten, alles deutsche Operettenlieder. „Wollen Sie hier singen?“ fragte ich sie. „Natürlich“, kam die Antwort, „und Sie begleiten mich am Klavier!“ Da sie neben mir am Tisch zusammen mit Schuchardin, Bulferetti und Kranzberg saß, wussten Melvin, Semjon Viktorowitsch und Lugio Bescheid. Kein russisches Fest ohne Gesang. Die Amis begannen, dann kamen die Briten und was weiß ich noch. Wir Deutsche verzichteten zunächst, stattdessen sang unsere Dolmetscherin, Erna Friedmann. Sie machte es sehr gut, während ich mich bemühte, die Fehlerquote der falschen Klaviertöne so gering wie möglich zu halten. Erna strahlte, es war einer der besonders schönen Tage in ihrem Leben, sicher nicht wegen meines Klavierspiels!

21. ICOHTEC 1978 in Freiberg

1977 wurde es auf dem nächsten Internationalen Kongress für Wissenschaftsgeschichte in Edinburgh endgültig wahr. ICOHTEC beschloss, das nächste Kolloquium 1978 in Freiberg durchzuführen und dieses der Geschichte des Bergbaus zu widmen. Im Prinzip lief alles reibungslos ab. Von Mackensen, der offizielle Vertreter der Bundesrepublik im Exekutivkomitee, fragte mich nach dem Beschluss noch einmal, ob ich auch sicher sei, dass alle teilnahmebereiten Interessenten aus der Bundesrepublik zu diesem Kolloquium das Einreisevisum durch die DDR- Behörden erhielten? Ich bejahte das. Darauf fragte von Mackensen noch einmal das Gleiche. Ehe ich antworten konnte, sagte Melvin Kranzberg zu ihm: „Herr von Mackensen, ich habe soeben von Herrn Wächtler vernommen: JA!“ Damit war das Problem vom Tisch.

Bei der nun folgenden weiteren Vorbereitungsarbeit fand ich in ganz Freiberg und Umgebung eine tolle Unterstützung. Einige der uns Unterstützenden will ich hier nennen. An der Spitze steht dabei Hanns Heinz Kasper, der ein unwahrscheinliches Organisationstalent besaß. Wenn wir zwei um 10 Uhr eine Idee entwickelten, meldete er spätestens 13 Uhr, dass die Sache gelaufen war. So besorgte er uns das Schloß Reinsberg bei Nossen, damals Ferien- und Urlaubsobjekt des VEB- Kombinates Schwarze Pumpe, als Tagungs- und Übernachtungsstätte. Einen der niveauvollsten Volkskünstler und Spielzeugmacher des Erzgebirges, Walter Werner aus Seiffen, kriegte er herum, dass er für das Kolloquium kleine bergmännische Tischkartenständer und Kerzenhalter produzierte, die alle Teilnehmer begeisterten. Die Reinsberger Küchenmannschaft war auf Draht. Meine lieben Bundesfreunde bestätigten, wir hatten in Reinsberg alle kulinarischen Rekorde ein- oder neu aufgestellt. Die Eröffnung des Kolloquiums fand in der Betstube der Lehrgrube „Alte Elisabeth“ der Bergakademie Freiberg statt. Unaufgefordert hatte sich von Mackensen zum Oberorganisator des Antransportes der Teilnehmer per Bus gemacht. Es hat uns geholfen. Ich freute mich, dass gerade ihn alles so mitriss. Am Eingang zur Betstube stand die Grubenbelegschaft und verabreichte jedem Ankommenden einen richtigen Schnaps vom Typ „Schachtjorske Smert“. (aus dem Russischen übersetzt heißt das „Bergmannstod“). Manche Teilnehmer sollen dieses Buffet bis zu sechsmal passiert haben Und wenn sie inzwischen nicht anderswie gestorben sind, dann leben sie heute noch!

Der damalige Freiburger Domkantor Hans Otto ließ es sich nicht nehmen, das Kolloquium zu einem Gesangsverein zu formieren und dann persönlich auf dem Positiv den Gesang der „Bergmannsinternationale“, „Glückauf, der Steiger kommt“, zu begleiten. So an Körper und Geist erwärmt und freudig, fröhlich gestimmt, ging es dann zum Freiburger Dom. Auch hier übertrafen sich die von den evangelisch- lutherischen Kreiskirchenbehörden engagierten Führungskräfte. Total ergriffen lauschten schließlich alle Kolloquiumsteilnehmer Johann Sebastian Bach, interpretiert von Hans Otto an der großen Silbermannorgel.

Als es dann auf Exkursion ging, steigerte sich alles noch. Die LPG (Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft) Lauterstein bei Marienberg legte einen Nachmittagskaffee Tisch hin, der weder in Florida oder in Moskau noch in irgendeinem Kaff dazwischen bis dahin zu sehen war. Die Belegschaft des Molchner Stollns in Pobershau genauso wie der Seifert, Kurt in Grünthal und der Hammer- Hansel in Frohnau übertrafen sich als Gralshüter technischer Schauanlagen! Abends dinierten alle Exkursionsteilnehmer auf den Greifensteinen. Dort hatte man ein Abendbrot gezaubert, einfach einmalig. Da lag z. B. kein Brot auf den Tischen,

sondern Brote, die mit Schaschlikspießen versehen waren und den Kolloquiumsteilnehmern förmlich wie Igel auf den Teller krochen.

Dann ging es in die Braunkohle. Der VEB Braunkohlekombinat Senftenberg hatte die FDJ-lerinnen der Betriebsgruppe beauftragt, das Frühstück zu organisieren. In ihren blauen Blusen waren sie ein tolles Servierpersonal. Hilton hätte gut getan, sie sofort zu engagieren.

Nachmittags ging es in den Spreewald. Spreewäldlerinnen in ihren Trachten stakten uns auf den ortsüblichen Kähnen durch die Kanäle. Aber alles hatte ich eben auch nicht im Griff.

Ausgerechnet an diesem Tage waren alle im Spreewald heimischen Mücken zur Aggression auf die montanhistorische Elite der Welt programmiert. Nichtraucher wurden so während der Dauer der Fahrt wieder zu Rauchern, nur um die Mücken zu vertreiben. Anschließend überreichte in Lübben ein Beauftragter des Ministers für Kohle und Energie während des Abendbrotens noch ein Buch an jeden über den Braunkohlebergbau der DDR. Wir hatten einen Tagebau befahren. Die riesigen Bagger, Absetzer und Förderbrücken erregten das besondere Interesse. Angus Buchanan und Melvin Kranzberg fragten: „Woher habt ihr diese Maschinen importiert?“ Als ich sagte, dass das unsere eigenen Produkte sind, wurden sie nachdenklich, doch auch begeistert zugleich.

Zum Schluss bekam ich aber doch noch eine gewischt. Wir hatten natürlich bei der UNESCO Fördermittel beantragt. Der Kanadier, der unser Schatzmeister war, sagte mir: „Eberhard, es tut mir leid, ihr werdet kein Geld erhalten. Wir haben bei euch eine Veranstaltung erlebt, wie ich sie noch nirgendwo in der Welt mitgemacht habe. Ein Staat wie eurer ist aus der Sicht aller Teilnehmer des Kolloquiums so reich, dass er das Geld nicht benötigt. Wir werden es den Bulgaren geben, die 1979 das nächste Kolloquium in Sofia veranstalten, sie sind wirklich arm!“

Es ist mir nicht gelungen, ihn von seiner Meinung abzubringen. Sein Wille geschah, und ich sagte zu mir selbst: „Man lernt nie aus!“ Sollte ich noch einmal ein ähnliches Kolloquium veranstalten müssen, müsste ich bis dahin noch richtig jammern lernen. Wie sagte doch nach der Wende die damalige brandenburgische Sozialministerin Regine Hildebrandt. „Die Wessis haben uns etwas voraus. Sie benötigen bis zum Abitur 13 Jahre, während wir es in 12 schaffen. Aber in dieser Mehrschulzeit genießen sie Schauspielunterricht!“

Natürlich gab es auch eine Reihe von Problemen, die echt hausgemachte sozialistische Hausmannskost waren. Das begann beim Geldumtausch. Die Deutsche Notenbank der DDR erklärte uns von vorn herein, dass nur sie berechtigt sei, westliche Währungen anzunehmen und in Mark der DDR umzutauschen. Wir durften dagegen nur DDR- Mark annehmen. In der Praxis sah das dann schließlich so aus, dass die Teilnehmer aus dem nichtsozialistischen Währungsgebiet bei der Notenbank ihr Geld tauschten und danach zu unserem Organisationskomitee kamen, und mit diesem so eben erhaltenen Ostgeld ihren Teilnehmerbetrag bezahlten. Finanzjuristisch gesprochen, wusste von den beiden genannten Finanzgremien keines etwas vom anderen. So kam es, dass meine Freunde Evelin und Werner Kroker aus Bochum zu mir kamen und sagten: „Eberhard, wir müssen einmal schnell zu Evelins Bruder nach Frankenau bei Mittweida fahren.“ Evelin war in Mittweida an ihrer Schule, vor der Westflucht ihrer Familie, Freundschaftsratsvorsitzende der Jungen Pioniere gewesen. Ihr Bruder war, weil in eine Sächsin verliebt, nicht mit geflohen. Nach zwei Stunden waren Evi und Werner wieder da. Am nächsten Tag bezahlten sie ihren Teilnehmerbetrag entsprechend den Anordnungen der Deutschen Notenbank korrekt in Ost.

Aufregung hatte es nur in des Bruders Familie gegeben, weil Evi gesagt hatte: „Gib mit bitte schnell einmal 2.000 Mark Ost, wir geben euch 2.000 Mark West dafür.“ Die wenigsten mir bekannten Familien haben abends gegen 20 Uhr 2.000 Mark in der Küche herumliegen. Evis

Bruder auch nicht. Evis Schwägerin schaltete am raschesten und borgte sich auf die Schnelle das Geld bei verschiedenen Nachbarn. Der Tausch vollzog sich getreu dem Buchstaben der Gesetze in Gestalt der Anordnungen der Notenbank der DDR in Freiberg. - Das Westgeld ging der DDR trotzdem nicht verloren. Intershop nahm es mit Freuden. Die Hand, aus der diese Handelskette das Geld nahm, war ihr gleichgültig. Hauptsache, die Hand hatte Geld!! Auch wir hatten keine Probleme. Krokors hatten vorschriftsmäßig in Ost bezahlt.

Natürlich hatte ich auch meinen Genossen Klassenfeind Akos auf die Liste der Einzuladenden gesetzt. Er hatte auch zugesagt. Als mein Organisationskomitee dann das zweite Zirkular an die Teilnehmer verschickte, dem ein Verzeichnis der höchstwahrscheinlich zu erwartenden Kolloquiumsteilnehmer beigelegt war, nahte ein Unwetter. Das Zentralkomitee der Kommunistischen Partei der CSSR schickte an das ZK der SED eine Note, in der die tschechoslowakischen Genossen ihr Erstaunen zum Ausdruck brachten, dass wir den Feind des Sozialismus, Akos Paulyini, nach Freiberg/ Reinsberg eingeladen hatten. Unter diesen Umständen sehe man sich gezwungen, die Teilnahme einer Delegation aus der CSSR an dieser Veranstaltung zu überprüfen. Nunmehr glühten die Telefondrähte zwischen Berlin und Freiberg. Ich brachte meine Verwunderung über diese Haltung der CSSR zum Ausdruck, da Akos sowohl 1977 in Edinburgh als auch 1978 in Grangärde an den Kongressen von IUPS bzw. TICCIM teilgenommen hatte und kein Tscheche dort auf die Idee gekommen war, deshalb zurückzureisen.. Ich sah in der tschechischen Forderung eine nicht zulässige Brückierung der DDR als souveräner Staat. Ich war dafür, dass die Tschechen der DDR den gleichen staatlichen Rang zu erkennen wie Großbritannien und Schweden. Ich stellte bei einer Überprüfung der Angelegenheit und ihrer Bearbeitung bei uns dann fest, dass sich Akos zwar nach Erhalt des ersten Zirkulars interessiert gezeigt, aber nicht verbindlich angemeldet hatte. Ich hielt das für ein Zeichen seiner Wiener Art. Ich war auch bei meinem Nachdenken geneigt, das Wort „Art“ durch „liebenswürdige Schlamperei“ zu ersetzen. Er war im Übrigen nicht der einzige, der sein Zimmer noch nicht angemeldet hatte. Alle diese Säumigen erhielten ein Telegramm. „Hotels ausgebucht. Wenn Zimmer nicht in 12 Stunden bestellt ist, ist Ihre Teilnahme nicht möglich:“. – Akos hat das Telegramm schmunzelnd zur Kenntnis genommen und mir später gesagt: „Eberhard, ich war nicht schlampert, sondern ich hatte Schisse bekommen und aus Angst auf Euer Kolloquium gepiffen.“ Womit wieder einmal gesagt war, dass wir uns in jeder Situation blendend verstanden. Das ist bis heute so geblieben und wurde nach 1989 noch nötiger. Doch dazu später.

Wenn auch Akos nicht kam, so war doch ein anderer guter Freund aus Prag angereist, nämlich Jiri Mayer. Er war nicht Mitglied der offiziellen tschechoslowakischen Delegation, Er kam ganz einfach so und war da. Da die Grenze zwischen der DDR und der CSSR seit 1971 offen war, war das auch gar kein Problem. Wie er dann bei uns mit der Finanzierung zu Rande kam, dass war wiederum seine Sache.

Jiri und ich hatten uns auf einem Symposium in Schaffhausen näher kennen gelernt. Seinen Vater, der im Kreis Pribram Vorsitzender der sozialistischen Partei was, hatten die Nazis hingerichtet. Jiri selbst war während des Krieges als Zwangsarbeiter in Deutschland. Einer Partei hat er in seinem ganzen Leben nie angehört. Er arbeitete als stellvertretender Direktor des tschechischen Technischen Nationalmuseums Prag und Leiter der dortigen Abteilung Bergbau. Er war ein Weltbürger und wollte Freundschaft mit allen Menschen. Eine solche Position brachte ihm in Prag in Schwierigkeiten. Davon wird noch zu berichten sein!

22. Die „Freiberger Februarrevolution“ und sonstige „Normalitäten“

Ich hätte es mir einmal nicht träumen lassen, dass ich beim Niederschreiben meiner Erinnerungen ausgerechnet mit der genauen Datierung dieses Ereignisses Schwierigkeiten habe. Ich habe daraufhin meinen Freund Wolfgang Mühlfriedel in Jena angerufen. Über vieles haben wir uns unterhalten und herzlich gelacht. Aber das genaue Datum dieses „revolutionären“ Ereignisses wussten wir beide nicht mehr. Dabei war es furchtbar nervtötend und insofern unvergesslich. Allerdings habe ich von keinem Ereignis in Freiberg so viel vergessen wie von diesem hellen Blödsinn. Monatelang mussten wir selbstkritisch diskutieren und - jedenfalls ich ganz bestimmt – nahmen es doch nicht sonderlich ernst! Nach meiner jetzigen Vorstellung begann das Ganze im Herbst 1969.

In einer Veranstaltung der ev.-luth. Studentengemeinde war es nach Auffassung der Freiberger und dann natürlich logischerweise der Karl- Marx- Städter politischen Obrigkeit zu unliebsamen Diskussionen gekommen. Daraufhin wurde der Führungsstil der Hochschulleitung kritisiert. Ein Resultat war z.B. eine von der in der Kritik stehenden Hochschulleitung sofort anberaumte Kontrolle der Studentenheime. In den Heimen unserer Sektion fand man in den Schränken der Studenten eine Reihe von weiblichen Aktbildern. Ob es immer Aktbilder waren, kann ich nicht mit Sicherheit beschwören. Jedenfalls waren auf den Bildern nackte Mädchen zu sehen. Großes Geschrei der Moralkontrolleure war nun auf der Tagesordnung. Ich fragte in Dresden an, ob sie bei den Kunstsammlungen nicht noch ein paar Fehldrucke vom letzten Katalog der Galerie „Alte Meister“ besäßen. Man besaß! Als dann die zweite Kontrollgarnitur Tage später kontrollierte, ob das Moralgetöse der ersten Kontrollmannschaft gewirkt hatte, dann konnten die Studenten mit Freude ihre Schränke öffnen, und die Kontrolleure erblickten GROSSE KUNST; z.B. „Die schlummernde Venus“ oder „Leda mit dem Schwan“ usw. Warum sollten sich nicht auch einmal angeblickt Erwachsene bilden?

Aber das Getöse ging weiter. Man postulierte: Die Parteiorganisation war ihrer führenden Rolle nicht gerecht geworden und vieles andere mehr. Es zog sich bis zum Februar (deshalb der von allen Betroffenen schmunzelnd gebilligte Name) hin. Schließlich fasste das ZK einen Beschluss, in dem der Satz mit der fehlenden führenden Rolle das Credo war. Alle Genossen der SED an der Bergakademie wurden einzeln befragt, ob sie diese Feststellung für richtig halten würden. Natürlich hat keiner widersprochen. Damit war es dann beendet, und das Leben ging normal weiter. Was mich anging, so wollte ich den Sozialismus aufbauen. Diese Art von Freiberger Gesellschaftsspielen erschienen mir sowohl für den Sozialismus als auch für mich persönlich (Ich erlebte sie ja nun schon zum zweiten Mal!) für ungeeignet. Aber völlig davon lösen konnte sich Freiberg nicht!

Eines Tages hatte das Mitglied des Politbüros Dr. Günter Mittag ein Buch über den Aufbau des Sozialismus in der DDR geschrieben. Es war, wenn ich mich richtig erinnere, etwa 360 Seiten stark. Natürlich habe ich es gelesen, wo doch auch Walter Ulbricht und andere Prominente zu den Mitautoren zählten. Ich bin kein Politökonom, deshalb nehme ich es mir auch nicht übel, wenn ich manches nicht verstand. Aber einige Stellen, wo sich Mittag über Geschichte ausgelassen hatte, hielt ich für falsch, weil sie unter anderem auch Karl Marx, vor allem seinem „Kapital“, widersprachen. Genau genommen näherte sich Mittag mit seiner Deutung der Industriellen Revolution der Interpretationsweise des 8. Parteitages der SPD in München, die ebenso falsch war. Mittag und die SPD brachten ganz einfach in diesem Zusammenhang eine Überbewertung der historischen Entwicklung der Energietechnik aufs Papier.

Der damalige Freiburger Rektor, von Beruf Politökonom, Johann Köhler, hatte sich auch erlaubt, Mittag zu widersprechen. Es ist möglich, dass er vor allem mit einigen ökonomischen Ansichten Mittags nicht einverstanden war. Das hatte seine Ablösung im Rahmen der Februarrevolution beschleunigt.

An unserem Wissenschaftsbereich „Geschichte der Produktivkräfte“ gelang es mir zwar, die Diskussion darüber zu pflegen, aber es geschah unter der Wahrung sämtlicher mir zu Verfügung stehenden akademischen Gepflogenheiten. Außerdem hatten wir Glück. Walter Ulbricht, der von den Diskussionen erfahren hatte, hielt sie für interessant. (Im Übrigen erlebte ich nicht zum ersten Male eine solche segensreiche Wirkung der Persönlichkeit Ulbrichts. 1958 war es nach dem chinesischen 8. Parteitag, wo Mao Tse Tung alle Blumen blühen ließ, auch in der DDR zu größeren Diskussionen darüber gekommen. Für mich, damals arbeitete ich noch bei Jürgen Kuczynski, lief diese Diskussion direkt in eine Auseinandersetzung über die Rolle der Volksmassen in der Geschichte hinüber. Jürgen Kuczynski hatte dieses Problem in einem Buch mit aufgeworfen, in dem er die letztlich Kriegs befürwortende Haltung des deutschen Volkes bei Ausbruch des 1. Weltkrieges richtig analysierte und anprangerte. Dagegen liefen vor allem die Massenfetischisten des Institutes für Gesellschaftswissenschaften beim ZK sowie die am Institut für Marxismus- Leninismus Sturm. Nun, Kuczynski berief sich auf Marx und Engels, die ja bekanntlich bei ihren Geschichtsbetrachtungen unter anderem darüber gesprochen hatten, dass die Chinesen und andere Asiaten einen Jahrhunderte währenden Schlaf schliefen und kaum Geschichte bildend ins Gewicht fielen. Den Massenfetischisten sagte er aber noch mehr. Er fragte sie: Haben die Volksmassenangehörigen, die z.B. am 22. Juni 1941 in deutschen faschistischen Panzern oder sonst irgendwie die Sowjetunion überfielen, Geschichte gemacht oder nicht vielmehr versucht, diese aufzuhalten? Damit war in diesem (auch in Kuczynskis) Falle ein anfangs durchaus nicht auszuschließender Kreuzzug gegen Andersdenkende von der Tagesordnung. Aber ehe sich das so bis Freiberg herumsprach!)

Eines Tages, die Diskussion über Mittags Buch war noch in vollem Gange, wurde ich in die SED- Kreisleitung gerufen. Man gab mir das damals gerade für den Druck fertiggestellte Buchmanuskript von Otto Gallenmüller, Achim Neubert, Frieder Hülsenberg und Manfred Hieke: „Leistung, Kosten und Bilanzen“. Ich glaube, als es später erschien, umfasste es mindestens 700 Seiten.

Ich sollte das Buch zur Sau machen, weil es nichts taugt und damit seine Drucklegung verhindern. Außerdem, wenn Günter Mittag in seinem Buch für die Beschreibung des gesamten Sozialismus mit 360 Seiten auskäme, dann könnten die vier über die Bilanzen nicht doppelt so viel schreiben. Das sei extrem überheblich!

Ich versuchte, die Sache abzuwimmeln. Das misslang. Auch als ich erklärte, dass ich nichts davon verstand, glaubte man mir nicht. Verzweifelt nahm ich schließlich das Manuskript, ging, las und machte in meinem Gutachten schließlich eine das Buch himmelhoch lobende Druckbefürwortung. Vielleicht bewahrheitete sich in diesem Moment eine alte Weisheit, die da heißt: „Am besten spricht man über die Dinge, von denen man nichts versteht!“ Ein paar Tippfehler hatte ich im Manuskript noch gefunden. In allen vier ehemaligen Besatzungszonen Deutschlands fanden die Autoren nach Erscheinen des Buches große Anerkennung.

.Inzwischen, da, wie schon gesagt, auch Walter Ulbricht manches am Buch von Mittag und Co. zu bedenken gab, war die Sache bald gegessen. Otto Gallenmüller erhielt auch später den Nationalpreis, wobei das Buch eine wesentliche Rolle bei der Begründung gespielt hatte.

Natürlich erhielt er diese Auszeichnung aus der Hand Honeckers und nicht aus der eines Vertreters der SED Kreisleitung Freiberg!

1972 war Olympiade in München. Wer wohl die Sportshow gewinne, fragte ich auf einer unserer TICCIH Sitzungen damals oder ein oder zwei Olympiaden später meinen lieben Bochumer Kollegen Wolfhard Weber, der auch heute noch ein sportlich lebender Christ und Staatsbürger von fast olympischem Format ist: „Natürlich das Land mit der besten chemischen Industrie“, meinte er schalkhaft mit den Augen zwinkernd. Nun, es stimmte zumindest für die DDR nicht, denn die BRD kam hinter dieser oder, wie es so schön heißt, unter ferner liefen ein. Bis heute hat man das im trizonesischen Teil Deutschlands wohl noch nicht richtig verdaut. Ich bin mir aber nicht sicher, ob es daran liegt, dass die DDR die besseren Sportler oder die bessere Chemie besaß! Für die Westjournalaille war das gleich, sie konnten weder in dem einen noch in dem anderen Falle vertragen, dass die DDR besser war! Natürlich nahm sich die von der SED getragene Ostagitation im Vergleich zur journalistischen Westhirnverneblung fast nichts.

23. Die Sowjets und ich

Den ersten Sowjetbürger lernte ich in meinem Leben während der Zeit meines Erntehelferdaseins kennen. Er war Kriegsgefangener, hieß Pawel, hatte Frau und drei Kinder irgendwo in der Ukraine und war ein herzenguter Mensch. Wir verstanden uns miteinander sehr gut.

Den nächsten Sowjetbürgern begegnete ich bei Liebstadt. Sie kamen in Uniform und ich musste damit rechnen, dass sie mich in Gefangenschaft beförderten. Nach dem Krieg hatte ich noch einige, fürs Erste allerdings meist oberflächliche Begegnungen mit sowjetischen Offizieren. Am stärksten wirkte auf mich 1947 Oberleutnant Chochenkov von der sowjetischen Dresdner Stadtkommandantur. Während meines Studiums und meiner Assistentenzeit in Leipzig und Berlin kann ich mich an keine nennenswerten Kontakte mit Sowjetbürgern erinnern. Anders wurde es dann in Freiberg.

Als ersten offiziellen sowjetischen Gast und Vortragenden in dem von mir an der Akademie der Wissenschaften geleiteten Forschungskreis „Geschichte des Bergbaus“ begrüßte ich 1960 schließlich den Historiker und Spezialisten für mittelalterliche deutsche Geschichte, Prof. Dr. Michail Pawlowitsch Lesnikov von der Pädagogischen Hochschule Moskau. Er sprach fließend Deutsch. Einen großen Teil seiner Kindheit hatte er in Dresden verlebt, weil sein Vater im diplomatischen Dienst dort an der zaristischen Gesandtschaft vor 1918 als Attache tätig war. Als ich ihm, anlässlich einer mit der Tagung verbundenen Exkursion erklärte, dass ich mich im Erzgebirge noch mit jemandem treffen wollte, fragte er: „Wo“? Ich sagte, dass das am Baum Nr. 593.556 geschehe. Da lächelte er und meinte: „Seien Sie unbesorgt. Das glaube ich Ihnen. Ich habe schon seit meiner Kindheit darauf gewartet, dass die Deutschen die Bäume nummerieren.“ Er war hoch gebildet und ein großer Musikfan. Über alle Maßen schwärmte er, wenn ich ihm mit Rolf Reuters Hilfe Karten für die Dresdner und Leipziger Oper besorgte. Denn damals gelang es den Regisseuren noch nicht, die Zuschauer annähernd so aus den Theatern zu vertreiben wie in den letzten Jahren. Als ich 1962 das erste Mal in Moskau war, trafen wir uns wieder und verlebten schöne Stunden miteinander.

Ich war froh, dass ich Pawel Michailowitsch kannte, denn der Kollege, mit dem ich im Auftrag Jürgen Kuczynskis an der Sowjetischen Akademie der Wissenschaften in Sachen der Teilnahme der DDR am ersten internationalen Kongress für Wirtschaftsgeschichte in Aix en Provence (Frankreich) zwei Jahre später verhandeln sollte, war ein ausgesprochen faules Schwein und ein großer Knallkopf. Nun, die Welt ist nicht zusammengebrochen, weil die DDR in Aix en Provence nicht vorhanden war. Spätestens auf dem nächsten Kongress waren wir nicht zu übersehen. Als mir Jahre später von Amts wegen dieser sowjetische Gernegroß noch einmal über den Weg lief, habe ich ihn ganz einfach übersehen und mir andere Partner besorgt.

Ich bin froh, dass ich 1962 Moskau erlebt habe. Dieser Aufenthalt war wunderbar und wurde bei späteren Besuchen in der Sowjetunion in seiner positiven Wirkung auf mich nicht übertroffen. Ich glaubte damals zu spüren, dass der Sozialismus etwas ganz anderes als die Welt vorher sein musste. Und für diese Leistung, es als erste versucht zu haben, zollte ich und zolle ich noch heute allen ehrlichen Kommunisten meinen Respekt. Es ist schlimm, dass dieses große historische Ereignis im Stalinismus untergehen musste.

Irgendwann im Sommer 1964 erhielt ich Bescheid, dass zu uns nach Freiberg eine Delegation des Moskauer Gorniiinstitutes unter Leitung seines Rektors Wassilii Wladimirowitsch Rschewski kommen würde. Zu dieser Delegation gehöre auch der ehemalige, 1945

amtierende Kommandant der Bergakademie Freiberg, Oberstleutnant a. D. Prof. Dr. Mosei Isaakowitsch Osernoi. Da letzterer zu den Mitautoren der von mir zu verantwortenden Festschrift zählte, war mir der Besuch desselben in Freiberg sehr willkommen. Ich kann es gleich vorwegnehmen. Jede Begegnung mit Mosei Isaakowitsch, die ich in den folgenden Jahren hatte, bleibt mir unvergesslich. Zeit seines Lebens wurden wir enge Freunde. Er erzählte mir, dass er Mitte Mai 1945 kurz nach der Kapitulation Hitlerdeutschlands den Einberufungsbefehl zur Sowjetarmee erhielt und von seiner Familie und Moskau Abschied nahm. „Mosei“, sagten bei dieser Gelegenheit Familienangehörige, „bitte, vergiss nicht, uns eine Bitte zu erfüllen. Wir möchten gerne wissen, wie die Nazis aussehen. Wir können uns bisher nicht richtig vorstellen, wie die Menschen aussehen, die solche Verbrechen im Namen Deutschlands sich ausgedacht und dann in der Sowjetunion realisiert haben.“ „Manchen Tag, an dem ich in Freiberg aus irgendeinem Grunde auf der Straße lief“, erinnerte sich Mosei, „habe ich Leute gefragt: Waren sie Nazi?“ Ob du es glaubst oder nicht, alle haben mit nein geantwortet. Also habe ich in meinen Briefen geschrieben: In Freiberg gibt es keine!

Dann unterhielten wir uns vor allem über die Bergakademie. Natürlich kannte Mosei diese. Jeder gebildete Russe weiß doch, dass Lomonossow auf Befehl der Zarin an der Universität Marburg bei Christian Wolff seine Zelte abbrach, um in Freiberg an der 1702 von August dem Starken gegründeten Stipendienkasse, der ersten staatlichen Ingenieurausbildungsstätte der Weltgeschichte, der Vorläufereinrichtung der heutigen Technischen Universität Bergakademie, weiter zu studieren. Außerdem ist bekannt, dass die Russen - einschließlich der nach 1917 in Freiberg studierenden sowjetischen Studenten - bis 1945 unter den an der Bergakademie immatrikulierten ausländischen Studenten die größte Landsmannschaft verkörperten.

Also die Sache war ganz einfach und deshalb aber keinesfalls unkompliziert. Mosei Isaakowitsch sollte die in Freiberg vorhandene weltbekannte Lehr- und Forschungskapazität erhalten. Das war aber nicht ganz so einfach, da die Gesetzgebung der vier Alliierten Hauptsiegermächte eine Weiterbeschäftigung der NSDAP-Mitglieder als Hochschullehrer ausschloss. Man musste sich, um die kreativen Ressourcen zu erhalten, in allen vier Besatzungszonen etwas einfallen lassen.

Mosei Isaakowitsch rief in Freiberg eine Professorenversammlung ein. Dort erklärte er, dass er nunmehr der von der Sowjetischen Militäradministration eingesetzte Vorgesetzte der hier Anwesenden sei. Zu seinem deutschen Stellvertreter ernannte er Herrn Prof. Dr. Wöhlbier. Sichtlich erschrocken meldete sich letzterer zu Wort und sagte: „Herr Oberstleutnant, das geht nicht, denn ich war nicht nur in der NSDAP, sondern auch in der SS“. „Gut“, sagte Mosei Isaakowitsch, „aber Sie sagen mir damit nichts Neues. Das sagte man mir schon vor meiner Abreise in Moskau! Haben Sie darüber hinaus etwas gegen mich? Nein, also dann sind Sie mein Stellvertreter.“ Gehen wir an die Arbeit, wir haben viel zu tun!“

Ein paar Tage später kam Wöhlbier wieder auf Mosei Isaakowitsch zu: „Ich habe noch ein Problem. Bevor Sie Freiberg besetzten, hatte ich einen Forschungsauftrag der Deutschen Continental Werke Hannover zwecks Weiterentwicklung der Qualität der Fördergurte. Soll ich damit jetzt aufhören?“ „Im Gegenteil“, kam die Antwort, „machen Sie bitte alles sehr sorgfältig. Wenn ich bitten darf, machen Sie für mich einen Durchschlag extra!“

Bald mussten die Alliierten Kontrollratsbeschlüsse realisiert werden. Mit der Durchführung der entsprechenden Arbeiten war an der Bergakademie Freiberg der Präsident der Zentralverwaltung für Brennstoff und Energie in der Sowjetischen Besatzungszone und späterer regierender Bürgermeister von Westberlin, Ferdinand Friedensburg, beauftragt. Er

kam nach Freiberg und bestellte die NSDAP– belasteten Professoren einzeln in ein Zimmer. Dort erklärte er denselben, dass sie leider im deutschen Hochschulwesen aufgrund der alliierten Bestimmungen bis auf im Moment nicht abzusehende Zeit nicht mehr beschäftigt werden könnten. Dann versprach er vage, dass er noch, wenn so etwas gewünscht werde, bei irgendeinem Konzern im Westen gute Worte für den Betroffenen einlegen wolle, damit eine berufliche Perspektive vielleicht aufgebaut werden könne. Die Reaktionen der Betroffenen waren entsprechend. Verstört, hilf- und ratlos verließen sie das Zimmer.

Draußen vor der Tür stand ein sowjetischer Posten und sagte zu den soeben Entlassenen: „Mitkommen!“ Der Weg führte in das Zimmer zu Mosei Isaakowitsch. Kerngedanke dessen nunmehr folgenden Rede war: „Wir wissen, dass Sie jetzt in einer schwierigen Situation sind. Deshalb bietet Ihnen das Technische Büro des Ministeriums der Kohleindustrie der UdSSR eine Stelle als Forschungsmitarbeiter an und zahlt Ihnen das gleiche Gehalt, das Sie bisher bezogen haben.“

Die Antwort war immer: „Ja, sehr gern, aber wo ist denn das Büro, Ihre Worte lassen auf eine sehr weite Entfernung schließen!“ „Einen Moment, bitte, der Soldat, der neben Ihnen steht, zeigt es Ihnen sogleich. Bitte, zeigen Sie ihm als erstes Ihren bisherigen Arbeitsplatz“, sagte Mosei Isaakowitsch. Am vertrauten Schreibtisch angekommen, nahm der deutsche Wissenschaftler wie gewohnt Platz. Dann zog der Soldat eine Vignette aus der Hosentasche und klebte dieselbe gut sichtbar an den Schreibtisch, damit jeder Mann darauf lesen konnte: „Ministerium für die Kohleindustrie der UdSSR. Technisches Büro Kohle Freiberg“. Da sich die Bergakademie nicht nur dem Kohlebergbau verschrieben hatte, wurden noch entsprechend andere Technische Büros gegründet. Im Übrigen, die ganze Entlassungs- und Weiterbeschäftigungsaktion hatte zur Folge, dass nicht ein Mitglied des alten Lehrkörpers in den „Goldenen Westen“ gegangen ist. Als ich in Freiberg ankerte, registrierte man einen einzigen Hochschullehrer als derartigen Abgang. Es handelte sich um Erdmann- Jessnitzer, der nach seiner Flucht in den „Goldenen Westen“ bei der niedersächsischen Landesregierung in Hannover beschäftigt gewesen sein soll.

Am 8. Februar 1946 wurde die Bergakademie wieder offiziell eröffnet. NSDAP- Mitglieder gehörten dem neuen Lehrkörper nicht an. Das heißt aber nicht, dass sich die Neuen zum größten Teil nicht auch bald als echte Freiburger erwiesen. Um die sowjetische Kohleindustrie zu rekonstruieren, schickte die UdSSR eines Tages einen ganzen Güterzug mit Kohle nach Freiberg mit der Bitte, dass das Technische Büro Kohle und die Bergakademie die Kohle hinsichtlich ihrer Qualität analysiere. Im Übrigen erhielten alle Mitarbeiter, die an diesem Projekt beteiligt wurden, von eben derselben Kohle ein Deputat für die zu erbringenden Arbeitsleistung. Man stelle sich vor, mitten im wirklich kalten Winter 1945/6 stehen da plötzlich einige zig Eisenbahnwaggons mit Kohle beladen auf dem Freiburger Bahnhof. Der Bürgermeister weiß nicht, wie er das Krankenhaus beheizen soll, und die Bäcker sind praktisch nur noch wenige Stunden in der Lage, Brot zu backen.

In dieser Situation fasst sich der Bürgermeister ein Herz, geht zum Oberstleutnant Osernoi und bittet diesen, mit der Kohle aus der Sowjetunion der Bevölkerung Freibergs, vor allem ihren Kranken, dem Bäckereigewerbe und damit wiederum der ganzen Stadt zu helfen. Mosei befiehlt dem Wunsch entsprechend. Das Krankenhaus konnte weiter seine Pflicht erfüllen, die Bäcker Brot backen. usw.

Aber Freiberg ist eben Freiberg. In der nächsten Senatssitzung, an der Mosei Isaakowitsch teilnahm, gab es ein Nachspiel. Irgendjemand rief den Senat auf, gegen die Willkürherrschaft des Oberstleutnant Osernoi einzuschreiten und die sowjetische Kohle nur an die Personen zu

verteilen, für die sie die Sowjetregierung bestimmt hat, nämlich für Mitarbeiter der Bergakademie. Mosei glaubte seinen Ohren nicht trauen zu dürfen. Dann nahm er das Wort und sagte sinngemäß: „In Moskau ist Freiberg gut bekannt, gut bekannt als Wirkungsstätte hervorragender Wissenschaftler und Techniker. Aber hier und heute habe ich zur Kenntnis nehmen müssen, dass an dieser Hochschule nichtsnutzige Krämerseelen wirken!“ Alles blieb so, wie er es befohlen hatte! Und dann war das Thema beendet! Die Deputatfrage wurde auch befehlsgemäß gelöst!

Manchmal machte er beim Erzählen eine Pause und sagte, dass mancher der deutschen Mitarbeiter vor ihm auch große Angst hatte. Einmal hätten sie sich vor Russen grundsätzlich gefürchtet und zum anderen besonders vor Juden. Mosei Isaakowitsch war nicht Mitglied der KpdSU, aber Jude. Im Übrigen war er ein sehr guter Mensch. Dieses Werturteil vermittelte mir mehr als einmal seine ehemalige Sekretärin Tatjana von Schenck, die sich ihrerseits dem baltischen Adel zurechnete. Den Angehörigen dieser Dame ging es nicht sehr gut. Damit sie in Estland etwas besser leben konnten, stellte Mosei Isaakowitsch wichtige Weichen so, dass ein Brief- und Paketaustausch mit der Verwandtschaft möglich wurde.

Ein ganz anderer Typ war der Moskauer Rektor, Wassilii Wladimirowitsch Rschewski. Er hatte seine Eltern während der Zeit des Bürgerkrieges nach 1917 verloren, war als Waisenkind aufgewachsen und für mich, ohne dass er jemals so etwas von sich behauptet hätte, der Prototyp eines Makarenkozöglings. (Dieser Begriff stammt von mir. Ich schwärme heute noch für diesen Menschentyp, den Makarenko in seinem Buch „Der Weg ins Leben“ so einmalig beschrieben hat. Ich glaube, das Buch kam 1950 in deutscher Übersetzung heraus. Es ist nach meiner Erinnerung etwa 460 Seiten stark, und ich habe es in einer Nacht verschlungen!)

Als ich 1971 ein Semester lang als Gastprofessor am Moskauer Gorniiinstitut tätig war, hatte ich ab und zu stärkere Kontakte zum Rektor. Er war aus seiner eigenen Sicht Techniker. Dieses Technikerbewusstsein war aber bei ihm, wie bei fast allen sowjetischen Kollegen, die irgendwie technische Wissenschaftsdisziplinen repräsentierten, mit der festen Überzeugung verbunden, die sie auch ganz laut äußerten: „Ja rabotschi klass! (Ich bin Arbeiter!)“ Das wurde in der DDR von all denen, die glaubten, etwas zu sagen zu haben, von ganz oben bis ziemlich weit unten bestritten. Ein solches Verständnis, wie es Wassilii Wladimirowitsch proklamierte, half mir bei der weiteren Qualifizierung meiner schon verschiedentlich erwähnten Matrix. Nirgends war bei Marx oder Engels ein Hinweis darauf zu lesen, dass Arbeiter nur acht Klassen Volksschule absolviert haben müssten!

Als ich wieder einmal an das Gorniiinstitut musste, holte mich, wie immer, auf den Flughafen Scheremetjewo Mosei ab. Aber es stand ein junger Mann neben ihm, der mir vorgestellt wurde. Er war Kandidat nauk (Dr.Ing.), Mitarbeiter von Mosei und so etwas wie der neue Auslandssachbearbeiter des Gorniiinstitutes. Als ich seinen Namen – Hugo Borissowitsch Peters – hörte, stutzte ich. Sekunden lang. Dann fiel mir jedoch aus meinem Schulunterricht vor 1945 ein, dass die Ostgoten in der Völkerwanderung bis zur Wolga gekommen sind und seit dem 18. Jahrhundert die Zarrinnen und Zaren Deutsche ins Land geholt hatten, So ähnlich war es auch mit Peters.

Hugo war Krimdeutscher. Als die deutschen Faschisten nach dem Überfall auf die Sowjetunion diese Halbinsel besetzten, kam die SS und forderte alle Männer von Hugos Heimatdorf auf, der SS beizutreten. Alle, die sich weigerten, das zu tun, wurden erschossen. Hugos Vater war unter diesen. Mit seiner Mutter wurde er dann zur „Eindeutschung“ nach Ostpreußen in den damaligen Großraum Königsberg zwangsweise umgesiedelt. Hugo war

damit de jure Reichsdeutscher geworden. Aber das Leben bringt immer wieder neue Probleme. Das nächste große Problem tauchte für Hugo und seine Mutter auf, als die Rote Armee Ostpreußen besetzte. Nunmehr galten die zwei als Verräter an der Sowjetmacht, weil sie sich von den Faschisten hatten verschleppen lassen. Sie kamen zurück in die Sowjetunion. Aber die dabei praktizierte Art der Neueingliederung roch an allen Ecken und Enden stark nach Verbannung. Fortan lebten sie in Kasachstan! Dort hat Hugo das Abitur gemacht und dann die Aufnahmeprüfung am Gorniiinstitut Moskau abgelegt und bestanden. Er war Diplombergbau- (elektro) -ingenieur geworden und war dann als Kandidat techniki nauki promoviert worden. Schließlich wurde er Dozent. Wie immer, wenn mir so ein Lebenslauf geboten wurde, brauchte ich zunächst ein wenig Zeit, um ihn zu verdauen.

Dann begann unsere Zusammenarbeit. Zunächst waren es vor allem Probleme der Geschichte der deutsch- russischen montanwissenschaftlichen Beziehungen. Hugo riss sich nicht nur ein Bein heraus, um mir zu helfen. Manches erwies sich als sehr schwierig und war auch bis zum Jubiläum der Bergakademie nicht zu klären. Das betraf die Wertung der Person Stalins. Ich vergab Ende der siebziger und Anfang der achtziger Jahre erneut entsprechende Forschungsthemen, und wir entdeckten, dass Stalin den bedeutendsten sowjetischen Absolventen der Bergakademie Freiberg hat umbringen lassen. Er war vor seinem Tode Chef der Geologieverwaltung aller Nordgebiete der Sowjetunion, beginnend in Karelien und endend mit Kamschatka und den Aleuten.

Auch persönlich kamen wir uns sehr nahe. Ich ging bei ihm und seiner Familie in Moskau ein und aus. Wir waren Freunde. Mit seiner Frau Nina besuchte mich Hugo auch in Dresden. Wir verlebten zusammen wunderschöne Tage in der DDR. Er war immer bestrebt, Deutschland, seine doch irgendwie richtige Heimat, kennen zu lernen. Manchmal fragte er mich auch über die drei Westzonen aus. Ich erzählte ihm dann und versuchte, ihm auch praktisch einiges beizubringen. Als die folgende Episode geschah, wohnte ich noch in Leipzig.

Hugo fragte: „Was ist ein Nachtlokal?“ Ich sagte nichts, sondern erklärte ihm, dass wir heute Abend in ein solches gehen würden. In Leipzig gäbe es einige. Gesagt, getan. Er saß schließlich mit mir und meiner Frau an einem Tisch, aß und trank und wunderte sich. Nicht dass er sich irgendwie über das Gesehene und anderswie Erlebte mockierte, aber offensichtlich kapierte er nicht alles. Dann sagte er, seine Augen ließen dabei seinem Schalk freien Lauf: „Hört einmal zu. Wenn jemand in einer Moskauer Zeitung den Vorschlag machen würde, in der Stadt ein Nachtlokal zu eröffnen, würde er von einem beachtlichen Teil der Bevölkerung eine große Zustimmung erhalten. Ungefähr so: Das ist ein guter Vorschlag! In ein solches Lokal können Menschen gehen, die nachts nicht richtig schlafen können. Denn wenn man dort kleine Theaterstücke und Filme spielt oder auch nur Witze erzählt, können sie sich gut unterhalten. Vielleicht kann man solche Art Nachtlokale auch als Sonderabteilungen von Krankenhäusern bzw. psychiatrischen Kliniken etablieren?“

Hugos Vorschlag war schon umwerfend. Leider kann man seine dabei gesprochenen Worte nicht hören. Vielleicht vermittelt das folgende kleine Beispiel noch etwas mehr von seinem Sprachstil. Wie gingen zusammen über den Roten Platz. Im GUM (Gosudarstwo Universalni Magazin = Staatliches Zentralkaufhaus) gegenüber dem Kreml hatte ich für meinen Sohn einen kleinen sowjetischen Fotoapparat gekauft. Hugo machte mich mit folgenden Sätzen darauf aufmerksam, dass die Halterung für die zum Tragen des Apparates bestimmte Handschlaufe so ihre Tücken hat. Er nimmt den Apparat, geht und sagt dabei: „Eines Tages gehe ich mit meinem, dem gleichen Apparat, die Gorkistraße entlang und denke an nichts besonderes. Plötzlich sehe ich, dass mich mein Fotoapparat überholt.“ (Derselbe hatte sich aus

der Halterung gelöst und war durch die Luft geflogen .und hatte dabei einen Totalschaden erlitten.). Diese Worte wurden dann geflügelte Ausdrücke meiner Kinder. Oft sagten sie zu mir, wenn ich irgendetwas trug: „Pass auf, dass dich deine Aktentasche nicht überholt“ oder ähnliches!

Nicht minder wichtig in den Jahren meiner engen Zusammenarbeit mit sowjetischen Institutionen war mir Bela. Sie war eine sich sehr geschmackvoll kleidende und schöne junge Frau. Sie hatte in Moskau Germanistik studiert und arbeitete am Gorniiinstitut als Deutschlehrerin. Bei ihr habe ich bis zur Verzweiflung Deutsch gelernt. Immer wollte sie von mir wissen, warum es so heißt und nicht so oder warum Goethe (oder was weiß ich wer noch!) so geschrieben hat und nicht anders. Auch die Berechtigung des Faustschen „als wie zuvor“ sollte ich erklären! Sie gab sich nie mit meinen Erklärungen zufrieden. Aber ich brachte sie dennoch eines Tages zum Schweigen. Der Rektor wollte mir die sowjetische Gewinnungstechnik erklären. Hugo war nicht zu finden. Also musste Bela an die Front. Als erstes besichtigten wir Schrapper. Sie hatte keine Ahnung von dem Ding. Ich erklärte es ihr. Dann folgten alle anderen untertägigen Gewinnungsmaschinen. Sie konnte sich kaum die Namen merken. Ich erlöste sie, indem ich ihr erklärte, dass das alles „Nichtschrapper wären!“ So befreite ich mich von der Erklärungsnot, in die ich bei dem Versuch geraten war, um Goethes schriftlichen Ausdruck zu interpretieren. Als wir wieder auf der Strasse waren und Autos an uns vorbeifuhren, sagte ich: „Bela, schau nur. Welch herrliches Sortiment von Nichtschrappern!“ Sie lächelte zufrieden, und wir vertrugen uns im Prinzip in Zukunft, wie bisher gewohnt, prächtig. Tägliche Rückfälle waren allerdings nicht zu vermeiden!

Auch zwischen Bela und ihrer Tochter einerseits sowie meiner Familie andererseits entstanden bald enge freundschaftliche Beziehungen. Beide waren, Bela mehrmals, in Dresden, zu Besuch. Bela wohnte in Malachowka bei Moskau. Ihr Mann war dort Arzt. Leider starb er sehr früh. Er hat, so kann man sagen, sich selbst zu Grunde gerichtet, er war drogenabhängig, Morphinist! Die Gründe dafür waren mit in der Verzweiflung zu suchen, dass er als Jude unter dem Antisemitismus litt. Natürlich war der auch in der UdSSR anzutreffende Antisemitismus eine furchtbare Sache und zudem jeder sozialistischen Gesellschaftsidee, auch der Sowjetgesellschaft, völlig wesensfremd. Er wurzelte letztlich in der Zeit vor 1917 und war mit dem in Nazideutschland überhaupt nicht zu vergleichen. Nie wären die Nazis auf die Idee gekommen, einen Juden zum Oberstleutnant, zum Professor und Kommandanten einer Technischen Universität bzw. oder zum ersten Konzertmeister eines weltweit bekannten Sinfonieorchesters zu machen!

Bela hat wieder geheiratet. Ihr neuer Mann war der erste Konzertmeister des Staatlichen Sinfonieorchesters der UdSSR und auch Jude. Er emigrierte wenige Jahre später nach Israel und von dort nach Westberlin. Dolja, so war sein Spitz- bzw. Kosenname, stürzte damit Bela und ihre Tochter, die in der Sowjetunion blieben, in eine ökonomische Katastrophe. Das war deshalb so weil er vor seiner Abreise alles bezahlen musste, was er von der Sowjetunion erhalten hatte. Dazu zählte seine gesamte Ausbildung und vieles mehr.

Als er fort war, saßen Bela und ihre Tochter in kahlen Wänden. Wo ich konnte, half ich. So speditierte ich Gardinen, Geschirr, Kleidungsstücke, Schuhe und was sonst noch nötig war, Richtung Moskau. Viele biedere DDR- Bürger halfen. Auch Hugo und seine Familie vergass ich nicht.

1965 hatte meine Tochter mit spina bifida die Welt erblickt. Rein statistisch überlebten von 2.000 so krank geborenen Säuglingen nur 3 die Geburt. Niemand in der Welt hatte bisher mit der prophylaktischen und klinischen Behandlung dieser Krankheit größere Erfahrungen. Es

gab eine Ausnahme, einen Arzt. Dieser Mann wohnte in Minsk und war der Minister für Gesundheitswesen der Belorussischen Sowjetrepublik, Professor an der dortigen Universität und Direktor der Urologischen Klinik in der Rosa- Luxemburg- Strasse. Durch Mosei Isaakowitsch, den Rektor, Hugo und Bela lernte ich ihn persönlich kennen, und er erklärte sich bereit, meine Tochter zu operieren. Nein, er konnte sie nicht völlig gesund machen, aber lebensfähiger, besser gesagt: sinnvoll lebensfähig!

In Hugos Wohnung trainierten meine Familie und ich dann acht Tage das Leben in der Sowjetunion. Mosei brachte uns zum Flughafen Wnukowo. Hugo flog als Dolmetscher mit nach Minsk und dort war alles, nicht zuletzt aufgrund seines Engagements, exquisit vorbereitet. Zu diesem Zeitpunkt war ich schon 14 Tage Gastprofessor in Moskau, Angestellter der Sowjetmacht! Trotzdem alles so blendend organisiert verlief, gab es Unvorhergesehenes in Hülle und Fülle. Am ersten Tag spazierten wir auch einmal ein oder zwei Stunden lang durch Minsk. Ich fand die Stadt nicht besonders umwerfend schön, auch nicht die Parks und Grünanlagen. Ein Park gefiel mir irgendwie trotzdem besonders, ich sagte das. „Das ist kein Park, Eberhard, sondern ein Massengrab einiger tausend von den Deutschen hingerichteten, ermordeten Personen“, sagte Hugo daraufhin.

Katrin lag mit mehreren sowjetischen Frauen als Patient in einem Zimmer. Alle waren rührend nett und lieb zu ihr. Als ich einmal bei Katrin war, trat eine Reinigungskraft herein, sah Katrin und schrie bzw. artikulierte sehr deutlich: „Was ist das für eine Katastrophe. Erst haben die Deutschen meine ganze Familie umgebracht, und nun bringen sie ihre Kinder zu uns, damit wir sie gesund machen!“ Natürlich versuchten Katrins Mitpatienten, die alte Frau zu beruhigen und erklärten sie uns gegenüber für etwas verrückt. Ich nahm die Alte in Schutz, stand ihr bei und erklärte, dass sie eigentlich Recht habe. Wenn man so etwas erlebt, denkt man dann über sehr vieles nach, nicht unbedingt immer über wissenschaftliche Probleme! Man freut sich sehr, wenn auch nicht ohne Angst! Letztlich erwies sie sich als unbegründet! Vier Wochen verblieb Katrin nach der sechsstündigen Operation in der Minsker Klinik. Dann holte ich sie zurück nach Moskau und bezog mit Tochter und Frau in einem Studentenheim ein Zimmer. Dort wohnten wir, bis wir uns dann trauten, heim zu fliegen. Ohne Bela und Hugo wäre alles nur sehr schwer gegangen.

Die Woche über hielt ich in Moskau Lehrveranstaltungen. Ich brachte sowjetischen Doktoranden die Problematik meiner Matrix bei. Unterrichtssprache war Englisch bzw das, was ich darunter verstand. Es hat viel Spaß gemacht. Meist flog ich am Wochenende nach Minsk. Ein Flug kam 15 Rubel. Es war kein Problem, sich an den Preis und die Entfernung zu gewöhnen.

Wenn ich irgendwo in diesem Lande war, lernte ich unzählige Male und sehr verschieden, dass dieses Land die Sowjetunion und nicht Russland war. Einmal geschah das so. Martin Guntau kam an einem Tage, an dem ich wieder nach Dresden flog, zur Verabschiedung in das Hotel Metropol zu mir. Wir beschlossen zunächst, gemeinsam essen zu gehen: Wir bestellten, aßen, tranken und quatschten. Auf einmal kam ein älterer Herr von einem Nebentisch. „Onian (oder so ähnlich) aus Jerewan“, stellte er sich vor. Dann fragte er, ob wir aus der DDR kämen. Als wir das bejahten, fragte er weiter. „Ich habe da einmal eine Frage. Bei euch sind doch auch die Russen wie bei uns in Armenien. Wie kommt ihr denn mit denen aus?“ Martin und ich lachen heute noch darüber!

Irgendwie passte diese Begebenheit zu Eindrücken, die wir bis dahin von Armenien und den Armeniern (und damit natürlich von der Sowjetunion insgesamt!) gewonnen hatten. Einmal, ich glaube, es war 1979, fand in Erewan eine Konferenz der Deutsch- Sowjetischen

Kommission für die Geschichte der Geowissenschaften statt. Das Kolloquium an sich war sehr ordentlich. Nicht minder interessant und, obige Begebenheiten bestätigend, wurde es vor allem auf den Exkursionen. Nein, nicht deshalb, weil wir bei der Abfahrt zwei Sendetürme von Radio Erewan sahen. Das Problem klärten die armenischen Kollegen sofort verständlich, in dem sie meinten: „Der eine ist für die Fragen und der andere für die Antworten!“

Es ging um Größeres. Bevor die Exkursionen begannen, sahen wir von unserem Hotelfenster aus auf den Ararat, den „heiligen“ Berg der Armenier, der seit der Zeit nach dem ersten Weltkrieg in der Türkei liegt. Nach dem furchtbaren Völkermord, den die Türken an den Armeniern verübt haben, feuert dieser Berg bis heute die Armenier zu ewiger Rache an. Dieser Berg war ja auch ein Bestandteil des Staatswappens der Sozialistischen Sowjetrepublik Armenien. (Dies soll in einer UNO- Generalversammlung auch das Thema eines Privatgespräches zwischen dem türkischen und dem sowjetischen Außenminister Molotow gewesen sein. Der Türke hatte darum gebeten, dass der Ararat aus dem sowjetischen Wappen verschwände. Molotow hat darauf hin lächelnd abgelehnt und gesagt: „Außerdem müsste die Türkei dann den Halbmond aus ihrem Wappen nehmen. Schließlich sei der Mond auch nicht türkisch!“

Nachdem die Kollegen Geologen an einem Obsidiansteinbruch im Südkaukasusvorland einen Vorrat von diesem Mineral zu sich genommen hatten, besuchten wir eines der armenischen Nationaldenkmale samt Museum. Dort war in einem großen Raum ein Modell aller anatolischen Gebirge aufgestellt. Der Museumsführer erklärte uns, indem er mit einem Stock darauf verwies: „Das ist unser höchster Berg, der Ararat, der liegt heute in der Türkei“. Ich versprach den armenischen Genossen und Nichtgenossen, gesetzt den Fall, sie kämen einmal in die DDR, mich zu revanchieren. Dann würde ich ihnen ein Modell der Alpen zeigen, so ähnlich wie in Erich Kästners „Fliegendem Klassenzimmer“. Dazu sagen würde ich dann: „Das ist unser höchster Berg, der Ortler, der liegt heute in Italien!“

Natürlich lief mir die Sowjetunion nicht nur über den Weg, wenn ich dort war. Nein, auch in der DDR war sie anzutreffen. Meine bis zu dieser Stelle niedergeschriebenen Erinnerungen liefern dem Leser schon manchen Beweis für diese Feststellung. Manchmal war es auch nicht einfach, mit der Sowjetunion in Freiberg, Dresden, Leipzig oder Berlin richtig umzugehen. Eines Tages wurde ich zu einer Besprechung in den Fachbuchverlag gebeten. Die Verlagsleitung hatte mit irgendwelchen Moskauer Dienststellen einen Vertrag abgeschlossen, demzufolge in der DDR im Fachbuchverlag eine deutsche Übersetzung einer in Moskau erschienenen dreibändigen Geschichte der Technik herausgegeben werden sollte. Man bat mich nun beim Verlag in Leipzig, in das Herausgeberkollegium der deutschen Ausgabe einzutreten. Im Prinzip war ich natürlich bereit, aber ich bat vorher, das Manuskript sehen zu dürfen. Als ich das sah und las, packte mich Entsetzen, Wut und Verzweiflung. Ich las nämlich, ein wenig übertreibe ich jetzt, dass alle wesentlichen technischen Erfindungen der Weltgeschichte in Russland erfolgten. Die erste richtige Stadt der Welt war Moskau, die Montanwissenschaften entstanden im Ural usw.

Ich rief in Leipzig an und erklärte, dass ich nicht bereit war, unter diesen Umständen in dem Herausgeberkollegium mitzuarbeiten. Zunächst dachte man dort, dass ich mir einen Spaß mache. Dann hielt man mir einen Vortrag über die Bedeutung der Sowjetunion in der Weltgeschichte. Ich legte auf.

Tage später traf ich Sonnemann. Er kam mir persönlich und meinte, dass ich mir so etwas doch nicht leisten könne. Ich würde mir doch selbst Schwierigkeiten bereiten, natürlich politische und ähnlichen weiteren Quatsch.

„Ich will dir einmal etwas sagen. Ich hasse jeden, der sich über die Sowjetunion lächerlich macht, selbst wenn es Russen selbst sind“, entgegnete ich. Dann war Ruhe. Ich habe nie wieder mit Rolf Sonnemann irgendein Projekt zusammen gemacht. Manches, was er bzw. seine Mitarbeiter in den folgenden Jahren machten, soll nicht schlecht gewesen sein. Ich weiß das lediglich vom Hörensagen. Ein Urteil kann ich mir nicht bilden, denn ich kenne das Zeug nicht!

Nur einmal habe ich ihm bzw. seinem Institut noch geholfen. Aus einem mir damals und erst recht heute nicht begreiflichen Grunde lehnte er es ab, für die B- Dissertation seiner Stellvertreterin Gisela Buchheim ein Gutachten zu verfassen. Ich sprang genauso ein wie für Hans Wußing im Falle der Thea Götz. Gisela war ganz einfach ein feiner, kluger Kerl und konnte fachlich viel!

24. Ein Doktorand aus Japan

Ich hatte ihn 1974 kennen gelernt, als ich das erste Mal japanischen Boden auf dem damaligen Tokioer Flughafen betrat. Sein Name war Tadaaki Kimoto. Er stand neben Minoru Tanaka, der bei dieser Gelegenheit zu ihm mit auf mich gestreckten Zeigefinger sagte: „Bei dem promovierst Du!“ Das war im August 1974. Im September desselben Jahres holte ich ihn dann auf dem Flughafen Berlin–Schönefeld ab und brachte ihn nach Leipzig an das Herderinstitut der Karl – Marx – Universität. Hier sollte er zunächst die deutsche Sprache erlernen. Bis auf die zwei, drei Vokabeln, die ich ihm während meines 14 tägigen Aufenthaltes in Tokio beigebracht hatte, konnte er kein Wort.

Er begann zu studieren wie ein Wilder. Am Wochenende kam er fast immer zu mir und meiner Familie nach Dresden. Er schlief nicht viel, weil er mit Hilfe meines Fernsehapparates bis zum Programmende Deutsch lernte. Mitte Januar zog er von Leipzig an die Bergakademie um, und Ende Januar 1975 hielt ich ihm in einem einzigartigen Gemisch von englisch und deutsch die erste Vorlesung. Es machte viel Spaß. Erstens waren wir zwei allein im Zimmer, und zweitens wollte Tadaaki, hoch motiviert, wirklich etwas lernen. Er wollte über Beckmann, den Begründer der Technologie, seine Dissertation schreiben.

Von seiner Art zu forschen wurden alle Mitglieder unseres Wissenschaftsbereiches angesteckt. Alle waren für ihn da und halfen. Da er auch Archive benutzen wollte, musste er deutsch schreiben und lesen lernen, die Sütterlinschrift. Ich stellte mir manchmal vor, was in dem Kopfe von Tadaaki vorging, wenn ihm meine Oberassistentin beibrachte, wie die Deutschen bis 1940 herum in der Schule das Schreiben gelernt hatten. Dabei hatte Tadaaki, als er in Tokio sich die lateinische Schreibschrift angeeignet hatte, gedacht: „Nun ja, Lesen kannst du nun!“ Irrtum, er musste von vorn beginnen. Und viele Bücher, die er ebenfalls lesen sollte, waren in dieser zugehörigen gotischen Druckschrift gedruckt. Auch das noch. Doch Tadaaki schaffte es!

Natürlich versuchte ich immer wieder, neue Einfälle in meinem Ausbildungsprogramm zu integrieren, damit er alles so leicht wie möglich kapierte. Manchmal kam dann auch der Zufall zu Hilfe. Zum Beispiel war ich mir nicht sicher, ob er in der Technikgeschichte richtig begriffen hatte, welche Rolle die Werkzeugmaschine und welche die Energietechnik in der Industriellen Revolution spielt. Eines Tages machten wir eine Exkursion nach Seiffen, in das Mekka des vorwiegend Spielzeug herstellenden Holzgewerbes. Wir schauten uns im dortigen Freilichtmuseum das auf Wasserradantrieb beruhende Drehwerk an. Leider war das Wasserrad aus irgendeinem Grunde kaputt. Der Museumsführer entschuldigte sich für dieses Dilemma. „Aber“, so meinte er, „das ist ja nicht weiter schlimm. Wir haben ja heute dafür einen brauchbaren Ersatz.“ In dem er diese Worte sagte, ging er zum Elektroschalter und schaltete damit den entsprechenden Motor an. Tadaaki aber drehte sich begeistert zu mir um und sagte: „Ich habe es begriffen, die Energieart ist bei der Mechanisierung das zweitrangige Problem!“ Und ich, darüber mich freuend, dachte: „Wäre doch der Mittag samt Politbüro, bevor er seine Schwarte schrieb, einmal nach Seiffen gefahren!“ Und was Tadaaki betraf, gewann ich die Erkenntnis: Ein Museum ist gut, ein desolates mitunter besser!

Ein ganzes Jahr blieb Tadaaki zunächst bei uns. 1977 kam er wieder, blieb 2 Jahre. Er nahm auch am ICOHTEC Kolloquium 1978 teil. Natürlich hat er zwischendurch zu Hause weiter an seiner Dissertation gearbeitet. 1984 verteidigte er dann im Sommer seine Arbeit in Freiberg. Zuvor hatte er, da er Diplomingenieur war, entsprechende Prüfungen im Fach Geschichte absolviert. Das verlangte der Minister, der ja seine Sondergenehmigung für dieses Promotionsverfahren erteilen musste.

Dann ließ ich von der Fakultät die Prüfungskommission namentlich bestätigen. Zu den Freiburger Fakultätsmitgliedern kamen noch einige weitere Kollegen von außerhalb hinzu, so z.B. der damalige Altrektor der TH Magdeburg, Prof. Dr. Manfred Beckert, der Direktor der Sektion Mathematik der Bergakademie, Prof. Dr. Dieter König, und weitere gestandene Hochschullehrer.

Tadaaki schlug sich gut. Als er im Laufe der Verteidigung einmal gefragt wurde, ob die historische Entwicklung der Technologie in ihrem Kern nur von technischen Gesetzmäßigkeiten bestimmt wurde, antwortete er völlig richtig: „Nein. Daneben wirken sogar gesellschaftliche mit.“ Darauf kam von einem Prüfungskommissionsmitglied der Einwand: „Wäre es nicht besser, statt DANEBEN zu sagen MIT IHNEN ZUSAMMEN?“ Der Vorsitzende der Promotionskommission gab den Fragenden die Antwort selbst. Hinterher konnte ich nur noch, da der Fragende nicht ganz mit der Beantwortung seiner Frage zufrieden war, demselben sagen. „Ich bin auf Dein Japanisch, Deinen japanischen Sprachstil gespannt, wenn du nächste Woche in Tokio verteidigst!“

Tadaaki hatte alles in Deutsch bravourös hinter sich gebracht. Die Bergakademie ließ sich nicht lumpen. Am nächsten Tag erhielt er aus der Hand von Magnifizienz, Prof. Dr. Hans-Heinz Emons seine Dr. Urkunde: SUMMA CUM LAUDE!

Ehe Tadaaki seinen Freiburger Dr.- Hut erworben hatte (Tadaaki war der 56. Japaner, der in Freiberg inscriptiert war!), war mein Wissenschaftsbereich das Reiseziel mehrerer japanischer Kollegen geworden. Von der II. Konferenz von TICCIM 1976 in Bochum fuhren mit mir Minoru und seine Ehefrau Tsuruko, Prof. Yamazaki (er hat Georg Agricolas De Re. metallica in Japanisch herausgegeben) und Dr. Ono (ein lieber, guter bürgerlicher Intellektueller), alles Wissenschaftshistoriker, via Freiberg. Ich glaube, sie fuhren zum ersten Mal mit dem Zug auf dem Landwege über die Grenze zwischen zwei Staaten. Nun ja, für Europäer ist das nichts Besonderes. Aber Japaner, die rings um ihr Land zunächst Wasser, nichts als Wasser haben, da ist das etwas Besonderes. Diese Grenze war nicht nur eine besondere, sondern eine ganz besondere, weil hinter den Grenzbefestigungsanlagen die Staatlichkeit des Sozialismus begann. Als wir den Grenzdrahtzaun vor Öbisfelde durchfuhren, erklang aus unserem Abteil auf japanisch und deutsch: „Wacht auf, Verdammte dieser Erde!“ Ein paar mit uns reisende Westexperten in Gestalt von DDR- Rentnern, schienen die Welt nicht mehr zu kennen. Auch die Posten der Grenztruppen der DDR waren erstaunt. Sie schauten ähnlich hilflos intelligent wie die Beamten des Bundesgrenzschutzes der BRD, die bei der Ausfahrt aus Wolfsburg die Generalprobe unseres Acapella-Gesanges genießen durften. Sie erlebten das zum ersten Mal.

Mit dieser unverwüstlichen Truppe bewegten wir uns dann auf den Spuren alter „Freiberger“ Japaner des 19. Jahrhunderts in Freiberg, Dresden und Meißen. Nun ja, warum Tadaaki nach Freiberg gekommen war, das war einfach zu beantworten. Warum aber die herausragenden japanischen Techniker- offiziell waren sie zwar an der Bergakademie als Studenten immatrikuliert, vom Wissen her gesehen, das sie bei ihrer Freiburger Immatrikulation aufzuweisen hatten, waren sie mindestens Doktoranden bzw. Diplomingenieure in einem Zusatzstudium- im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts nicht in das Geburtsland der Industriellen Revolution England aufsuchten, sondern eben zu uns kamen, das war die Grundlage mancher unvergesslich schönen Diskussion. Ich habe mir erlaubt, mich nach meinem 1992 stattgefundenen Herausschmiss aus Freiberg (Um im heutigen Jargon zu formulieren: Was den Diktatoren 1965 nicht möglich war, praktizierten 1992 die Demokraten!) noch ab und zu dazu zu äußern, besonders als ich von den japanischen Kollegen 1993 zu einem Forschungsaufenthalt an das Institute of Technology in Tokio eingeladen war.

Ich hatte Minoru 1977 von der Fakultät als Gastprofessor an meinen Wissenschaftsbereich berufen lassen. Tsuruko hatte ich, da sie einmal da war, gleich als seine Assistentin engagiert! Für mich war es ein großes Erlebnis, als er dann seine erste Vorlesung über die Wissenschaftsentwicklung in Japan hielt.

Nicht alles ging immer unter der Devise Friede - Freude - Eierkuchen vonstatten. Einmal sagte meine Sekretärin zu Minoru: „Nein, Sie können jetzt nicht fortgehen, in 30 Minuten kommt ein Anruf aus Tokio für Sie.“ Minoru wartete. Es klingelte. Minoru nahm den Apparat. Dann schrie er verzweifelt etwas durch den Hörer. Schließlich machte es klick, das Telefonat war zu Ende. Dann sagte er mir, dass der Kaiser ihm für seine Verdienste den Titel kaiserlicher Rat verleihen wollte. Er habe das abgelehnt, er fühle sich nach wie vor dadurch geehrt, dass das japanische Kaiserhaus ihn und seine Frau 1933 für 12 Jahre in ein KZ gesperrt hatte.

Auf dem Kongress der IUPS in Edinburgh wurde Minoru dann 1977 als Mitglied der Internationalen Akademie für Philosophie und Geschichte der Wissenschaften gewählt. Einige Monate nach der Heimreise von Tsuruko und Minoru besuchte Prof. Kato von der Universität Osaka Freiberg. Wir machten gemeinsame Exkursionen, und einige Tage war er im Archiv der Bergakademie. Was ihm der Aufenthalt bei uns gegeben hatte, vermochte ich bei seiner Abreise nicht exakt zu sagen. Tief gerührt war ich jedoch, als er mir bei meinem Japanbesuch 1993 eine Reihe (ungefähr acht)) von Studenten bzw. Doktoranden vorstellte und behauptete, sie seien meine Schüler. Nun ja, nicht zu bestreiten war, dass sie eine Reihe meiner von mir allein, aber auch mit Otfried Wagenbreth gemeinsam verfassten Publikationen kannten.

Eines Tages bekam ich die Mitteilung, dass ein gewisser Prof. Murai aus Tokio mich besuchen wolle. An sich war er Pädagoge. Er beschäftigte sich schwerpunktmäßig damit, wie man Menschen auf die kontinuierliche Bewältigung des gesellschaftlichen Produktionsprozesses vorbereiten solle. Ich sollte ihn am Grenzkontrollpunkt Bahnhof Friedrichstraße in Empfang nehmen. Nun ja, Befehl ist Befehl, also fuhr ich los, wobei ich mir auf der Fahrt dahin einredete, dass es sicher leichter ist, dort einen mir unbekanntem Japaner als einen mir unbekanntem Europäer zu finden. Es war dann auch so. Eine Viertelstunde vor ihm hatte kein Asiate die Grenze passiert. Er war der erste Mensch, den ich verdächtigte, Murai zu heißen. Wirklich, er hieß so.

Auf ging es, wir fuhren nach Freiberg. Er sprach englisch. Es war jene Sprache, die Nichtbriten für Englisch halten. G.B. Shaw hätte mit gutem Gewissen, wenn er uns gehört hätte, einen „Ring des Pygmalion“ schreiben können. Aber es hatte einen Vorteil, wir verstanden uns, auch wenn wir manchmal Hände und Füße zu Hilfe nehmen mussten. Als wir aus dem engen Auto ausgestiegen waren, war dann unsere Kommunikation noch besser. Am ersten Tag schauten wir uns in Freiberg um, dann stürmten wir die pädagogischen Wissenschaften an der TU Dresden. Besonders half uns hier Prof. Dr. Wilfried Lange. Ich kannte ihn schon an die 20 Jahre. Dann kam ein Wochenende und Sonntagnacht ein Telefonanruf, dass Murai von der dringenden Medizinischen Hilfe Freibergs in die Hals-, Nasen und Ohren Klinik der Medizinischen Akademie Dresden eingeliefert werden musste. Er sei schwer erkrankt und müsse operiert werden.

Montag früh marschierte ich dahin. Der Direktor und sein Stellvertreter empfingen mich. Nun gut, die medizinische Seite war deren Problem. Ich versprach jedoch, jede mir mögliche Hilfe zu leisten. Ob ich mich mit ihm habe verständigen können? – Ja natürlich – Wie ? Ich meinte

in Japano-Germano-Englisch.“ Schließlich rief ich Freiberg an und delegierte Tadaaki als Oberschwester auf Zeit in die Klinik. Schlafen konnte er in meiner Wohnung in Dresden. Tadaaki kam. Die Operation fand statt, und die Nachbehandlung folgte. Die Familie und Bekannte Murais in Tokio bastelten eintausend oder noch mehr Papierkraniche. Nach irgendeiner japanischen Tradition begünstigen sie die Heilung. Dieser Papierberg wurde in der Klinik aufgehängt.

Aber, man beherrscht ja von Freiberg aus nicht alle Lebensprozesse. Natürlich war Murai der Exot der Klinik. Alle Ärzte und Schwestern legten Wert darauf, mit ihm persönlich bekannt zu werden. Irgendjemand musste in dieser Situation auch schon einmal gesagt haben, dass er gehört habe, dass die japanische Küche so berühmt sei. Murai hörte das, verständigte seine Frau telefonisch in Tokio. Diese wiederum schickte japanische Lebensmittel zu ihrem Mann. Dieser instruierte Tadaaki, und beide kochten nun in der Klinik ein japanisches Mahl.

Man hatte mir das bevorstehende Ereignis angezeigt. An diesem Tag kam ich etwas später in die Klinik. Aber es war doch noch zu zeitig. Ich sah Ärzte und Schwestern aus Murais Zimmer kommen, wo das Mahl serviert wurde. Einige rannten zur Toilette und kamen sichtlich erleichtert Sekunden später wieder heraus. Aber auch die, die sich den Mundinhalt mit Todesverachtung, ähnlich wie ich den Krebs in der Sojatunke in Tokio 1974, heruntergezwungen hatten, schwärmten von der Mahlzeit. Mensch bleibt eben Mensch!

25. Die USA lassen grüßen

Relativ kurze Zeit, es muss 1961 gewesen sein, bevor das Leben mich nach Freiberg trieb, tauchte dort zu einem Studienaufenthalt über die Rolle von USA- Bürgern als stud. mont. in der Geschichte der Bergakademie Prof. Dr. Alexander Ospovath von der Oklahoma State University aus Stillwater auf. An sich war er in Königsberg geboren, aber mit seinen Eltern und Verwandten 1938 nach der so genannten Reichskristallnacht als Jude emigriert. Am Ende der damit verbundenen Reisen war er schließlich Staatsbürger der USA. Nach dem Studium der Geschichte spezialisierte er sich auf Wissenschaftsgeschichte, fand in der Bibliothek aufgrund der Hinweise eines Bibliothekars Schriften von Abraham Gottlob Werner, den größten Freiburger Gelehrten, promovierte über ihn und gilt seitdem zu Recht in der Welt als einer der bedeutendsten Wernerforscher. Nur bis Freiberg war er bis dahin erst einmal gekommen. Diesen Schwachpunkt seines Lebenslaufes war er entschlossen, mit seinem zweiten Besuch zu korrigieren.

Auch die USA hatten ihre Normannenstraße. Dorthin wurde Alex eingeladen und über die DDR aufgeklärt. Ganz bestimmt würde er, die Berliner Mauer stand ja inzwischen, auf Schritt und Tritt beobachtet. Und die Leute, die ihn betreuen würden, seien mit Sicherheit ausgesuchte Kommunisten. Der Tag der Bekanntschaft mit Freiberg war schließlich da. Auf dem Bahnhof wurde Alex im Namen der academia fribergensis vom Direktor der Hochschulbibliothek, Walter Schellhas, begrüßt. Dieser war nebenbei ein ausgewiesener und durchaus ernstzunehmender Heimatforscher sowie Bergbauhistoriker. Mit einem solchen Begrüßungsdelegierten hatten offensichtlich die allwissenden geheimdienstlichen Ostexperten der großen USA nicht gerechnet. Es sei mir deshalb an dieser Stelle gestattet, weil Walter Schellhas nach seiner Berentung noch einige Jahre lang Mitarbeiter an meinem Wissenschaftsbereich war und wir uns mochten, ihn hier noch etwas näher vorzustellen.

An seinem 90. Geburtstag sagte er mir einmal: „Herr Professor, Sie können sagen, was Sie wollen, ich habe vier Systemen treu gedient!“ (Er meinte das Kaiserreich, die Weimarer Zeit, die Hitlerära und die DDR.) Ihn neckend, gab ich zurück: „Ja, das stimmt, aber meinen Sie nicht auch, dass vielleicht eines davon zu viel war?“ In der Weimarer Zeit und in Nazideutschland war er Museumsdirektor und hatte irgendeine Funktion in der NSDAP. Als der Peterskirchturm in der Nazizeit einmal restauriert worden war, wurde in ihm eine Metallschatulle eingemauert. Das „Wichtigste“ war darin ein Treuebekenntnis zu Adolf Hitler mit einer damals unumgänglichen Verdammung der Juden und Kommunisten. Autor des Pamphlets war Walter Schellhas. Als die Sowjets nach der Besetzung Freibergs Nazis suchten, zeigte ihnen jemand die Schatulle. Resultat: Schellhas wurde verhaftet und in einem Lager bei Mühlberg an der Elbe interniert. Scheinbar hatten die Sowjets bald begriffen, was für einen Wunderling sie eingefangen hatten. Sie ließen ihn nach relativ kurzer Zeit laufen, und der Senat der Bergakademie machte ihn zum Direktor der Hochschulbibliothek. Die Akademie der Wissenschaften der DDR verlieh ihm für seine Verdienste um die Heimatforschung in den siebziger Jahren die Leibniz- Medaille.

Ich hatte meine erste dienstliche Begegnung mit ihm bei der Fertigstellung der Festschrift. Schellhas hatte über die Geschichte der Hochschulbibliothek doppelt so viel geschrieben, wie er sollte. Wir, er und ich, machten seinen Beitrag kürzer. Darüber war er sehr traurig. Ich tröstete ihn und ließ ihn sein altes Manuskript überarbeiten und in voller Länge drucken. Hineingearbeitet hatte er dann eine Analyse der Buchbeschaffungspolitik im Zeitalter der Industrialisierung und später. Die sich dabei abzeichnende Entwicklung hatte er dann, so gut er es vermochte, in Beziehung gesetzt zur technischen Entwicklung allgemein und der Montanwissenschaften speziell. Dieser Ansatz war in der Bibliothekshistoriographie neu und

wurde registriert. Eines Tages kam er mit irgendeiner (West-) Zeitschrift durch meine Türe und sagte: „Hier ist eine Rezension meiner Broschüre. Die schreiben, nun ist sogar der Schellhas Marxist geworden!“ Ich sagte daraufhin lachend: „Ich sage ihnen doch immer, dass die da drüben schwindeln!“

Gelacht hat auch Alexander Ospovath. als er anlässlich seiner Ehrenpromotion in unserer Fakultät in seiner Dankesrede 1990 unseren guten, inzwischen verstorbenen Schellhas als den liebenswürdigsten Menschen und Dekan aller Freiburger Historiker hochleben lassen hat und wir ihm anschließend das Nazi- Schattullenpamphlet vorlasen

Alex gehörte ursprünglich auch zu den Mitautoren der Festschrift. Projektiert war sie von Anfang an dreibändig. Im dritten Band sollten noch einmal die in Freiberg studierenden Ausländer vorgestellt werden. Die USA stellten in der Geschichte der Bergakademie die zweitstärkste Landsmannschaft. Wir haben die drei Bände kräftemäßig nicht gestemmt. Zwei Bände erschienen, und der Beitrag über die Amerikaner kam schließlich in der von mir redigierten Reihe D der Freiburger Forschungshefte.

Alexander war bis 1989 mehrfach in Freiberg, so auch 1965 und 1971. Er hatte 1971 seine Frau mit und fuhr von Freiberg mit der Eisenbahn bis Moskau, wo er wie ich am IUPS-Kongress teilnahm. Ich flog und war deshalb eher da. Aber wir, d.h. die Delegation der USA und der DDR, wohnten gemeinsam im Hotel Ukraina. Es war sehr warmes Wetter. Mittags öffnet sich die Hoteltür, Alex und seine Frau kamen herein. Sie sahen aus, als hätten sie die Sahara strafweise zu Fuß durchwandert und dort keinen Coca-Cola- Stand gefunden. Sie hatten Hunger und vor allem Durst. Sie fielen in zwei Sessel. Da sie keine Rubel, sondern nur Dollars und DDR- Mark besaßen, hatten sie sich im Zug nicht getraut, etwas zu kaufen. Sie wollten keine Sowjetbestimmungen verletzen.

Alle sowjetischen Regeln des Hotelverkehrs missachtend, ging ich von der falschen Seite zum Bufett bzw. zur Stolowaja, kaufte (beschimpft von den diszipliniert Wartenden) Limonade und mehrere belegte Brote und gab meinen widerrechtlich und fast asozial eingekauften Proviant den beiden. Sie labten sich. Das Geschrei um mich herum störte mich nicht. Etwas später kam Melvin Kranzberg und bat mich, mit den Augen zwinkernd, vor der US-amerikanischen Delegation einen Vortrag zu halten mit dem Thema: Wie rettet man im Ukraina das Leben friedlicher USA- Bürger in der Mittagszeit? Etwas von meinem liebenswürdigen Anarchismus, so sagte er, dürfte ich einflechten.

Als ich einmal in den siebziger Jahren von meinem Jahresurlaub zurückkehrte, sagte mir mein Dozent für Kunst- und Kulturgeschichte, Dr. Eberhard Neubert, dass ein gewisser Prof. John Beer aus Delaware da gewesen sei. Im nächsten Jahr wolle er mit einer Gruppe Studenten wiederkommen und mit mir sprechen. So geschah es dann auch. Nur die Bürokratie des Ministeriums für Hochschulwesen wusste von nichts. John Beer hatte mir aber geschrieben. Nach diesem Brief war klar, dass sie bis Frankfurt fliegen, dort einen Kleinbus mieten und dann in die DDR einreisen wollten. Visa besaßen sie. Aber in dem Brief stand keine Uhrzeit, kein Grenzübergang usw. Was tun?

Zurückhaltend wie wir waren, berieten wir uns zuerst mit der obersten Leitung der Grenztruppen der DDR. Diese tippten auf den Übergang Eisenach. Sollten die Amis dennoch woanders die Grenze passieren, so versicherte uns die hohe Leitung, würde das sofort nach Eisenach gemeldet. Ich wurde gebeten, einen meiner Mitarbeiter in der in Frage kommenden Zeit bei den Grenztruppen in Eisenach zu stationieren. Das hat wunderbar geklappt.

Unklar war uns noch die Zahl der einreisenden Personen insgesamt. Da in Freiberg, wie im Brief stand, ein Hotel gebucht war, fanden wir eine Spur. Wir fragten nämlich in den Freiburger Hotels (Deren Zahl war damals leicht zu überschauen!) die Kellner, wo sie übermorgen für die Amis wie vielmal zum Frühstück decken würden In einem Hotel kam prompt die Antwort: 12mal! Alles paletti.

Ich besorgte uns einen Hörsaal und las dann eine Vorlesung zum Thema: Industriearchäologie in der DDR. Es klappte, die Studenten riefen mir, wenn es nötig war, die Vokabeln wieder zu wie die Tommies vor Jahren in Attingham Hall.

Nun ja, das Amerikanisch der Jungs und Mädels aus den Südstaaten war manchmal noch schwerer zu verstehen als das meiner japanischen Studenten. Dann nahmen sie mich mit auf ihre Exkursion nach Dresden und machten mich zum Stadtführer. Dort hatten wir dann ein Erlebnis, von ihnen organisiert, dass ich mein Lebtage nicht vergessen werde. Sie hatten im Hotel Lilienstein einen Raum gemietet, ließen ein kleines Bankett auftragen und dann sagte einer zu John und zu mir: „In unseren studentischen Augen sind Sie zwei Deutsche. Auf unserer Exkursion kommen Sie uns vor wie zwei ganz alte Bekannte, die sich schon jahrelang kennen. Sie, Herr Wächtler, sind 1929, Sie, Herr Beer, 1928 geboren, bitte erzählen Sie uns Ihren Lebenslauf“! ...Wir haben es getan.

Ehe die Gruppe wieder in die Staaten zurückflog, ist John mit allen Studenten noch einmal in den Dresdner Hauptbahnhof gegangen. Dort war an hervorragender Stelle ein eindrucksvolles Mahnmal für die Opfer des Faschismus, für die Eisenbahner des Dresdner Hauptbahnhofs gestaltet, die in der Hitlerzeit ermordet wurden. John hatte das tief beeindruckt. Wenn er jetzt noch einmal käme, wäre er sicher entsetzt, das es dieses Mahnmal nicht mehr gibt. Sondern er an eben dieser Stelle von irgendwelcher Reklame belästigt würde. Nein, das stimmt nicht ganz, denn vor dem Bahnhof, an einer Stelle, die jeden Hund zum Pinkeln einlädt, ist irgendetwas unauffällig Kleines anstatt der würdigen größeren Gedenktafel!

Einige Jahre später ist John noch einmal mit einer anderen Gruppe gekommen. Dieses Mal kamen sie über Wien und die CSSR. Bei Zinnwald habe ich sie abgeholt und als erstes mit ihnen eine Erzgebirgsexkursion absolviert. Mein guter Freund Walter Werner hat uns in Seiffen dann noch in seinem Betrieb die traditionelle Seiffener Spielzeugproduktion vorgestellt. Zum Schluss durfte jeder noch einen kleinen Nussknacker kaufen Alle strahlten.

Natürlich erhielt ich später auch noch einmal Einladungen zu Gastaufenthalten nach Delaware. Sie sind auch irgendwie in Berlin bearbeitet worden. Irgendjemand hat mir auch gesagt, dass ich ganz bestimmt fahren würde. Inzwischen ist der Sozialismus zusammengebrochen, damit hatten sowohl die mir freundlich als auch die mir unfreundlich gesinnten Bearbeiter meiner Reiseunterlagen nichts mehr zu sagen. Aber die Freundschaft zwischen John, seiner Familie und mir ist bestehen geblieben. Wir schreiben uns noch Briefe und tauschen alle möglichen wissenschaftlichen und politischen Meinungen und Standpunkte aus. Bei den wichtigen Dingen haben wir im Prinzip immer die gleichen Ansichten.

26. Das bis hierher kaum beachtete Europa und ich

In meiner Kindheit war die Beantwortung der Frage: „Nenne mir die Grenzen Europas!“ relativ einfach. Die Ostgrenze hieß zweimal Ural, einmal als Gebirge und einmal als Fluss. Die Nord- und Westgrenze war auch noch einfach zu bestimmen. In Gestalt des Atlantik und seiner nördlichen Nebengewässer wie Barentssee und was es da so alles von Grönland bis Nowaja Semlja gibt. Die Südgrenze bildete auf dem Land der Kaukasus und dann hatte mir ein an sich weltbekannter Professor erklärt, dessen Name sogar im Brockhaus und Meyers großem Lexikon als geographischer Genius stand: „Das Mittelmeer heißt Mittelmeer, weil es in der Mitte zwischen Europa und Afrika liegt.“ Diese Definition schloss eine Grenzfunktion nicht aus.

Aber nicht alle Menschen, die irgendwo etwas zu sagen zu haben glaubten, schlossen sich später meinem seit Kindheit erworbenen Wissensstand an. Plötzlich verlief die Ostgrenze für ein sich sehr gewichtig nehmendes Europa durch Deutschland. Ein Stück die Elbe entlang, am Brocken vorbei, in Werranähe zwischen Rhön und Thüringer Wald, über den Böhmer und Bayrischen Wald. Hinter Österreich war zwar noch nicht die Welt, aber Europa zu Ende. Man errichtete in diesen Gefilden sogar die EU (European Union). Das Leben für den Rest der Welt und des so abgetrennten Europa ging trotzdem weiter. Ich war während meines Berufslebens Mitglied des Restes der Welt! Wir waren die Mehrheit!

Natürlich gab es Beziehungen zwischen dem richtigen und dem anderen Europa. Bei dieser von mir hier getroffenen Differenzierung überlasse ich jedem Leser selbst, was er für das richtige Europa hält. Es lebt sich nämlich letztlich leichter, wenn man die Fehleinschätzung selbst getroffen hat. Wo mit der Beschreibung Europas beginnen? Ich gehe alphabetisch vor, nehme das Autopolizeikennzeichenalphabet als neutrale Grundlage und beginne mit A, was so viel wie Österreich heißt. Philologisch gebildete Personen sagen sofort warnend: Die alten Römer kannten Österreich nicht, wohl aber die Engländer.

Ich war 1959 zum ersten Mal in Wien zu einem Archivaufenthalt, vorwiegend im Finanzarchiv. Österreichs Bergbau hatte es mir angetan. Ich habe von dem Direktor des Archivs in der Himmelpfortengasse 8, im früheren Palais des Prinzen Eugen, Kollegen Dr. Winkelbauer jede nur denkbar mögliche Unterstützung erfahren. Außerdem war es so herrlich, mit ihm zu streiten.. Seine Position war schwarz wie die finsterste Nacht in Wien, wenn nämlich die nächtliche Beleuchtung einem Kurzschluss unterlag. Meine Position war rot, so rot wie der erste und dritte Streifen der österreichischen Staatsflagge.

1959 fanden in Wien die Weltfestspiele der Jugend und Studenten statt. Natürlich waren sie als kommunistisch verschrien. Trotzdem, sie fanden erfolgreich statt. Als ich in Wien war, wurden sie von einem Organisationskomitee vorbereitet. Eines Tages lagen auf allen Tischen im Restaurant meines Hotels Zeitungen des Vorbereitungskomitees. Sie fanden das Interesse der Gäste. Da stellte sich der Hotelchef beim Frühstück neben mich und hielt eine wüste antikommunistische Rede gegen die Weltfestspiele. Sicher stand er dabei neben mir, weil ich der einzige Ostgast war.

Als ich einmal im Vorverkauf vergeblich versucht hatte, Karten für eine Aufführung von Mozarts Entführung aus dem Serail in der Wiener Staatsoper zu bekommen, fragte mich ein junger Mann an der Rezeption, ob er mir welche besorgen solle. Natürlich wollte ich das. Er machte es. Zwei Stunden später rollte ein Wagen der US- amerikanischen Botschaft vor und brachte die Karten. Der junge Mann hatte dort angerufen und gesagt, dass in seinem Hotel zwei US – amerikanische Staatsbürger wären, die gern in die Oper gehen würden, aber

keine Karte bekommen hätten. Man erklärte sich bereit zu helfen. Auf die Frage, warum er mir geholfen und mich zum Amerikaner gemacht hätte, sagte er: „Ich bin Mitglied des Vorbereitungskomitees der Weltfestspiele. Ich hatte die Zeitungen ausgelegt. Entschuldigen Sie bitte!“ Ich wehrte ab: „Im Gegenteil, ich danke Ihnen!“ erwiderte ich.

Als ich nach geraumer Zeit vom Franz- Joseph- Bahnhof mit dem Vindebona wieder in die DDR fuhr, dachte ich darüber nach, wie schön es gewesen wäre, wenn bei Königgrätz 1866 die andere Seite gewonnen hätte. Natürlich war mein Traum unreal, aber schön und für einen Sachsen geradezu eine Pflicht! Außerdem hatte ja Friedrich Engels in einem Brief an Karl Marx vor dem damaligen Kriegsausbruch in ähnlicher Richtung gesponnen, allerdings auch vergeblich, also falsch! Was lehrt uns das? Selbst die Urmarxisten irrten sich und mussten damit leben! Wie menschlich!

Das zweite Mal im Finanzarchiv war ich 1961. Ich setzte meine Studien fort. Dieses Mal bekam ich einen besonders intensiven netten Kontakt zu einigen mir vorher völlig unbekanntem Österreichern. In Ottakring wohnte ich, an der Endhaltestelle der Strassenbahnlinie 46 in einem kleinen Hotel. Wieder war ich mit dem Vindebona, allerdings mit etwas Verspätung, in Wien eingetroffen. Ein Taxichaffeur hatte mich in das Hotel verfrachtet. Man hatte ein Zimmer frei, und ich war zufrieden. Früh, es war Sonntag, schlief ich mich aus. Gegen 11 Uhr verließ ich das Hotel, fuhr mit der Straßenbahn zum Ring und von dort mit der 37 zur „Hohen Warte“.

Dann fühlte ich mich ganz als Beethoven und ging über Heiligenstadt zum Wildgrubenweg: Auf diesem lief ich am Fuße des Kahlebergs bis zu seinen Weinbergen und stieg dann die Stufen zum Kahlebergdörfel, zum damals wirklich sehr schönen Restaurant auf den Berg hinauf. Irgendwie verglich ich es mit dem Dresdner Luisenhof. (Akos Vater Oszkar klärte mich später einmal auf, dass der Luisenhof doch wohl schöner sei!) Dort genoss ich den Blick auf die Donau und ließ mir erklären, dass der weiße Fleck am Horizont die alte ungarische Königsburg in Bratislava, die heutige slowakischen Hauptstadt, sei. (Im Übrigen war ich 30 Jahre später bei einem Wiedersehen von eben dem genannten Restaurant bitter enttäuscht. Auch dieses ist, wie so vieles, nicht mehr das, was es einmal war!)

Die Zeit verging. Als ich wieder in Ottakring war, war Nacht. Ich schloss mein Zimmer auf, ging ins Bett und schlief. Am nächsten Morgen war ich 8 Uhr im Archiv. Dr. Winkelbauer hatte alles für mich vorbereitet. Die Welt war in Ordnung, und ich ging in media res! Nach 17 Uhr fuhr ich dann wieder nach Ottakring. Im Hotel folgten mir zwei Mädchen oder junge Frauen. Dann hörte ich, wie die eine zu der anderen sagte: „Ja, das ist er!“ Man kam auf mich zu und begann eine Entschuldigung vorzutragen. Des Pudels Kern war der Umstand, dass eine von den beiden Damen am Tag zuvor vergessen hatte, mein Bett zu machen, weil ich früh so lange geschlafen hatte. Sie hatte es am Ende ihrer Schicht ganz einfach und schlicht vergessen. Ich sollte es um Gottes Willen nicht dem Direktor sagen, da hätte sie Unannehmlichkeiten. Ich beruhigte sie. Mir war, weil ich im Finstern angekommen war, ihr Versehen überhaupt nicht aufgefallen. Natürlich, so versicherte und schwor ich, würde ich das Ganze für mich behalten und zu keiner anderen Person etwas von der Sache erwähnen. Die Sache war für mich erledigt.

Ich fand das Hotel wunderbar. Ich wurde immer sehr zuvorkommend bedient. Selbst wenn ich im ersten Anlauf einmal keinen Platz fand, ich bekam einen. An einem Abend nahm ein Herr an meinem Tisch Platz und stellte sich ungefähr so vor: „Ich bin der Direktor des Hotels und habe eine Frage an Sie. Können Sie mir bitte einmal erklären, warum Sie von meinem

Personal bevorzugt behandelt werden? Dabei benehmen Sie sich nicht wie ein richtiger Deutscher. Wenn Sie ein richtiger Deutscher wären, hätten Sie sich z.B. mindestens schon einmal über unsere Speisekarte beschwert und das Wiener Schnitzel mit Soße verlangt. Dann wären sie aufgebraust, wenn wir Erdbeeren als Annanas verkaufen, Quark als Topfen bezeichnen usw. Auch verwöhnen Sie mein Personal nicht mit zu üppigem Trinkgeld. - Gut, wenn sie mir keine Antwort geben wollen, dann werde ich andere Saiten aufziehen und das sieht so aus: Hiermit lade ich mein Personal und Sie am Vorabend Ihrer Abreise zu einer kleinen Party auf meine Kosten ein!“

Ehe der prophezeite Abend herankam, kam noch der Gewerkschaftsobmann des Hotels zu mir und bat mich, dass er bei der kleinen Party an meiner statt die Sache mit dem Zimmermädchen erzählen dürfe. Die ganze Belegschaft hätte sich an jenem Tag so über mich gefreut, dass sie mich einfach als einen lieben Freund behandelt hätten. So verlief die Sache dann auch. Die Stimmung vom Hotelchef angefangen bis zu mir war gut. Ich versprach bestimmt wiederzukommen. Wie so oft, verlief das Leben in dieser Hinsicht anders.

Noch ein kleiner Nachtrag. Er wird verdeutlichen, was mir der Blick vom Kahleberg wert war. Man sieht dort auf eine besonders europäische Gegend. Einmal hat es in Banska Stiavnica (Schemnitz) ein Kolloquium gegeben, auf dem man sich darüber stritt, ob der Bergbau im Raum Schemnitz ungarischer oder slowakischer Natur war. Man fand des Rätsels Lösung nicht, bis der Vater von Akos Paulinyi den Vorschlag machte, auf den Friedhof zu gehen, um die entsprechenden Grabsteine als archäologische Quellen zu benutzen. Slowakische und ungarische Fans, bereit, keinen Streit zu vermeiden, machten sich auf den Weg zum Friedhof und fanden ... deutsche Grabsteine.

Als ich später in den drei internationalen (UNESCO – Sub-) Komitees arbeitete, war ich noch einige Male in Österreich. Manfred Wehdorn, Österreichs Vertreter im TICCIH, war mir bis dahin schon sehr ans Herz gewachsen. Unsere Freundschaft wurde noch fester. Einmal besprachen wir irgendein Problem, für das wir keine Lösung fanden. Manfred schlug vor, vor ein österreichisches Gericht zu ziehen und diesem die Streitereien vorzutragen. Die österreichische Justiz war ihm heilig, warum?

Als in Wien der Besitzer des Hotels Sacher, hinter der Staatsoper gelegen, gestorben war, hinterließ er zwei Söhne. Der eine erhielt das Hotel als Erbe und der andere das gleichnamige Kaffee in der Kärntner Strasse. Nun stritten sich die beiden filii, wer von ihnen die richtige Sachertorte im Angebot verkaufen dürfe. Das hohe Gericht vertagte sich mehrere Stunden und fällte dann das folgende Urteil: „Der Herr Hotelbesitzer in spe verkauft ab sofort die originale Sachertorte und der Kaffeehausbesitzer in spe die echte“. Wir fassten dann eine, dem geschildertem Sachverhalt ähnliche Entscheidung als ringsum akzeptierte Lösung, und die Sache lief.

Manchmal ging auch einiges nicht so einfach ab. Um den 6. TICCIH – Kongress hatte sich Österreich beworben und auch den Zuschlag erhalten. Auch Otfried Wagenbreth hatte dazu eine Einladung erhalten. Die vorhergehende Konferenz hatte bekanntlich in den USA stattgefunden. Niemand hätte aus finanziellen Gründen aus der DDR dort teilnehmen können, wenn nicht aufgrund meiner Funktion als Mitglied des Board irgendjemand in den Staaten für mich als Sponsor aufgetreten wäre: Österreich lag ja etwas näher bei Freiberg als die USA, und so bat ich Otfried, die Konferenzteilnahme zu beantragen. Er tat es und erhielt von der zuständigen Dienststelle an der TU Dresden die Mitteilung, dass seine Reise abgelehnt sei. Inzwischen hatte ich aber von Manfred Wehdorn aus Wien die Zusicherung erhalten, dass die Aufenthaltskosten in Österreich für Wagenbreth von irgendjemand übernommen würden.

Dresden blieb stur. Da verfasste ich einen Brief an Kurt Hager und legte die Bücher bei, die ich mit Otfried zusammen verfasst hatte. Sie hatten international vor allem wegen der dabei praktizierten Methodik der Darstellung industriearchäologischer Probleme zunehmend starke Beachtung gefunden. Ob Hager diese gelesen hat, bezweifle ich. Aber ich kannte Personen im Apparat des ZK, die es für ihn tun mussten. Nach 72 Stunden erteilte die TU Dresden die Ausreisegenehmigung und stellte das Geld für die Fahrkarten der Deutschen Reichsbahn Dresden – Wien und zurück zur Verfügung. Alles andere regelte ich dann mit Manfred Wehdorn vor Ort

Aber Manfred und ich hatten noch schwierigere Fälle zu lösen. Nicht alle Polen, die nach Wien kommen wollten, hatten eine Einladung erhalten, geschweige denn eine finanzielle Unterstützungszusage. An sich hatten wir die polnischen Kollegen gut gefördert, gut gesponsort. Einer der polnischen Kollegen, der nicht in den Genuss einer gesponserten Einladung gekommen war, der sich inzwischen, wie manch anderer auch, darunter meine gute Bekannte Danuta, stark bei Solidarnosz engagierte, dachte, das genügt. Er fuhr nach Wien und kam zu mir und Manfred. Überrascht war er, dass wir uns durch solche Husarenstreiche nicht aus der Fassung bringen ließen und er nach wenigen Stunden Warschau wieder sah. Das Geld für das Flugbillet borgte ihm inzwischen die polnische Botschaft.

Die Konferenz trug den Charakter einer wunderschönen Exkursion und hielt in Wien, Vordernberg, Eisenerz und Leoben ihre Sitzungen ab. Sie verlief fachlich wieder, wie ihre Vorgängerinnen, sehr interessant. Manfred riss, wenn es darauf ankam, uns mit seinem Humor alle mit. Dafür will ich noch ein Beispiel liefern, weil es so schön zu seinem schon zitierten Witz über die Familie Sacher passt.

In Leoben besuchten wir eine Brauerei. Der Direktor führte selbst. Natürlich pries er dabei sein Bier als ein wahres, fast das ewige Leben garantierendes Göttergetränk. An einer solchen Stelle unterbrach ihn Manfred und ergänzte, dass vor noch nicht allzu langer Zeit diese Brauerei wieder einmal eine Probe ihres Gerstensaftes an die chemischen Institute der Grazer Universität zu einer Routineanalyse schicken musste. Nach einer Woche kam die Sendung von dort mit dem Laborbefund: „Dös Pferd hat Zucker!“ zurück.

Gleichfalls 1987 organisierten Karl– Heinz Ludwig (Bremen) und Peter Sika (Wien) ein montanhistorisches Kolloquium in Badgastein. Die Teilnehmerzahl war sehr beschränkt. Ich erhielt eine finanziell abgesicherte Einladung. Bis dahin hatte ich mit Ludwig keinen großen Kontakt gehabt. Nur einmal, nach einem ICOHTEC Kolloquium 1984 in Lerbach bei Köln, hatte er mir einen Brief geschrieben, in dem er mir mitteilte, dass ich aus seiner derzeitigen Sicht wahrscheinlich recht hätte mit meiner Meinung, dass die Hauptursache für die in ihrer Art einmaligen Herausbildung des Direktionsprinzips in Sachsen in den dort vorhandenen Lagerstättenverhältnissen bzw. der geologischen Situation überhaupt liegt. Politisch gesehen dachte Ludwig mir völlig entgegengesetzt, aber das hinderte ihn nicht, das Streben – ganz gleich wer und was der Forscher war - nach sauber durchdachter wissenschaftlicher Erkenntnis über alles zu setzen und anzuerkennen.

Peter Sika bleibt mir auch unvergesslich. Stolz verkündete er mir, dass er der einzige Nichtakademiker in Österreich sei, der von der Republik den Titel „Hofrat“ verliehen bekommen hätte. Nicht ohne innerliches Schmunzeln nahm ich das zur Kenntnis. Dabei dachte ich an meinen ersten Österreichaufenthalt. Stolz öffnete ich die Tür zum Palais des Prinzen Eugen mit dem Eingangsschild „Ministerium der Finanzen der Republik Österreich“. Anschließend musste ich dann in eben diesem Palais einen oder mehrere Gänge mit vielen

Zimmern entlang schreiten, an denen jeweils fein säuberlich vermerkt war, wer hinter der Tür saß, z. B. Hofrat 1. Ordnung usw. Ich habe inzwischen leider vergessen, wie viel Kategorien Hofräte Österreich hat. Ein gewisser demokratischer Zug ist ja, wenn man es genau bedenkt, einer solchen Art von mannigfaltiger Titelei sowohl aus quantitativer Sicht hinsichtlich der Anzahl der Betroffenen als auch unter soziologischen Aspekten nicht ganz abzusprechen.

Natürlich spielt in meinem Arbeitsleben auch Großbritannien eine große Rolle. Als ich Mitglied des Board von TICCIH geworden war, war Prof. Dr. Harris aus Birmingham unser Präsident. Logischerweise fanden nun die Board Tagungen dort statt. Für mich war das jedes Mal eine Art Weltreise. Für meinen Freund Adrian Linters aus Gent dagegen, war es eben mal so ein Trip. Er hatte nur eine Strickjacke an. Nun, wir anderen hatten einen entsprechend gefüllten Koffer mit. Auch Marie Nisser aus Schweden passte in ihrem Cocktaillkleid gut zu unseren in Koffern transportierten Anzügen. Da passierte es: Der Vizepräsident der Universität Birmingham, einer der ehemaligen Leibärzte Churchills, gab sich die Ehre, uns zum Diner zu bitten. Alle Versuche, Adrian für dieses Ereignis vorzurichten, scheiterten. So wurde beschlossen, dass er sich hinter mich zu stellen hatte. Ich sei breit genug. Hinter mir fiele er nicht sonderlich auf.

Der Zeitpunkt kam. Der Vizepräsident erschien und mit ihm seine Frau. Sie kam in großer Abendrobe. Wie sie mir erzählte, sei sie mit etwas Unbehagen der Bitte ihres Mannes nachgekommen, ihn zum Diner zu begleiten. Sie konnte sich unter Industriearchäologen nichts vorstellen. Eine Erklärung ihres Mannes erbittend, hatte der ihr gesagt: „Weißt du, ich weiß auch nicht, was das für Individuen sind. Sie sollen sich für alte Schrauben, verrostete Maschinen, einfallende Fabrikgebäude und ähnliches interessieren. Wie du weißt, ich bin zwar kein Psychater, aber ich werde mir die Leute trotzdem einmal ansehen.“

Ich plauderte mit Mylady weiter. Schließlich fragte sie mich, was ich denn in meiner Freizeit mache. Als ich ihr sagte, dass ich gern mit Modelleisenbahnen spiele, nickte sie lächelnd, um dann zu sagen, dass ihr Mann angeln geht. „Ob ich auch schon einmal etwas geangelt hätte?“ „Ja“, sagte ich, „ein altes, verrostetes Fahrrad.“ Sie hielt das wahrscheinlich für einen Industriearchäologen für sehr angemessen und lachte laut und herzlich. Ihr Mann sah uns zwei an, ließ sich von seiner Frau über die Ursache ihrer Freude aufklären und befahl mich dann am Tisch auf den Stuhl an seiner linken Seite. Dort fragte er mich noch einmal nach meinem Namen. Als ich denselben wiederum sagte, meinte er: „Den Namen kenne ich, allerdings von einem Mädchen!“ Es stellte sich heraus, dass er Urologe war und in der englischsprachigen Ausgabe der Mitteilungen der Sowjetischen Akademie der Wissenschaften von der Operation meiner Tochter Katrin bei Nikolai Jewseewitsch in Minsk gelesen hatte. Natürlich wollte er noch vieles wissen. Kurz vor Mitternacht bat er mich, in Dresden anzurufen und meine restliche Familie zu bitten, am nächsten Morgen mit dem Flugzeug nach Birmingham zu kommen. Er wollte Katrin persönlich kennen lernen. Geld spiele keine Rolle, die Universität würde alles bezahlen. Ich dankte sehr herzlich und versuchte, ihm dann zu erklären, wie die Welt wirklich beschaffen ist. Leider war sie nicht so, wie wir sie uns in jenem Augenblick wünschten. Solche Situationen verursachten starke Schmerzen, obgleich am Befinden meiner Tochter sich nichts verändert hätte. Aber schön ist es trotzdem, wenn man bemerkt, dass jemand beizustehen versucht!

Ein anderes Mal schleppte uns Harris zu einem Landsitz, circa 15 km, es können auch 10 Meilen gewesen sein, außerhalb der Stadt. Auf der Tagesordnung stand in diesem Schloss ein Barockmahl. Auf einem sehr großen Tisch stand ein riesiges Segelschiffsmodell. Ich würde tippen, dass Sir Francis Drake auf so einem Originalkriegsschiff die Portugiesen und Spanier in die Pfanne gehauen hat und für Ihre britische Majestät alles, was nicht niet- und nagelfest

war, vor allem Silber und Gold, ganz einfach geklaut hat. Ich bin davon überzeugt, dass die britische Geschichtsschreibung diese Form von königlichem Terrorismus, vor allem in Schulbüchern, heute ganz anders wertet! Für uns als Dinergäste war das Schiff sehr freundlich aufgetakelt. Alles, was unser Magen begehrte, war an Stelle von Kanonen in den entsprechenden Luken stationiert. Man glaubt nicht, wie satt einen so ein umfunktioniertes Kriegsschiffsmodell machen kann. Ein französischer Kollege und ich legten nach einer Weile eine Verdauungspause ein. Wir gingen durch eine Tür in den Park. Aber wir kamen nicht weit. Irgendein Hund hatte uns gewittert, bellte entsetzlich und rannte auf uns zu. Mit dem Schreckensruf: „O, the Dog of Baskerville!“ rannten wir zum Ort unseres Mahles zurück. Wir bekamen gerade noch die Tür zu. Wenn schon sterben, dann an Völlerei und nicht am Hundebiss. Es ist eben doch etwas ganz anderes, einen wütenden Hund in der freien Natur zu erleben als im Kinotheater auf der Leinwand!

Neben mehrmaligen Aufenthalten in Birmingham hatten es mir besonders noch Edinburgh, Glasgow, St. Andrews, Leeds, Manchester und natürlich London angetan. In the shool of mines in Cämporne nahm ich an einer montanhistorischen Konferenz teil. Mit Lächeln nahm ich zur Kenntnis, dass dort die Menschen sich nicht als Engländer oder Briten fühlen, sondern als Kelten. William the Conquerer stand nicht sonderlich hoch im Kurs. Die Angeln und Sachsen wurden ihm ziemlich gleichgesetzt. Mir persönlich als mich bekennender Sachse wurde nichts Böses angetan.

Natürlich wusste ich schon vorher, dass ich einen Schotten nicht ungestraft mit einem Engländer verwechseln darf. Natürlich nahm ich, wenn ich etwas in Edinburgh kaufen musste, in den Geschäften auch Geld der Bank of Schottland entgegen. Selbst auf dem Flughafen London – Heathrow machte das keine Schwierigkeiten. Aber die Deutsche Notenbank der Deutschen Demokratischen Republik akzeptierte bei meiner Reisekostenabrechnung nach meiner Rückkehr nur Scheine der Bank of England. Auch nicht schlecht, dachte ich und drohte, das angeblich falsche Geld wieder an mich zu nehmen. Schließlich nahm man es mir dann doch noch ab. So weit ging, wenn es wirklich ernst wurde, eine mit bestimmten Abstrichen zugelassene sozialistische Sondervariante des bajuwarischen Ticks in der DDR dann doch nicht.

In Edinburgh war eines Abends auf der Burg ein großes Konzert. Mitwirkende waren verschiedene Dudelsack– Militärorchester schottischer Regimenter in der britischen Armee incl. zugehöriger Regimentsmaskottchen. Letztere waren meist Ziegenböcke, ähnlich wie beim FC Köln. Als ausländischer Gast wirkte das Stabsmusikkorps der französischen Nationalgarde Paris mit. Natürlich erklangen zuerst die Nationalhymnen der beteiligten Nationen. Also, wenn die Franzosen ihre Marseillaise selbst spielen, dann bleibt kein Auge trocken. Dann kam die Hymne Großbritanniens. Rings im Burghof eisernes Schweigen, nur die Vertreter von Deutschland Ost und West sangen aus Gaudi: „Heil dir im Siegerkranz, Herrscher des Vaterlands.“ Dann kam eine Melodie, die ich nicht kannte, es war die schottische Nationalhymne. Aber die Menschen im Burghof sangen sie aus voller Kehle! So rächen die Schotten sich heute noch für die Ermordung Maria Stuarts. Mich traf das Gesänge besonders hart, denn die Leute hinter mir sangen falsch, viel schlimmer als Heinz Rühmann in der Feuerzangenbowle!

Natürlich trieben mich meine Funktionen auch nach Frankreich. Einmal hatte ich schon 1957 alle Reisepapiere beisammen und vom Alliierten Reisebüro in Westberlin das Einreisevisum erhalten. Aber dann musste ich im letzten Augenblick auf den Trip verzichten, weil mein Vater starb. 1974 aber geschah es dann doch. Damals begannen wir mit der Vorbereitung des ICOHTEC Kolloquiums zur Geschichte des Bergbaus in Freiberg, ich erzählte schon davon.

Irgendjemand hatte die Idee gehabt, bei dieser Gelegenheit eine Reprintausgabe von Ulrich Rülein von Calws „Ein nützlich Bergbüchlein“ als Erinnerungsgeschenk für die Teilnehmer herauszubringen. Natürlich sollte es möglichst die erste Ausgabe von 1501 sein. Unseres Wissens gab es nur noch ein einziges Exemplar dieser Edition. Dieses ist im Besitz der französischen Nationalbibliothek. Das war schließlich der letzte Anlass dafür, dass ich eines Dezembertages 1974 in Berlin- Schönefeld eine IL 18 der polnischen Luftfahrtgesellschaft LOT bestieg und schließlich in Paris landete. Ich, d.h. ein Bibliothekar, fand schließlich das besagte Exemplar. Beim Vergleich mit einer später erschienenen Ausgabe wurde deutlich, dass sich die Hersteller der Zweitaufgabe akkurat an die Erstausgabe gehalten hatten. Die Nachauflage besaßen wir in Freiberg. Wir nahmen dann unsere Zweitaufgabe als Vorlage und sparten so Geld.

In Paris traf ich Almut und Hans Scheel wieder. Kennen gelernt hatten wir uns in einem Restaurant im Intouristhotel auf der Gorkistrasse in Moskau. Ich saß da allein an einem Tisch. Zwei Herren kamen etwas später herein. Sie sprachen deutsch miteinander. Plötzlich fragte mich einer von beiden auf Russisch. Als ich mit sächsischem Akzent „Ja ne ponemaju“ stotterte, fragte er mich auf Deutsch, ob an meinem Tisch noch Plätze frei wären. Welch glücklicher Augenblick, jemandem zu begegnen, der deutsch sprach. Wir unterhielten uns auch weiter, als sie bei mir Platz genommen hatten. Dass Hans bei der bundesgermanischen Botschaft beschäftigt war, hat mich nicht sonderlich gestört. Meist, wenn ich in der Stadt etwas zu tun hatte, haben wir uns getroffen. Inzwischen war er nach Paris versetzt worden und nahm nun zusammen mit seiner Frau die Gelegenheit wahr, mir ein echtes Pariser Nachtlokal zu zeigen. Erst dachte ich, dass sie mich in das Moulin rouge oder einen ähnlichen Schuppen schleppen wollten. Nein, nein, das nicht, betonten er und seine Frau. Gegen 21 Uhr trafen wir uns. Mit dem Auto fuhren wir dann eine Weile durch Paris. Dann gebot man mir auszusteigen. Es ging in ein unterirdisches Gewölbe. Essen und Trinken, das nötige Kleingeld vorausgesetzt, konnte man auch, sehr gut sogar.

Nach 22 Uhr kamen aus den umliegenden Theatern und wo sonst noch her Künstler. Dann begann das Nachtleben. Ein Schnellzeichner skizzierte auf Zuruf Personen. An zweiter Stelle wurde Lenin bestellt. Man bannte ihn, als solchen erkennbar, auf den Zeichenkarton. Dann sangen drei Männer Lieder der Kommunarden von 1871. Natürlich fehlte auch nicht die Marseillaise von 1789 usw. Mir wurde von meinen Gastgebern erklärt, dass das heutige Pariser Nachtlokal in den Versammlungsstätten des revolutionären Volkes seinen Ursprung habe. Sie konnten ja nur nachts ihre Versammlungen abhalten, da sie tagsüber arbeiten mussten. Letzteres Wissen verdankte ich Jürgen Kuczynski, die Lokalgeschichte dagegen meinem sozialdemokratischen Freund Hans und seiner Frau. Mich hat das alles sehr stark beeindruckt. Noch mehr allerdings später meinen Freiburger Studenten, denen ich in der Vorlesung dieses Stück Revolutionskulturgeschichte zu vermitteln suchte und ihnen noch entsprechende Kassettentonbänder dazu vorspielte. Das Pariser Nachtlokal, ein Kind der ersten proletarischen Revolution der Weltgeschichte, Vive la Commune!

Das nächste Mal trieb es mich 1981 nach Frankreich. Lyon und Grenoble waren das Ziel. Das waren die Städte, wo der nächste TICCIM Kongress tagte. Es war sehr beeindruckend und schön, nur der Stil der Organisation wirkte zunächst auf mich befremdlich. Mit der Flugzeugverbindung über Amsterdam lief alles planmäßig. Auch den Gare de Lyon zur Weiterfahrt nach Lyon fand ich in Paris schnell. Als ich dann im Zuge saß und Dijon sah, fiel mir ein, dass ich noch gar keine richtige Einladung erhalten hatte. Die Voreinladung hatte bisher genügt, die Bürokratie zufrieden gestellt. Allerdings besaß ich das Wichtigste: Geld! Aber die Hotelbestätigung und die endgültige Teilnehmerkarte hatte ich nicht. (Sie kamen in dem Moment in Dresden an, als ich sie im Express nach Lyon - Marseille zu vermissen

begann.) Kurz vor 24 Uhr rollten wir in Lyon ein. Was tut man in einer solchen Situation. Ich entschloss mich, auf dem Bahnhof die Polizeidienststelle aufzusuchen. Viel Betrieb herrschte dort nicht, wahrscheinlich hatten die Taschendiebe an diesem Tag bzw. in dieser Nacht Haushaltstag!

So gut, d.h. so gymnastisch (mit Händen und Füßen) ich es konnte, erklärte ich mein Anliegen. Dann ging es ruck, zuck! Man telefonierte. Auf irgendeiner Liste fand man mich. Ein Blaulichtstreifenwagen kam. Samt Koffer wurde ich in das Fahrzeug hineinbefördert und in meinem Hotel abgesetzt. Gegen 9 Uhr morgens war ich dann im Organisationskomitee. Man entschuldigte sich, dass ich die richtige Einladung noch nicht besäße. Aber das sei ja alles nicht so schlimm, denn ich sei ja da. Diese Logik hatte etwas für sich.

Die ganze Veranstaltung mit sehr vielen Vorträgen verlief blendend. Auch die Exkursionen waren exquisit. Besonders beeindruckte mich die in das Steinkohlerevier St. Etienne und dann in das Mittelgebirge rechtsseitig der Rhone. Das ist diejenige Gegend, wo das Seidengewerbe bzw. später die Industrie eine jahrhundertalte Tradition repräsentiert. Ich begriff, dass angesichts der spezifischen französischen feudalen Verhältnisse die Bordelle in Paris mit ihren Damen und der katholischen Scheinmoral der für deren Seelenheil zuständigen priesterlichen und sonstigen Obrigkeit die Hauptquelle für neu zu beschaffende Arbeitskräfte waren. Aus Gründen der öffentlichen „Moral“ wurden ab und an in Paris Bordelle geschlossen und die darin befindlichen Damen in die Region Lyon Zwangs verwiesen. Sicher kamen auch manchmal manche sich dem Rentenalter nähernde Damen so zu einem neuen Job.

Das alles sollte man mit als einen wichtigen Grund dafür sehen, dass Seidengewerbe und –industrie in Frankreich für den Beginn der Industriellen Revolution von Anfang an einen großen Stellenwert besitzen. Darin zeigt sich in diesem Staat im Verlauf dieses Prozess ein wesentlicher Unterschied zu England und Deutschland.

In der zweiten Hälfte der achtziger Jahre rückte dann zunehmend Spanien als Ausrichterland internationaler wissenschaftlicher Veranstaltungen etwas stärker in den Vordergrund. Zuerst beschloss ICOHTEC, in Madrid ein Kolloquium durchzuführen. Gespannt betrat ich den Boden dieser Stadt. Als ich, wahrscheinlich noch im Flughafenbereich, dann die ersten Fernverkehrsschilder sah und darauf las: Teruel usw., fing ich ungewollt an, vor mich hinzusummen. Da bedeutete mir mein Taxichaffeur, dass ich bei ihm in dieser Lautstärke das Lied singen könnte, aber lauter nicht, und außerhalb des Autos sollte ich besser ruhig sein. Spanien sei zwar eine Demokratie, aber das hätte so seine Grenzen. Schließlich seien sie auch ein Königreich. Ich lachte und sagte, dass ich das schon verstehen würde. In England sei es ja in dieser Hinsicht formal auch nicht anders.

Die Spanier hatten sich bei der Organisation sehr viel Mühe gegeben. Eine Exkursion machten wir mit einem Dampfexpress in das Erdbeerzentrum Spaniens. Mittags war ein festliches Essen. Das meiste, darunter auch Paelo, war nicht mein Fall. Tadaaki, der mir gegenüber saß, lachte. Er fragt mich dann, ob ich das Essen gut oder nur interessant fände. Er hatte sich gemerkt, wie ich in Tokio auf japanische Delikatessen reagierte. Wenn er mich fragte, ob mir das Essen gut schmecken würde, antwortete ich, so höflich ich konnte, gut nicht, aber interessant. Er verfuhr mit mir in deutschen Restaurants ebenso. Ich bekundete ihm, dass ich in Spanien auch sehr viele Speisen als interessant empfände. Neben mir sitzende Ungarn ließen sich von mir mein kulinarisches Problem erklären und bezeichneten ab sofort auch die meisten Speisen als sehr interessant.

Zum Schluss wurde noch ein großer Wagen mit Erdbeeren in das Restaurant gefahren und zur Selbstbedienung freigegeben. Ich vergaß in dem Moment, dass es auch noch Interessantes gab. Ich war glücklich, noch nie hatte ich so gut gegessen.

Fragt ein Lehrer heutzutage einen Schüler: „Gehört die Schweiz zu Europa?“ dann muss der Schüler blitzschnell entscheiden: „Hab ich jetzt Geographie oder Geschichtsunterricht?“ Der Geographielehrer muss unversöhnlich darauf bestehen, dass die Schweiz ein Teil Europas ist. Der Geschichtslehrer wird mit sich handeln lassen. Ich musste jedenfalls 1976 in die Schweiz. Dazu fuhr ich von Dresden nach Prag, von dort ging es mit dem Flugzeug nach Zürich. Der Zubringerbus des Flughafens brachte mich dann zu Sempers Züricher Hauptbahnhof und von dort eine Art Regionalexpress nach Schaffhausen. Als ich dann, die Suche nach meinem Hotel beginnend, vor den Bahnhof trat, erblickt ich eine Gruppe von Frauen, die über sich ein Transparent mit der Aufschrift hielten: „Wir wollen keine Blumen zum Muttertag, sondern Wahlrecht für alle Frauen!“ Ich konnte mit beidem nicht dienen. Erstens hatte ich keine Blumen bei mir. Das lag aber nicht an der Begrüßung in Schaffhausen, sondern daran, dass in der DDR der Muttertag als Feiertag nicht allzu hoch im Kurs stand. Eigentlich gehörte es schon in meiner Kindheit zum guten Ton, für Mutter an diesem Tag Flieder zu klauen und ihr zu schenken. Inzwischen war ich aus dem Alter heraus, wo man Flieder klaute und hatte den Tag völlig aus meinem Gedächtnis gestrichen. Dass die Frauen in der Schweiz zweitens kein Wahlrecht besaßen, fand ich erstaunlich. Natürlich war es mir nicht völlig neu, aber ich hatte auch das vergessen. Noch erstaunlicher aber fand ich, dass die meisten der demonstrierenden Damen überzeugt waren, in einer Demokratie zu leben. Es ist doch seltsam, was sich der Mensch manchmal so alles, auch an sich gegenteiligen Erscheinungen, zusammenreimt.

Der Grund meines Aufenthaltes in der Schweiz war jedoch nicht, eine Reform der dortigen Demokratie zu veranlassen. Nein, in der Eisenbibliothek bei Schaffhausen fand ein internationales Kolloquium zur Geschichte der Bergleute statt. Ich war eingeladen, dort einen Vortrag zu halten. Organisiert hatte die Tagung Prof. Dr. Gerhart Heilfurth, Ordinarius für Volkskunde an der Marburger Universität. In der Nazizeit, (1935 hatte er sich in Leipzig habilitiert,) engagierte er sich stark für Hitler. Unter Heydrich war er Beamter in der faschistischen Protektoratsregierung für Böhmen und Mähren. Seinen damaligen politischen Ansichten war er auch nach 1945 verbunden geblieben. Statt Volk, Führer und Vaterland verwendete er jetzt öfters das Wort Demokratie in seinen Reden und schriftlichen Pamphleten. Als Demokrat galt er nun auch in Marburg. Im Staat Israel dagegen gab und gibt es heute noch Kreise, die ihm wegen seiner Nazivergangenheit und antisemitischen Politik nicht grün waren bzw. sind. Kurz bevor man dort brauchbare Recherchen zu seiner Person zusammen hatte, starb er. Bestimmte Kreise der Erzgebirger ehrten ihn trotz seiner Zwielfichtigkeit. Die Orts – CDU von Schneeberg, (dort ist er geboren,) machte ihn nach der Wende zum Ehrenbürger und die Pädagogische Hochschule Zwickau setzte noch einen drauf und verlieh ihm den Dr. h. c. Kurz danach ist diese Hochschule in der Amtszeit von Dr. Rößler, dem ersten sächsischen CDU– Nachwende- Staatsminister für Kunst und Wissenschaft, aufgelöst worden. Nein, man kann nicht sagen, dass alles falsch war, was durch die Wende beseitigt worden ist!

Thematischer Schwerpunkt des Kolloquiums war die Zeit des 19. Jahrhunderts, genau genommen die Wandlung der Bergleute vom Bergknappen zum Bergbauindustriearbeiter. Als ich mit meinem Referat an der Reihe war, unterbrach der Aufsichtsrat des Fischer- Konzerns, (er war der Sponsor des ganzen Kolloquiums!) seine Sitzung und erwies mir geschlossen die Ehre. Unter den Teilnehmern waren sehr viele Leute, die sich in der Sozialgeschichte des 19. Jahrhunderts gut auskannten. Das war sehr angenehm. Nur den Brückenschlag zur Technikentwicklung, konkret zur Industriellen Revolution bzw. Frühindustrialisierung, hatte

bisher keiner von ihnen als notwendig erachtet und vollzogen (Natürlich hatten sie in dieser Hinsicht in ihren Werken trotzdem einige diesbezügliche Allgemeinplätze!). Sie nahmen meine diesbezüglichen Schlussfolgerungen, z.B. hinsichtlich des Streikverhaltens der Arbeiter unter bestimmten technologischen Voraussetzungen, sehr interessiert auf und gaben mir recht. Noch mehr Beifall für meine Darlegungen spendeten mir die anwesenden Ingenieure.

Am Anfang der Diskussion hatte eines der auch anwesenden Kamele, er sah aus wie ein kriegsfreiwilliger SS- Mann, erst einmal eine Agitation gegen den real existierenden Sozialismus losgelassen. Wolfhard Weber aus Bochum, der zu meinem Tagesordnungspunkt die Diskussion leitete, hatte daraufhin erklärt, dass ich sicher bereit wäre, mich auch zum Thema Sozialismus zu äußern, nur gehöre das eigentlich nicht zum Kolloquiumsprogramm. Die Diskussionszeit war wie im Fluge vergangen, und Heilfurth staunte, wie gut ich mit allen Anwesenden, besonders den Ingenieuren, aber auch mit einem Senatsmitglied des Bundesarbeitsgerichtes Kassel, klarkam.

Nach mir sprach noch jemand. Und als alles zu Ende war, erfolgte an alle eine Einladung zu einem, wörtlich: „Kameradschaftsabend“. Die etwas ältere Generation, gemeint ist Heilfurth und Co., befolgte wahrscheinlich die Einladung. Dagegen fuhr das „Junge Deutschland“ in Gestalt von Wolfhard Weber, Rainer Slotta, Evelin und Werner Kroker sowie meiner Wenigkeit nach Rheinau in eine Gaststätte. Diese lag auf einem Felsen über dem Oberrhein, genau an der badisch- schweizerischen Grenze. Natürlich war die Kneipe am Schweizer Ufer, denn in die BRD durfte ich nicht. Es waren wunderschöne Stunden, die wir dort verbrachten. Meine Bochumer Freunde stellten mich dem Koch als besonderen Exoten vor. Sein ganzes Team kam daraufhin aus der Küche heraus, präsentierte irgendwelche Kochlöffel, um dann noch einmal so gut zu kochen.

Unser jungdeutscher Alleingang hatte Folgen. Wir wurden am nächsten Tag schon an der Tür extra begrüßt und befragt, warum wir den Kameradschaftsabend gemieden hätten. Ehe wir richtig antworten konnten, wurde uns mitgeteilt, dass der Aufsichtsrat des Fischer- Konzerns am Abend noch einen Empfang gab. Wir beschlossen, hinzugehen und den Konzern optimal zu schädigen.

Ehe die Veranstaltung begann, kam eine Frau zu mir. Sie hätte mir etwas zu sagen. Auf den für den Empfang vorgesehenen Tischen stünden Tischkarten. Nach dieser Ordnung säße mir gegenüber der Chef für public relations. Er sei dazu ausersehen, mich mit Worten in die Enge zu treiben.

Ich weiß nicht, ob er es versucht hat. Einmal machte er mich an, in dem er mich fragte, ob ich es für wünschenswert hielte, dass in der Schweiz eines Tages auch der Sozialismus ausbräche. Freundlich sagte ich ihm, dass das nicht von uns beiden abhinge. Aber wenn die dritte Welt eines Tages kommt, um von Euren Banken das durch die Ausplünderung ihrer Länder entstandene Kapital zu holen, dann habt auch ihr keine Wahl mehr. Das war es. Im Übrigen, an dem Abend soll in Oberitalien ein Erdbeben gewesen sein. In Dresden hätten sogar die Möbel gezittert. Obwohl doch näher an Italien, hatte ich nichts bemerkt. Der Wein war nicht schlecht!

Am nächsten Tag ging ich zur kantonalen Fremdenpolizeibehörde. Ich wollte eine 24 stündige Verlängerung meines Visums, weil ich im Archiv der ETH (Eidgenössische Technische Hochschule) Zürich noch etwas über Gustav Anton Zeuner nachschauen wollte. Immerhin gehört Zeuner, der große Reformator der Bergakademie und spätere Rektor der TH Dresden, fast mit zu den Begründern der ETH.

Man hörte sich mein Anliegen an. Dann musste ich warten. Nach zwei oder drei Stunden erhielt ich die Genehmigung. Der Beamte, der mir das mitteilte, meinte: „Wir mussten erst Bern anrufen. Das muss sein, wegen der Radikalen!“ Ich bedankte mich bei ihm für seine Mühen, allerdings konnte ich nicht unterlassen zu sagen: „Früher war es sicher leichter. Mir ist nicht bekannt, dass Lenin so lange wie ich warten musste!“ Ob der Fremdenpolizeibeamte wusste, wer Lenin war, konnte ich nicht mehr exakt feststellen. Als ich schließlich wieder am Tagungsort eintraf, sagte man mir, dass die Konferenz noch ein Gutachten über mich der Polizei übergeben musste! Nun ja, jede Demokratie hat eben so ihre Spielregeln. Werner Kroker setzte dem Fass die Krone auf und meinte: „Jetzt weißt du, wie es uns geht, wenn wir zu euch in die DDR wollen!“ Offen blieb, wer der Lehrer und wer der Schüler war bzw. ist.

In Belgien und den Niederlanden nahm ich auch an mehreren wunderbaren Tagungen teil. Wenn man mich fragt, was mich z. B. in Belgien am meisten beeindruckt hat, dann müsste ich heute sagen, ein Denkmal mitten im Zentrum Gents. Ein forscher Offizier steht dort. Im Stillen kam mir der Verdacht, dass es vielleicht ein belgischer Bismarck in jungen Jahren sein könnte oder eine Kopie des Theodor- Körner- Denkmals in Dresden auf dem Georgplatz. Mein Freund Adrian Linters, unser belgisches TICCIH- Boardmitglied, klärte mich auf. Das war der Mann, der zu Zeiten der Kontinental Sperre oder kurz vorher bei Nacht und Nebel die erste Spinning Jenny mit einem Kahn über den Kanal von England nach Belgien geholt und damit den Grundstein zum Ausbau der Umgegend von Gent als größtes kontinentales Textilzentrum gelegt hatte. Er war der größte Industriespion in der belgischen Geschichte. Nun ja, dachte ich damals, auch Deutschland hat große Industriespione, z. B. den Freiherrn von und zum Stein. Seine Leistung als Industriespion wird allerdings, so gut man es vermag, geheim gehalten. Heute würde ich meine diesbezüglich weiterfragenden Gedanken noch insofern beruhigen, in dem ich vermute, dass auf irgendeiner Seite der damals Wirtschaftskrieg führenden Mächte vielleicht auch schon eine Gauck- Birtler- Behörde existiert hat. Genützt hat sie nichts!

In Amsterdam stand ich mit Schlange vor dem Museum der Anne Frank, bewunderte die Grachten, schimpfte über die vielen Hundescheißhaufen auf den Straßen und erwies Rembrandt meine Referenz in seinem letzten Wohnhaus. Dann lernte ich in Telford, dass man sehr wohl auf dem Boden eines ehemaligen Nonnenklosters auch ein Bergbaumuseum errichten kann. Sofern die Architekten ein richtiges Dachgebälk geschaffen haben, kann man damit sehr leicht einen Türstock deutschen oder polnischen Typs vortäuschen. Zu keiner Zeit habe ich, schon angesichts meiner sozialistischen Reisegeldausstattung war das unmöglich, in einer westlich- demokratischen Stadt – Hamburg eingeschlossen - jemals das Rotlichtzentrum gesucht. In Amsterdam dagegen kann man solchen städtischen Bereichen nicht ausweichen. Das ist deshalb so, weil es gewissermaßen keins gibt. Nein, das ist auch nicht richtig, es ist nur nicht exklusiv, sondern gewissermaßen allgegenwärtig. Aber was es da in den diesbezüglichen Schaufenstern zu sehen und zu bewerten gab, war mir in meinem Alter inzwischen doch schon bekannt...

Es sei mir gestattet, doch noch einmal auf das Nonnenkloster zurückzukommen. Ein Flügel desselben war zu einem Hotel umgebaut worden. Die Nonnen bewirtschafteten es. Und so trat der Augenblick ein, dass ich zum ersten und einzigen Male in einem Nonnenkloster schlief. Nein, natürlich nicht allein, allerdings auch nicht als Beginn einer neuen Folge des Decamerone. Es war prosaischer: Rainer Slotta teilte mit mir das Zimmer!

Im Frühjahr 1987 war ich aufgrund des zwischen der DDR und dem United Kingdom bestehenden Kulturabkommens noch einmal nach Großbritannien eingeladen. Ich glaube, dass der Initiator für diese Einladung Neil Cossans gewesen ist, der damals inzwischen Direktor

des British National Museum of Science and Industry in der Londoner Exhibition Street in der Nähe des Hydeparks war. Aus irgendwelchen Gründen hatte sich die Ausstellung meines Visums verzögert. Irgendwie musste dieser Umstand einer bürokratischen Schlampe der DDR- Behörden zuzuschreiben sein. Als der vorgesehene Ausreisetermin unmittelbar bevorstand, rief mich die britische Botschaft in meiner Privatwohnung in Dresden an und fragte, warum ich nicht mein Einreisevisum bei ihnen abgeholt hätte. Ich sagte, dass ich noch nicht das Ausreisevisum der DDR besäße. Offensichtlich hatten die Briten anschließend dort noch einmal Dampf gemacht. Mit zwei Tagen Verspätung fuhr ich dann doch mit der Eisenbahn über Hoek van Holland, dann mit dem Schiff über den Kanal und schließlich wieder mit der Eisenbahn nach London los.

Dieses Mal musste ich mir mein Aufenthaltsgeld persönlich im British Council abholen. Ich wurde first class behandelt. Man gab mir schließlich für zwei Tage mehr Tagegeld und Übernachtung, wie ich tatsächlich in England weilte. Ich fiel wegen der Tatsache, dass mein Visum zu spät ausgestellt worden war, in die Kategorie von bei der Ausreise behinderten Personen. Ich galt gewissermaßen als (Fast) Dissident. Ich protestierte zwar gegen dieses Prädikat. Doch die Angestellten in der Behörde baten mich dann, bitte doch ruhig zu sein und das Geld zu nehmen. Sie hätten sonst nur Probleme mit der Abrechnung. Nun gut, wenn Ihre Majestät es wollten, bitte, dann liess ich mich als Dissident mit Zuschlag bezahlen.

Die Reise in England selbst war für mich eine der interessantesten, die ich in meinem Leben im Ausland unternommen habe. Von London ging es nach Camporn, dann wieder nach London und von dort über Leeds, Bradford, Manchester wieder zurück nach London. Dort führte mich Neil Cossans zum Abschluss in so einen Club, in dem Frauen nicht zugelassen sind. Ich kam mir ein wenig so vor wie der Hauptheld Mr. Philias Fog in Jule Vernes Roman „In 80 Tagen um die Welt“. Außerdem erinnerte ich mich an die Schweiz, speziell an Schaffhausen. mit der dort erlebten Antimuttertagsdemonstration. Ich konstatierte schmunzelnd besinnlich: „Wie verschieden kann doch Demokratie sein!“

Das Schönste aber erlebte ich im Industriemuseum von Leeds. In diesem Museum gab es eine Museumsschule. Da hinein wurden Schüler aus der Stadt für vier Wochen delegiert, die außerordentlich gute Zensuren hatten. Aber genau genommen bestand das Wesen des Unterrichts dort darin, dass die Lehrer (im Übrigen im Stil des Victorian Age kostümiert) in ihrem Unterricht sehr viele Fehler machten und Falsches erzählten. Die Schüler mussten ihre Lehrer ständig korrigieren. Die Lehrer konnten nicht rechnen, beherrschten die Orthographie schlecht, hatten wenig Ahnung von Geschichte, Grammatik, Technik usw. Aber eigentlich demonstrierten sie nichts anderes als den Wissensstand der Menschen im 19. Jahrhundert. Die ganze Atmosphäre war toll. Schade, dass es mir in meiner Kindheit nicht vergönnt war, einmal meine Lehrer so zu erleben. Mich wunderte es überhaupt nicht, dass diese Schule im Voraus auf lange Zeit ausgebucht war!

Mein guter Bekannter Robinson, der mein offizieller Begleiter war, freute sich mit mir. Ein Jahr später weilte er bei mir zu einem Gegenbesuch in Freiberg und Dresden. Ich habe mir viel Mühe gegeben, ihm auch unvergessliche Eindrücke zu vermitteln. Er hat solche mitgenommen. Ab und zu vollziehe ich einen zu meiner persönlichen Freude nach. Wir standen eines Sonntags abends auf der Augustusbrücke, wahrscheinlich so gegen 17 Uhr 30. In den nächsten 90 Minuten kehrten die Ausflugsdampfer der Weißen Flotte aus der Sächsischen Schweiz zurück. Er fand diese Parade von Seitenraddampfern als britischer Navyfan einfach toll. Dann wendete er seinen Kopf etwas und sah die noch ziemlich zerstörte Stadtsilhouette, obwohl die Oper, der Zwinger, die alte Wache, die Galerie Alte Meister, die Katholische Hofkirche und das erste Seitentürmchen des Schlosses schon wieder aufgebaut

waren. Er fing an, sich entschuldigen zu wollen. Ich sagte ihm nur: „Hör auf, sonst musst du mit mir auf der Stelle nach Coventry fliegen. Gesprochen worden ist darüber schon viel! Neues solches oder ähnliches müssen wir verhindern, hier wie dort!“

Der Abend in dem frauenlosen Londoner Club endete, indem Neil und ich meine Rede zu industriearchäologischen Problemen auf dem bald folgenden TICCIH – Kongress in Wien konzipierten. Das Generalthema war: Industriearchäologie und die Problematik der Erhaltung des Friedens. Ich habe über das Thema in Österreich referiert und mich gefreut, als nach dem Ende der Verlesung meines papers zwei jüngere US- Amerikaner zu mir kamen und sagten: „Es ist schön, dass wir Ihre Gedanken hier hören konnten. - We are agree!“

27. Im Land der unbegrenzten Möglichkeiten und ein Hauch vom restlichen Amerika

Im Jahre 1984 erhielt ich eine Einladung zur nächsten TICCIH- Tagung nach Lowell und Boston in die USA. Ich fuhr. Zunächst musste ich nach Berlin- Tegel. Von dort flog ich nach London. Auf dem Flughafen in Westberlin wurde ich zum Informationsbüro gerufen. Dort händigte man mir einen Briefumschlag aus. Es waren zwanzig Dollar darin und ein kleiner Zettel, auf dem stand: „Das ist für dich, weil du doch kein Geld einstecken hast, und bis Boston dehnt es sich doch ein wenig. Deine Evi und Werner“. Krokers aus Bochum hatten an alles gedacht. Nun, vielleicht nicht an alles, aber Wesentliches!

Einige Tage, bevor ich in die USA startete, hatte ich allen meinen Bekannten in der BRD Aufgaben zugewiesen, die meine Existenz in den Staaten absichern sollten. Das lag ganz einfach daran, dass ich zwar über London fliegen musste. Dort stieg ich dann von der Lufthansa auf British Airways um. Aber ich hatte für Großbritannien kein Aufenthaltsvisum und durfte den Flughafen nicht verlassen. Ich war so 8 oder 10 Stunden im Transitraum. Natürlich hatte ich dann mein Gepäck nicht bei mir und lebte immer in der Angst, dass man meine Koffer auch wirklich umlädt. Meistens ging es gut, manchmal war ich auch schon ohne mein Gepäck wieder in Dresden angekommen. Deshalb hatte ich nur eine relativ kleine Reisetasche bei mir, die man in die Kabine mitnehmen durfte. Aber meinen Freunden in der BRD hatte ich allen Spezialaufträge zukommen lassen. Einer bracht die Schuhcreme, einer die Zahnpasta usw.

Als ich Boston erreichte, gab es dann ein Spezialtheater, mit mir als Hauptdarsteller. Eine junge Frau, die an meinem Schalter die Grenzabfertigung besorgte, fragte nach meinem Reisegepäck. Ich verwies auf meine Tasche. Sie glaubte nicht, dass das mein ganzes Gepäck sei, schloss den Schalter und alarmierte ihren Vorgesetzten. Draußen, vor der Barriere, feixten die lieben Freunde aus der BRD und riefen der jungen Frau zu, dass sie mich sehr genau kontrollieren sollte, denn schließlich käme ich aus der größten DDR der Welt. Schließlich kam der herbeigerufene Chef. Er fragte, was los sei. Ich zeigte mein Minigepäck. Er las mein Visum, begleitete mich zum Tor in das freieste Land der Welt und wünschte mir einen guten Aufenthalt. Um diese Art Begrüßung zu würdigen, beschlossen wir, einen zur Brust zu nehmen. Wir stellten unsere Klamotten hin und strebten zum nächsten Getränkeiosk bzw. beershop, wie es vielleicht inzwischen auch bei uns im Neuesthochdeutsch heißt. Dann unterbrachen wir unseren Marsch, weil einer sagte: „Wenn ich mich recht erinnere, sind wir doch jetzt in Amerika. Irgendwann soll es doch hier einen Al Capone gegeben haben. Und wenn der noch hier lebende Verwandte hat, sollten wir doch unser Gepäck nicht so allein stehen lassen!“ - Wir haben dann doch noch getrunken, wenn auch sehr wachsam!

Mit einer Art Taxi für mehr als vier Personen, in Moskau hieß so ein Gefährt Marschroutni Taxi, gelangten wir dann vom Flughafen Boston nach Lowell, the birthplace of the Industrial Revolution in United States. Im Campus der dortigen Universität bezogen wir in einem Studentenheim Quartier. Ich schätze mal, dass es so gegen 3 Uhr DDR- Zeit gewesen sein kann. Gegen 9 Uhr Ortszeit versuchten wir, einen Breakfast- shop zu finden. Es fand sich auch einer. Es war ein Holzhaus. Drinnen war eine ordentliche Theke. Bedient wurde diese von einer Frau, die offensichtlich den Arm gebrochen hatte. An der Decke hingen elektrische Lampen. Das wäre für mich nicht erwähnenswert, wenn nicht die zu den einzelnen Lampen führenden Stromkabel blanke (nicht isolierte) Kupferdrähte gewesen wären, die ganz einfach mit Krampen auf das Holz der Bretterwände genagelt gewesen wären. Aber dafür hing an jeder Wand der Gaststube zumindest ein Schild mit der Aufschrift „Feuergefahr“. Ein Norweger, der meine Blicke in dem Shop entsprechend kreisen sah, meinte: „Eberhard, ich

versteh nicht dein Erstaunen. Es ist doch in allen großen Ländern so. Ihr habt doch auch einen großen Verbündeten. Bei dem ist doch der Elektroanlagenbau ähnlich qualifiziert!“
Im Übrigen, am zweiten Tag störte mich das nicht mehr.

Feueralarm erlebte ich dagegen in den USA ausgiebig. Im Studentenheim gab es in der ersten Nacht in unserem Haus Feueralarm. Wir stürzten alle auf die Straße. Natürlich war es letztlich blinder Alarm. Man hatte tags zuvor einen neuen Rauchmelder installiert und ihn vergessen, richtig einzustellen. Dann hatte einer eine Zigarette in seiner nächsten Nähe gequalmt, und schon war es geschehen.

Zwei Tage später war ich über diese Feueralarmprobe hocherfreut. Unsere Konferenz war inzwischen nach Boston weitergereist, und wir waren die ersten Gäste überhaupt im neu erbauten Herriot Hotel. Dort war es stinkvornehm. Ich wohnte im 24. Stock zusammen mit Rainer Slotta in einem Zimmer. Wieder war nachts gegen 24 Uhr Feueralarm. Dieses Mal konnten wir nicht so schnell auf die Strasse rennen. Im Lautsprecher tönte es, dass wir Ruhe bewahren sollten. Dann kamen Hubschrauber. Ich dachte, dass die verrückt sind und mir zumuten, durch mein Fenster auf eine aus so einem Flugzeug heraushängende Strickleiter umzusteigen. Doch die Angst war umsonst. Die Fenster konnte man, damit niemand Selbstmord versucht, nicht öffnen. Rainer und ich nahmen die Ehrenrunde der Heliokopter ab. Im Übrigen war ich froh, dass ich, wie schon beschrieben, nur ein Minigepäck mit hatte. Rainer packte dagegen einen vergleichsweise immensen Koffer ein, und als er es geschafft hatte, wieder aus, weil alle Angst überflüssig war. Der Rauchmelder hatte einen Defekt! Seit dem weiß ich, wenn etwas nicht richtig funktioniert, dann handelt es sich sehr oft um die beschissene Westtechnik.

Am nächsten Tag musste ich im MIT (Massachusetts Institute of Technology), eine der berühmtesten Hochschulen der Welt, meinen Vortrag halten. Ich richtete mich so vornehm vor, wie es die Verhältnisse zuließen. Auf alle Fälle sah ich so aus, als hätte ich einen Anzug an. Als ich dann ans Rednerpult gerufen wurde, griff ich stolz in mein Jacket, mein Vortragsmanuskript aus der Seitentasche zu ziehen. In diesem Moment wurde mir klar, dass ich gesuchtes und benötigtes Manuskript in meiner alten Allwetterjacke im Hotel stecken hatte.

Trotzdem, ich marschierte nach vorn und sprach frei aus dem hohlen Hut. Es klappte so ähnlich wie in Attingham Hall 1974. Beifall brandete auf, und ich war, wie auch die folgende kurze Diskussion bewies, gerührt von meinen Sprachkenntnissen. Man hatte mich verstanden!

An einem der Abende hatte der Präsident der Universität Lowell einen Empfang gegeben. Seafood stand als Generalthema auf dem Speiseplan. In mir krochen japanische Ahnungen hoch. Nun ja, ganz so schlimm wurde es nicht. Aber auf meinem sehr großen Teller lag ein ganzer Hummer. Ein Kellner bracht noch Werkzeuge, mit denen ich das Vieh mundgerecht machen sollte. Ich hätte am besten noch ein Semester Tischsitten studieren sollen. Verzweifelt zeigte ich dem neben mir sitzenden Werner Kroker das Meeresungeheuer und das dazugehörige Speisewaffenarsenal. Der feixte und sagte: „In Bochum kostet so ein Tier 250 DM“! Leider fand ich momentan keine Möglichkeit, das Vieh in Geld umzutauschen. Ich weiß nicht mehr, wer das Tier daraufhin verspeist hat. Zum Glück gab es am Schluss einen hervorragenden Früchtesalat. Letzterer schmeckt mir heute noch.

Lowel gilt als Geburtsland der Industriellen Revolution in den USA. Die Stadt mit ihrem riesigen alten Textilfabrikareal lag im 19. Jahrhundert auf einer Art Halbinsel, um die der Marimack– River herumfließt. Fließen ist insofern nicht ganz korrekt, weil er auf dieser

Strecke noch mindestens zwei Wasserfälle von etwa ca., wenn ich mich recht erinnere, 3 bis 5 Meter Höhe überwindet. Durch die Halbinsel hat man Kanäle gestochen und diese dann an den Ufern mit Textilfabriken „verziert“. Das Wasser sollte so als Energiebasis der Fabriken dienen. Das bedeutete jedoch, dass man die alte Wasserradmühlentechnik des Vorderen Orients hier nicht so ohne weiteres verwenden konnte. Der Marrimak war und ist kein friedlicher ägyptischer Nil oder die meisten Flüsse im Erzgebirge. Selbst die Radwerke des Erzherzogs Johann in der Steiermark waren an einem letztlich viel ruhigeren Wasserlauf errichtet worden. Der Grund für die Nichtgebrauchsfähigkeit der herkömmlichen Wasserräder in Lowell war darin zu suchen, dass die künstlich gebauten Kanäle ein Gefälle aufwiesen, das die Jahrtausende technische vertikale Wasserrad - Mühlen tradition überforderte. Entscheidend war aufgrund der gegebenen geographischen Situation für die Nutzung der Wasserkraft als Antriebsenergie für tausende von Spindeln in diesem Teil New- Englands die Erfindung der Francisturbinen, mit deren Hilfe man die Umdrehungszahl, der der eigentlichen Antriebstechnik nachgeschalteten Getriebe bzw. Transmissionen so steuerte, dass eine verträgliche Umdrehungszahl die eigentliche Spinnmaschinerie garantiert werden konnte.

In einer anderen Stadt New Englands lernten wir eine Textilfabrik kennen, für die der in Deutschland übliche Name Fabrik eigentlich nicht mehr zutrif, noch weniger die in England geborene Bezeichnung „Spinning mill“. Die Fabrik war, um die Stilllegung zu vermeiden, an die Arbeiterinnen verkauft worden. Diese hatten dann Holztribünen und Wege durch die einzelnen Produktionsabteilungen gebaut, auf denen Besucher sich alle in der Fabrik heimischen Produktionsprozesse ganz genau anschauen konnten. Es war ein Museum. Ich konnte den Mädels und jungen Frauen, die Tag und Nacht das Museum bedienten, bewachten, und ihr Herzblut voller Begeisterung einzusetzen bereit waren, nur von ganzem Herzen viel Glück wünschen.

Manchmal mussten wir auch schmunzeln. Auf dem Marktplatz irgendeiner kleinen Stadt in New England waren, wie überall in der Welt, Geschäfte. Besonders schön fanden wir in einem mir deshalb unvergesslich bleibenden Kaff, dass ein Juweliergeschäft direkt neben einem Laden war, wo man sich Colts der verschiedensten Typen und Größen kaufen konnte. Schade war nur, dass der Coltverkäufer nicht zufällig Al Capone hieß, aber echt amerikanisch wirkte die Situation trotzdem.

Natürlich war all unser Tun nicht nur wissenschaftlich fundiert, sondern auch demokratisch abgesegnet. Obwohl, wenn mich jemand fragen sollte, wie oft ich in UNESCO-Suborganisationen irgendwo irgendwohin gewählt worden sei, ich könnte es nicht mehr sagen. Als wir US- Amerika heimsuchten, fand natürlich auch ein solches Wahlereignis statt. Das verlief, ich bringe hier nur die für mich besonders wichtigen Vorgänge und ihre Folgen zur Kenntnis, ungefähr so.

An einem der Abende im Herriot Hotel waren die Repräsentanten der verschiedenen Mitgliedsstaaten von TICCIH zu einer eine Wahl vorbereitenden Beratung zusammengerufen worden. Es kann auch sein, dass sich dieses Gremium Exekutivkomitee nannte. Werner Kroker vertrat die Bundesrepublik und ich die DDR. Alles verlief zunächst ganz planmäßig. Alle waren der Auffassung, dass das Board in Zukunft aus einem Präsidenten, einem Schatzmeister, mindestens einem Repräsentanten der sozialistischen Staaten und drei weiteren westlichen Staaten angehörenden Mitgliedern bestehen sollte. Für den Schatzmeister (Treasurer) hatten wir vorher schon Werner Kroker ins Gespräch gebracht, weil sich das internationale TICCIH Konto in Bochum bei der Dresdner Bank befand.

Als sich alle Versammelten im Großen und Ganzen damit zufrieden zeigten, standen doch plötzlich die Belgier auf und forderten zwei Stimmen im Wahlgang. Der Grund war, dass Belgien zum größten Teil von Wallonen und Flamen bewohnt würde. (Komischerweise ist das Cäsar beim Schreiben seines „Bellum Gallicum“ nicht aufgefallen, denn er erwähnt nur Belgaes!) Ich fand als einer der ersten die Fassung wieder, lachte und gab dann zum Besten, dass die DDR dann auch zwei Stimmen haben will, weil auf unserem Territorium noch die Sorben, eine völlig eigenständige nationale Minderheit, leben. Diese Minderheit hat sogar eine eigene Sprache und braucht sich keine erst in Nachbarstaaten, wie es in Belgien ja tatsächlich am Beispiel der Niederlande und Frankreich der Fall ist, auszuleihen, Gelächter rings herum, ich ging.

Mit mir ging die Vertreterin Frankreichs, Dominique Ferriot. Als wir die Tür der hohen Beratung wieder geschlossen hatten, setzte sie mich an einem im Foyer stehenden Steinwayflügel und sagte: „Eberhard, bitte spiele, wir- d.h. alle an der Sitzung nicht teilnehmenden TICCIH-Fans - möchten tanzen!“ Ihr Wunsch war mir Befehl!

Plötzlich ging die Tür wieder auf, und heraus trat Werner Kroker. Er holte tief Luft und schiss mich dann zusammen. Ich hätte wohl vergessen, dass ich der Repräsentant der DDR sei und nicht so einfach gehen könnte. Ich weiß nicht, ob er in der Lage war, noch meine Bemerkung aufzunehmen, dass ich in diesem Politikabrett nicht meine Zeit verschwenden wolle. Werner war und ist ein wunderbarer Mensch, eigentlich kann er keiner Fliege etwas zu Leide tun. Aber wenn man ihn reizt, dann kann der deutsche jähzornige Nationalcharakter mit ihm schon einmal durchgehen. Ich spielte weiter.

Am nächsten Tag kam die Wahl. Der Klamauk vom Vortag schien vergessen, bis die Stimmen ausgezählt wurden. Werner war durchgefallen und ich an seiner Stelle zum treasurer gewählt worden. Werners urdeutscher Ausfall vom Vortag zeigte Wirkung. Scheinbar hatten die meisten Wähler gedacht, wer so schlecht Piano spielt wie Eberhard, der muss doch etwas von Geld verstehen, sonst könnte er nicht leben! So gesehen, war dieser musikalische Auftritt derjenige, der mir die meiste Macht über Geld verlieh!

Über dieses Ergebnis war ich todunglücklich! Wie sollte ich die Geldgeschäfte von TICCIH von Dresden aus über Bochum abwickeln? Da half auch nicht, dass die zuständige Bank in Bochum eine Filiale der Dresdner Bank war. Ungefähr ein halbes Jahr später trafen wir uns zu einer Boardsitzung in Ironbridge. Es gab keinerlei Probleme, selbst mein Vorschlag, einen Executivtreasurer einzusetzen, der die nötigen Arbeiten mit der Bank in Bochum erledigt und von mir nur kontrolliert wird, wurde gebilligt. Es grünte auch niemand, als ich Werner Kroker für diese Funktion vorschlug.

Nun könnte ja jemand denken, dass ich mir damit alle Arbeit vom Halse geschafft hätte. Weit gefehlt. Um TICCIH in den sozialistischen Ländern mehr Autorität zu verschaffen, schlug ich vor, dass wir ein zweites internationales Konto bei der Deutschen Notenbank der DDR in Ostberlin einrichten. Dort könnten dann unsere Mitglieder aus den sozialistischen Staaten ihre Mitgliedsbeiträge einzahlen. Realisiert wurde das in der Tschechoslowakei, Rumänien und Ungarn. Protest kam aus Polen. Dort lehnte man meinen Vorschlag ab und konfrontierte TICCIH mit der Tatsache, dass die nationale Würde Polens es verbiete, sich ökonomisch unter eine Fremdwährung zu stellen. Man wolle in Warschau ein Zloty- Konto für TICCIH führen. Ich könnte es ja genau so kontrollieren wie das in Berlin in Mark der DDR. Mir schien das zwar verrückt. Letztlich war es mir aber gleichgültig. Gesetzt den Fall, wir würden einmal in Polen eine Tagung machen, dann war es mir gleich, ob wir in Zloty oder Dollar bezahlen würden. Hauptsache die Gaststätten, Handwerker usw. gaben sich damit zufrieden. Mein

lieber guter Freund Jan Pazdur versuchte, - sein schlechtes Gewissen dabei war nicht zu übersehen - mir das alles in einem persönlichen Gespräch noch einmal zu erklären. Ich schmunzelte und gab dann irgendwie zu verstehen, dass ich, wenn er mich wieder einmal wie 1974 in Bochum um Geld anginge, dafür sorgen wollte, dass er und seinesgleichen im Interesse ihrer nationalen Würde nur Zloty ausgehändigt bekämen. Auf ein Kilo Zloty mehr oder weniger, so wie er damals bei Freund und Feind notiert wurde, sollte es mir dabei nicht ankommen!

28. Das tägliche Brot in der DDR

Ich hatte meine Vorlesung zu halten und ergänzte diese durch Seminare für die Studenten. Natürlich nahm ich auch die Gelegenheit wahr, meine Überlegungen hinsichtlich der Rolle der Arbeiterklasse bei der Produktionssteigerung auch bei anderen Gelegenheiten ins Gespräch zu bringen. Das machte ich bei Gastvorlesungen in Berlin, Leipzig, Zwickau usw. Auch auf Kongressen sprach ich darüber. Anfang der siebziger Jahre, es kann im Winter 1973/74 gewesen sein, tagte der Kongress der Deutschen Historiker- Gesellschaft der DDR wieder einmal in Dresden. Dort versuchte man herauszubekommen, wann denn der Sozialismus in der DDR eigentlich begonnen habe. Für einige war es klar. 1952 hatte die zweite Parteikonferenz der SED gesagt, nun bauen wir den Sozialismus auf. Also war damit für viele der Beginn klar. Ich meldete mich zu Wort und meldete an der Richtigkeit einer solchen Behauptung Zweifel an. Ich dachte dabei auch an die Worte des sowjetischen Jugendoffiziers bei der Kommandantur der Sowjetarmee in Dresden, mit denen er mir 1947 empfohlen hatte, erst einmal das Kapital von Marx zu lesen. Ich setzte gegen die bis dahin auf dem Kongress vorgetragene Meinung die These: „Ohne Sozialismus keine Henneckebeziehung!“ Ob ich noch auf meine Matrix verwiesen habe, weiß ich im Moment nicht mehr so genau. Dann brach ein Hagel von Gegenreden über mich herein. Lächelnd wies ich diese überzeugend zurück.

Aber es gab auch blödsinniges Gequatsche! Ein solch serviles Individuum meinte, dass ich doch nicht die Partei und besonders den Genossen Ulbricht als Lügner bezeichnen dürfte. Natürlich hatte ich so etwas nie gesagt. Irgendjemand hat auch gefordert, man müsste harte Gespräche mit mir führen. Es hat, was man auch immer darunter verstehen mochte, keine solchen gegeben. Aber das ganze Dilemma dieses Konferenztages hatte für mich ein schönes Nachspiel. Es wäre mir ohne die an sich blödsinnigen Diskussionen nicht gelungen, meine Ideen so rasch bekannt zu machen.

Mein tägliches Arbeitspensum waren in erster Linie Doktorandenseminare und Betreuungsveranstaltungen für Doktoranden der technischen und mathematisch naturwissenschaftlichen Fakultät bei der Abfassung der von ihnen im Promotionsverfahren geforderten Belegarbeiten im Fach Marxismus- Leninismus. Der Stellenwert dieser Arbeit an meinem Wissenschaftsbereich erhöhte sich im Laufe der Jahre und sollte zu guter letzt auch über die Grenzen der DDR hinaus, am auffälligsten kurioserweise in der BRD, starke positive Beachtung finden, doch dazu später.

Ich hätte nie im Leben 1962 bei meiner Berufung an die Bergakademie daran gedacht, dass in meiner Arbeit in Freiberg neben der Erforschung und Lehre der Geschichte des Bergbaus und Hüttenwesens die Industryarchäology, gekoppelt mit der technischen Museologie, eine so große Bedeutung erlangen würde, wie es dann tatsächlich eintrat.

Natürlich hatte ich die Vorgänge in diesen Disziplinen schon etwas länger verfolgt. 1964 war Prof. Dr. William O. Henderson von der Universität Birmingham zu einem Vortrag während des Berg- und Hüttenmännischen Tages nach Freiberg gekommen. Er hatte ein Buch über die technische Denkmalpflege in Großbritannien geschrieben. 1974 hatte ich Michael Darby, einen Spross jener Familie, die international zum ersten Mal das Schmelzen von Roheisen mit Hilfe von Steinkohlenkoks realisierten, kennen gelernt. Die Darbys hatten den Kokshochofen erfunden. An dessen Geburtsort am Severn, in coalbroke dale, kann man denselben noch heute in einem museal funktionierenden historischen Hüttenwerk bewundern. Michael und ich blieben in gutem Kontakt, und so konnte ich mich 12 Jahre später einmal mit einer Führung

durch das Steinkohlenbergbaumuseum Oelsnitz für seine Gastfreundschaft bei uns revanchieren.

Schließlich brachte mir Otfried Wagenbreth am Anfang der siebziger Jahre sein Manuskript für eine Broschüre mit dem Titel: „Technische Denkmale in der Deutschen Demokratischen Republik“ mit der Bitte um Überarbeitung, damit sie gedruckt werden konnte. Hans Nadler hatte gutachterlich Bedenken geäußert, dieselbe so zu veröffentlichen, wie Otfried es zunächst vorschlug.

Wir haben zusammen dann das ganze Manuskript neu gestaltet und unsere Ideen darüber hinaus auch noch in Fachpublikationen national wie international veröffentlicht. Uns war bei der gemeinsamen Arbeit einmal mehr klar geworden, dass es mehr industriearchaische Objekte gibt, als man jemals erhalten kann. Deshalb mussten wir uns der Frage stellen: Welche erhält man, und welche sollen den Weg alles Irdischen gehen?

Wir mussten bewerten und unterschieden zunächst die Gruppen

1. Denkmale von internationaler Bedeutung
2. Denkmale von regionaler Bedeutung
3. Denkmale von lokaler Bedeutung

In diesen drei Kategorien bewerteten wir die einzelnen in Betracht gezogenen Objekte

1. nach ihrer technikgeschichtlichen Position,
2. nach ihrer industriegeschichtlichen Position, z.B. Bedeutung für die Industrielle Revolution, bzw. Industrialisierung allgemein und
3. nach ihrer sozialgeschichtlichen Bedeutung.
4. Weiter versuchten wir, die Bedeutung der Technik für die allgemeine gesellschaftliche Entwicklung sowohl in deren evolutionären als auch in den so genannten revolutionären Phasen einmal aus der Sicht der Allgemeinen wie zum anderen aus der der Nationalgeschichte zu fixieren.

Klar war uns, dass zum Beispiel mit einer Einstufung in die Gruppe „Lokale Bedeutung“ oder „Regionale Bedeutung“ nicht automatisch eine Diskriminierung technischer Denkmale oder eine Abwertung derselben verbunden sein kann.

Wir waren überrascht, welchen Widerhall wir fanden. 1973 erschien die erste Auflage unserer Broschüre, 1978 die zweite. Ich machte Otfried anlässlich der letzten Schicht, die wir am 23.12.1978 gemeinsam mit einigen Kollegen in der Betstube der bergakademischen Lehrgrube „Alte Elisabeth“ feierten, den Vorschlag, sich nunmehr an die Erarbeitung eines richtigen, mehrere hundert Seiten umfassenden Buches unter dem gleichen Titel zu machen. Otfried war im Prinzip einverstanden, bat mich allerdings, wieder mitzumachen. Ich machte ihm daraufhin den Vorschlag, bei dem großen Buch die Reihenfolge der Herausgeber und Hauptautorennamen zu ändern, d. h. ihn an die erste Stelle zu setzen. Er musste sich darauf einstellen, dass ich nicht in der Lage war, mich hauptsächlich um das Buch zu kümmern. Ihm fiel das dagegen leichter, seine Arbeit entsprechend zu organisieren. Der Verlag für Grundstoffindustrie Leipzig hat dann den Titel bis 1989 noch viermal aufgelegt. Ich glaube, dass wir eine Gesamtauflage von etwa 60.000 Exemplaren oder noch mehr hatten.

Das Buch wurde international nicht nur deshalb beachtet, weil es interessant zu lesen war und wir Fragen zu beantworten versuchten, die viele in- und ausländische Kollegen in ihren Publikationen umgingen. Nein, wir hatten noch etwas anderes bemerkt und daraus Schlussfolgerungen gezogen. Vielen Lesern unserer ersten 152 Seiten umfassenden Broschüre

sprachen uns immer wieder daraufhin an, dass ihnen besonders gefallen hat, dass wir die Zeichnung der Windmühle aus Diderots Enzyklopädie, erschienen im 18. Jh. in den Jahren vor der Französischen Revolution, übernommen hatten. Da hätten sie mehr begriffen als bei manchem historischen und vor allem modernen Foto. Otfried sagte zu, diese Idee bzw. diesen Hinweis aufzugreifen und realisierte ihn dann auch. So erschienen fortan in unseren Büchern viele zwei- und dreidimensionale Zeichnungen, die er zum größten Teil wirklich großartig erdacht hatte.

Bei manchen in vielen Ländern später erschienen Publikationen merkten wir, dass wir besonders deshalb ein wenig Pate gestanden hatten. Besonders befriedigte uns in dieser Hinsicht das Buch „Industryarchäology in Great Britain“, das mir eines Tages irgendjemand zuschickte. Auch mit dem industriearchäologischen Hauptautor der damaligen und heutigen BRD, Prof. Dr. Rainer Slotta, verband uns Mitte der siebziger Jahre ein beide Seiten stimulierender kreativer Arbeitskontakt.

Theorien aufstellen und in Publikationen Weisheiten verkünden, ist die eine Seite. Das machte z. B. Leonardo da Vinci mit dem U-Boot. Erfunden hat es dann Jahrhunderte später wahrnehmbar ein anderer. So viel Zeit hatten wir nicht. Wir merkten bald, dass wir eine schon vorhandene Bewegung mit unserem Auftreten zu neuen bzw. weiteren Taten stimulierten. Uns blieb gar nichts anderes übrig, als sich ihnen anzuschließen.

Kaum exakt statistisch zu erfassen, waren die vielen örtlichen technischen Denkmalsinitiativen. Genannt seien hier besonders die Instandhalter und Wiedererrichter von vorindustriellen Wasser- und Windmühlen. Unter der Schirmherrschaft des Kulturbundes der DDR, aber auch einfach infolge irgendeiner Privatinitiative, entstand Wunderschönes. Wir wussten, dass wir bei diesen ehrenamtlichen Denkmalpflegern und Bürgermeistern kleiner Gemeinden einen Stein im Brett hatten und durften sie nicht enttäuschen. Als z.B. die Windmühle in Reichsstädt bei Dippoldiswalde wieder eingeweiht wurde, war Otfried der höchstgelobte Ehrengast. Unvergessen bleiben mir als die wohl bekanntesten sächsischen Gralshüter vorindustriellen technischen Erbes, der Hammerhansel aus Fronau und der Seifert, Kurt vom Kupferhammer Olbernhau-Grünthal, sich lauthals enthusiastisch auf unsere Seite stellten.

Die Erhaltung von technischen Denkmälern aus der vorindustriellen Zeit machte, das soll keine Minderung der Leistung der damit beschäftigten Personen sein, oft noch relativ geringe Schwierigkeiten. Das traf selbst für die noch funktionstüchtig erhaltene Technik des alten erzgebirgischen Bergwasserwirtschaftssystems zu, obwohl das sich über eine ziemlich große Fläche erstreckt. Es erfordert noch heute einen ziemlich großen Aufwand, technisch wie ökonomisch. Es war natürlich inzwischen, wo es sich nötig machte, modern ergänzt, unverzichtbarer Bestandteil der Trinkwasserversorgung beachtlicher Teile Sachsens. Aber, dass die alte Technik infolge eines Funktionswechsels auch für die neueste Zeit unverzichtbar wird, bleibt leider in der modernen Gesellschaft meist eine Ausnahme.

Viel schwerer war es, nicht nur wie schon ansatzweise am Beispiel Lowell in den USA erwähnt, Industrie und industrielle Technik aus einer Zeit industriearchäologisch zu dokumentieren und zu erhalten, in der sich die Stadt bzw. genau genommen die Industriegroßstadt zum wichtigsten Industriestandort entwickelt.

Überlegen wir uns dazu einiges aus der Frühphase der Industrialisierung. Natürlich spielt die Textilindustrie dabei eine Pionierrolle. Westsachsen, Crimmitschau, Meerane, Glauchau, Hohenstein-Ernstthal und selbst das im Krieg arg zerstörte Chemnitz bieten genau

genommen eine Vielzahl von brauchbaren Exponaten. Welches von diesen soll es sein, dass wir zu einer entsprechenden Schauanlage umgestalten? Es war nicht einfach, aus vielleicht hundert Vorschlägen den brauchbarsten zu finden. Je demokratischer die Objektbestimmung vor sich ging, desto schwieriger wurde das Unterfangen. Manchmal ist eine diktatorische Entscheidung ein Segen! Man muss nur aufpassen, dass dabei nicht Leute das letzte Wort haben, die fast nichts davon verstehen.

Und dann ist es nötig, auch etwas in die Zukunft zu blicken. Das Industriezeitalter repräsentierte in den Städten ganze Fabrikstraßenzüge. Wie wollten wir das Fluidum dieser Zeit kommenden Generationen vermitteln, wenn um das eine von uns erhaltene Fabrikgebäude herum in Zukunft vielleicht ein Park oder ähnliches, den heutigen sozialen Bedürfnissen entsprechendes, entsteht?

Das Leben riss uns manchmal ganz einfach aus Überlegungen und Träumen. Es zwang uns immer wieder, obwohl Leibniz mit seinem *theoria cum praxi* immer Leitbild blieb, theoretische Planspiele zurückzustellen und uns unvorhergesehen auftauchenden Erfordernissen zu stellen

Das konnte z.B. wie folgt geschehen. Da steht plötzlich ein drahtiger, noch relativ jung wirkender Mann in der Türe. Bis heute ist meiner damaligen Sekretärin noch unklar, wie er an ihr vorbeigekommen ist. „Guten Tag, ich bin der Direktor des VEB Stahlverformungswerkes in Ohrdruf. Wir wollen den Ohrdrufer Hammer wieder restaurieren. Wir wollen ihn bauen und ein Museum dazu. Und Sie sollen aufpassen und mitmachen, damit alles richtig wird.“ Manfred Wendler, so war sein Name, zog das Vorhaben durch. Seine Initiative sprach sich herum. Der von ihm geleitete Betrieb gehörte zum VEB Kombinat Stahl und Walzwerk Unterwellenborn, der so genannten Maxhütte. Dort stand mit 22.000 PS Leistung die wahrscheinlich stärkste erhaltene Dampfmaschine Deutschlands. Natürlich sollte die nach unseren Vorstellungen auch überleben. In Unterwellenborn selbst war das etwas schwierig. Der Generaldirektor schlug vor, die Maschine nach Ohrdruf umzusetzen und dort im Museum mit aufzustellen. Das liest sich ganz einfach. Doch hinter den einfachen Buchstaben verbirgt sich eine Masse, die ein ziemlich großes Gebäude als Aufstellungsort verlangte. Manfred erklärte sich bereit, mit seinen Leuten die Maschine in Unterwellenborn abzubauen und in Ohrdruf wieder aufzubauen. Als ich WO ? fragte, kam die Antwort: „Wird sich schon finden!“

Mit etwas lauem Magen, stieg ich an diesem Tage in mein Auto und fuhr zurück nach Dresden. Am selben Abend noch klingelte das Telefon: „Hier ist Hermann Wirth, Weimar. Ich habe eine Bitte an dich. Etwa 60 Kilometer nördlich von Erfurt steht eine denkmalgeschützte Feldscheune. Die soll abgerissen werden, weil da etwas Lebenswichtiges gebaut werden muss. Sie ist etwa 60 Meter lang und dreigeschossig.“ Und dann sagte mein späterer guter Freund Hermann, man könnte darin sogar eine 22 000 PS Dampfmaschine aufbauen und museal gestalten.“ Es kann sein, dass ich zunächst „Arschloch“ durch das Telefon geflüstert habe. Dann habe ich Manfred angerufen, und der ist zwei Tage später an der Dampfmaschine und der Scheune erschienen. Nachdem er mit der Dampfmaschine fertig war, hat er in den kommenden Tagen alle Scheunenteile nummeriert, das Gebäude dann abgebaut und als die Dampfmaschine aus Unterwellenborn in Ohrdruf wieder stand, um eben diese Maschine herum wieder aufgebaut.

Das war aber nicht alles. Inzwischen gestaltete man das zukünftige Museumsgelände zu einem kleinen Park um. Fast alles wurde in Handarbeit getätigt. Woher Manfred die Arbeitskräfte hatte? Er hat sich eine Kompanie Soldaten von der sowjetischen Garnison

Ohrdruf geliehen. Die kamen eine Zeit lang jeden Tag früh an, wurden zum Frühstück, Mittagessen und Abendbrot in der Werkskantine ausgiebig gepflegt und waren bei der Arbeit nicht zu bremsen. Wenn es nach ihnen gegangen wäre, hätten sie aus dem Thüringer Wald einen zweiten Schlosspark von Petroworezk gemacht!

Zu meinem 60. Geburtstag war ich mit meiner Familie wieder nach Ohrdruf eingeladen. Ich fuhr im Klubhaus des Betriebes vor, wo ich immer nächtigte. Man winkte ab und geleitete uns in das ehemals landwirtschaftlich und jetzt museal genutzte Gebäude. Weil die eine Stirnseite des nunmehrigen Dampfmaschinenhauses nicht ganz ausgefüllt war, hatte Manfred dort noch ein kleines Zweizimmerhotel bzw. Gästehaus einbauen lassen. Wir durften es einweihen. Da in einem Teil der Gebäude eine Gaststätte errichtet worden war, war auch alles gastronomisch abgesichert.

Nicht allzu weit von Ohrdruf entfernt liegt das Dorf Singen. In Singen gibt es eine Brauerei, die defacto ein Einmann – Betrieb ist. Eigentümer war damals und ist heute die Familie Obstfelder. Ich erfuhr von der Existenz dieses Betriebes, fuhr dahin und besprach mit dem Eigentümer die Zukunft des Betriebes. Natürlich sah er sich in den folgenden Jahren nicht auf Rosen gebettet. Aber alles wurde von der Hauptfrage überschattet, ob der Betrieb überhaupt erhalten werden konnte? Ich schlug ihm vor zu versuchen, die Brauerei als ein produzierendes Museum zu gestalten.

Inzwischen war man in Berlin schon daran gewöhnt, dass ich mit Vorschlägen kam, auf die sich weder im Manifest der Kommunistischen Partei noch in der Bibel sofort eine Antwort finden ließ. Irgendjemand bestätigte mir, dass alles theoretisch zu machen sei. Schwierig wurde es nur, weil es sich um einen Privatbetrieb handele. Kurt Obstfelder wurde etwas misstrauisch beäugt, weil er einmal in den 50er Jahren mit (Er war Großbauernsohn) LPG-Bauern in einem handfesten Streit um eine der anwesenden Dorfschönheiten Sieger geblieben war. So hatte man, wie Kurt meinte, seiner Tochter trotz gutem Abiturs einen Studienplatz an der Fachschule für Museologie in Leipzig verweigert und seinem Sohn, der gerade in einer Polytechnischen Oberschule die zehnte Klasse absolvierte, den Berufswunsch Bierbrauer auszureden versucht. Dabei wäre alles so schön gewesen! Der Sohn Bierbrauer und die Tochter Museologe. Dazu kam für das zukünftige produzierende Museum aus kulturellen Gründen ein ermäßigter Steuersatz. Wie singen doch Knoll und Funzel in Kurt Hoffmanns Film „Das Wirtshaus im Spessart“: „Ach, das könnte schön sein, als friedlicher Bürger, ein friedliches Leben...“

Ich machte Mut. Es geschah nämlich etwa zur gleichen Zeit, dass das Museumswesen der DDR mit der in den Kompetenzbereich des Kulturministeriums fallenden Fachschulmuseologenausbildung in Leipzig nicht ganz zufrieden war. Deshalb beschloss das Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen, am Museum für Deutsche Geschichte zu Berlin gleichfalls eine Fachschule zur Ausbildung von Museologen zu errichten. Die Frage kam an mich, ob ich – trotzdem ich ordentlicher Professor an einer Universität sei – dabei helfen würde. Natürlich sagte ich zu unter einer Bedingung: „Unter den zu immatrikulierenden Studierenden müsse sich Elke Obstfelder aus Singen befinden.“ Wie gewünscht, so geschehen. Sie absolvierte ihr Studium nach Plan und mit Glanz. Wir hatten unseren Museumsdirektor, Verzeihung unsere Frau Museumsdirektor!

Der Junge kam, die für Nahrungs- und Genussmittelindustrie zuständige ministerielle Behörde half, schließlich zur Ausbildung in das VEB Getränkekombinat nach Dresden. Natürlich absolvierte er glänzend. So ein Bier, so ein Museumsbier, wie er es noch heute braut, gibt es in Deutschland nicht noch einmal! Natürlich hatten wir auch einen guten

Absatzgaranten. (Wenn schönes Wetter war und ist, dann strömen die Leute in Scharen zur Singener Tränke! Aber bei schlechteren meteorologischen Verhältnissen, dann ...?) Da sprang, solange er im Sozialismus etwas zu sagen hatte, wie könnte es auch anders sein, Manfred mit seiner Museumsgaststätte im nahen Ohrdruf als Bierabsatzgarant ein!

Mitten in diesen Kampf hinein fiel die II. Internationale Industriearchäologenkonferenz in Bochum. Irgendjemand von der westlichen Reportergarde fragte mich nach meinem Diskussionsbeitrag, wo denn das Singen läge? Ich zeigte es ihm im Autoatlas. Als ich dann das nächste Mal in Singen vor Anker ging, legte Kurt Obstfelder los: „Also weißt du, du hast uns ja etwas eingebrockt. Kurz nach deiner Rede in Bochum tanzte hier das Westfernsehen an. Sie hatten fast zentnerweise Genehmigungen zum Drehen von allen möglichen DDR-Dienststellen bei sich und mir gezeigt. Dann haben sie einen Film über unseren Betrieb gedreht. Die Premiere fand auch hier in Singen statt. Du glaubst nicht, wie viel Sicherheitsvorkehrungen getroffen wurden. Ich hab mit meiner Edith(Das war seine Frau und jetzige Witwe!) selten so sicher geschlafen wie in diesen zwei Nächten, als die Staatssicherheit (Oder wer es sonst auch immer war) uns eingekesselt und behütet hat!“

Bald hatten wir neue Probleme zu lösen. Eines Tages marschierten Otfried und ich zur Direktion des VEB Fahrgastelbedampfschiffahrt (Weiße Flotte) Dresden. Wir hatten beim Direktor dieses Unternehmens um den Termin gebeten. Immer wieder waren wir von verschiedenen juristischen und natürlichen Personen gebeten worden, endlich dafür zu sorgen, dass die „Diesbar“ als ältestes Schiff der Weißen Flotte nicht abgewrackt, sondern zu einem Museumsdampfer auf der Elbe mit Heimathafen Dresden- Brühlsche Terrasse umgewandelt wird. Der Direktor kam mit uns, zeigte uns das Schiff. Es lag in einem Elbhafen in der Nähe der Marienbrücke. Nun ja, ich hatte schon besser erhaltene Schiffe gesehen. Aber die Dampfmaschine und vieles andere waren wunderbar in Takt.

Wir nahmen Kontakt mit dem Direktor der Dampfschiffswerft Dresden– Laubegast auf. Er erklärte sich bereit, sich das Schiff in seinem Betrieb einmal sonntags gründlich anzusehen. In der Woche war es nicht möglich. Danach wollte er sehen, was sich machen ließe. Ein erster Lichtschimmer am Horizont zeigte sich damit! Nur, von dem Elbhafen an der Marienbrücke bis Laubegast waren rund 10 km Strecke auf der Elbe zurückzulegen. Wir hatten wirklich große Sorgen. Manche Pläne wurden entworfen und nach Diskussion wieder fallen gelassen. Inzwischen hatte der Kulturbund auch einen Traditionsverein Elbedampfschiffahrt ins Leben gerufen. Die hatten sich erkundigt und erfahren, dass wir, sollten wir die Diesbar an der Brühlschen Terrasse festmachen, faktisch eine ausgebildete Mannschaft Tag und Nacht an Bord haben müssten. Das war wegen Hoch- oder Niedrigwassergefahr notwendig. Natürlich war das nicht alles!

Doch dann hatte jemand, der entsprechende Verbindung zu Dampferfans besaß, mit mehreren Flaschen Stolitschnaja einen nachts in Dresden vor Anker gehenden tschechischen Schlepper herumgekriegt, die Diesbar am nächsten Morgen aus ihrem Hafen zu bugsieren. Auf ihrer Fahrt in die CSSR sollten sie die Diesbar dann etwa 10 km weiter südlich in Dresden-Laubegast an der Werft abliefern. Aus dem Wasser geholt und auf Helling gelegt, hat sie dann dort die Belegschaft der Werft selbst.

Irgendwie war „ganz geheim und vertraulich“ die Aktion Diesbar einer interessierten Fangemeinde bekannt geworden, auch dass der Werftchef am darauf folgenden Sonntag das Schiff begutachten wollte. Einige Helfer, so hat er verlauten lassen, würden ihm dabei nicht unangenehm sein. So hatte er es selbst, natürlich streng vertraulich, einem engen Kreis von Personen gesagt. Der Sonntag kam. Der Chef kam und wollte in seinen Betrieb. Pustekuchen,

er kam kaum voran, denn vor dem Betriebseingang standen gut 1000, wenn nicht noch mehr, freiwillige Helfer!

Am 1. Mai 1989 fand eine Parade der Weißen Flotte statt. Am Dresdner Terrassenufer lag, vertäut, wenn auch noch ohne Dampfmaschine, schwimmend die „Diesbar“. Und die Erbauer derselben führten durch ihr schwimmendes Museum. Natürlich erhielt sie später noch ihre rekonstruierte Maschine und versieht heute, wie eh und je, ihren Liniendienst. Sie liegt nicht nur vertäut im Hafen!

Ich könnte und müsste jetzt eigentlich noch eine ganze Menge weitere Begebenheiten aus meinem Denkmalspflegerleben aufzählen. Aber das würde im Prinzip nicht viel Neues bringen. Um das ganze Problem der Pflege und Erhaltung technischer Denkmale umfassend und zukunftsorientiert zu lösen, müssten wir die Gesellschaft insgesamt dazu befähigen. Wir waren uns im klaren, dass wir das Problem einer notwendigen industriearchäologischen Vorstellung der technischen Entwicklung auf dem Territorium der DDR nicht schaffen würden, wenn wir nicht die Gesellschaft in die Lage versetzen würden, alle damit verbundenen Probleme unter Zugrundelegung einer von der Staatsführung beschlossenen Gesamtkonzeption anzugehen. Das war notwendig, obwohl es mir mit Otfried gemeinsam z.B. in einem Falle schon einmal gelungen war, aus der Lausitz erhaltene Jacobi-Brikettpressen der ersten Generation mit Hilfe von ehemaligen Freiburger Studenten, die inzwischen in der Brikettindustrie verantwortliche Funktionen wahrnahmen, in den Hermannschacht nach Zeitz umzusetzen. Diesen hatten wir ausersehen, ein wichtiger Bestandteil des Technischen Nationalmuseums der DDR zu werden. (In den neunziger Jahren gelang es mir, diese Aktion noch einmal zu wiederholen. Nur dass ich die Brikettpresse nicht nach Zeitz in Sachsen- Anhalt, sondern von Brieske nach Borken in Hessen beorderte!)

Wir wandten uns direkt an das Mitglied des Politbüros, Günter Mittag. Er versprach Hilfe, setzte eine Arbeitsgruppe ein, die das Ganze ins Rollen bringen sollte. Mit der Leitung derselben wurde Otfried Wagenbreth betraut. Werner Kühn als Sekretär des Ministers für Kultur und der Minister Hans Joachim Hoffman selbst sorgten dafür, dass der Nationale Rat für die Pflege des kulturellen Erbes eine Arbeitsgruppe Technische Denkmale erhielt, deren Leitung ich übernahm.

Derartige Aktivitäten beschleunigten ein Umdenken in der Basis, das hervorragende Resultate zeigte. Das Jahr 1985 brachte das 200-jährige Jubiläum der Inbetriebnahme der ersten deutschen Dampfmaschine Wattscher Bauart in Hettstedt. Eines Tages bat uns der Generaldirektor Jensch des VEB Mansfeldkombinates doch einmal, bei ihm vorbeizukommen. Als wir bei ihm waren, eröffnete er uns, dass ein Kollektiv seines Werkes die besagte Maschine als Modell 1:1 original nachgebaut hätte und dieselbe im Oktober 85 eingeweiht werden sollte. Er wollte mit diesem Ereignis noch etwas klingeln und bat um Hilfe.

Am Tag der Einweihung der Maschine fand dann in Hettstedt ein Dampfmaschinenkolloquium statt. Der VEB Fachbuchverlag Leipzig publizierte ein von Otfried und mir konzipiertes und herausgegebenes Buch zur Geschichte der Dampfmaschinen. Schließlich besorgte ich mit Prof. Dr. Rainer Slotta, Dr. Evelin und Dr. Werner Kroker, alle Deutsches Bergbaumuseum Bochum, Prof. Dr. Wolfhard Weber, Ruhruniversität, Prof. Dr. Ulrich Troitzsch, Universität Hamburg und Dr. Jiri Majer, Technisches Nationalmuseum Prag noch entsprechende Ehrengäste, die Kollege Jensch auf das Herzlichste begrüßte. Da ihm seitens der Regierung zu wenig Gäste(nämlich überhaupt niemand) erschienen waren, begrüßte er mich mit einem Titel, der – Egon Ohlsen würde sagen – „mächtig gewaltig“ klang. und von allen Anwesenden im Saal heftig applaudiert

wurde, den es aber überhaupt nicht gab. Als ich ihm sagte: „Schönen Dank für deine Ernennung! Du bist ein liebenswürdiger Hochstapler!“ winkte er ab und meinte: „Das war nur der Punkt auf das i einer sehr schönen Sache. Ich danke Dir!“

Dabei war es gar nicht so einfach, die Kollegen Bundesdeutschen nach Hettstedt zu bringen. Zuerst sagte irgend so ein Macht vortäuschender Staatsdiener, dass meine Kollegen nicht kommen dürfen, weil das ein DDR– Ereignis und kein gesamtdeutsches sei. Daraufhin veranstaltete ich in Freiberg ein technikgeschichtliches Kolloquium, das ausgerechnet am Tage der Einweihung der Maschine in Hettstedt eine Exkursion dahin hatte. Dieses Kolloquium wurde nur genehmigt, wenn auch Ausländer zu Worte kämen. Da rief ich dann ein paar Tage vorher meinen guten Freund Jiri Majer in Prag an und machte ihm klar, dass er in Freiberg in ein paar Tagen ein Referat zu halten hatte. Als er wissen wollte, über was er sprechen sollte, sagte ich: „Das ist mir gleich.“ Er kam, sah die Einladung und das Referatthema und sprach: „Alle regierungsseitlich angeblich und teilweise auch wirklich gestellten Bedingungen waren erfüllt!“

Natürlich musste ich zunächst damit rechnen, dass irgend so ein ganz linientreues Rindvieh mir noch einen Skandal macht, wenn die Kollegen aus der Bundesrepublik mit ihren Westschlitten in Hettstedt eingefahren wären. Deshalb hatte ich ihnen, bis Dresden durften sie mit ihrem eigenen Auto kommen, bei mir auf der Grunaer Straße im Hof Parkplätze besorgt. Dann mussten sie in Ostautos umsteigen. An der Spitze fuhr der Wartburg meiner Sekretärin Monika Zschörnig, dahinter der Skoda des damaligen Prorektors in spe Prof. Dr. Bernd Meister, und ich mit meinem Wartburg bildete den Schluss. Der Parkplatz in Hettstedt war frei von westlicher Verkehrstechnik. Als Kollege Jensch die Westgermanen in Hettstedt beim Empfang dann an seine Seite an den Tisch der Honorationen bat und sie extra Willkommen hieß, war alles gut und vernünftig gelaufen

Am Tage nach dem Dampfmaschinengeburtstag besichtigten wir noch mit dieser gesamtdeutschen und internationalen Delegation das im Aufbau befindliche, doch schon entsprechenden Charakter zeigende Steinkohlenbergbaumuseum in Oelsnitz. Der Hauptwunsch meiner Westkollegen war, dort endlich einmal in einer volkseigenen Werkskantine ein dreigängiges Mittagessen für 75 Pfennige Ost zu essen. „Nicht schlecht“, meinte Ulrich Troitzsch genüsslich kauend, „aber ob ihr das ökonomisch wirklich durchsteht?“

Im Dezember des gleichen Jahres hat dann der Vorsitzende des Ministerrates der DDR Willy Stoph um ein Gespräch mit dem Erberat gebeten. Irgendwie wurde ihm bei dieser Gelegenheit ausführlich die Story vom Dampfmaschinenjubiläum in Hettstedt erzählt. Am besten erzählen immer die, die nicht dabei waren und eigentlich kaum einen Finger dafür krumm gemacht hatten. Er lachte teilweise Tränen und war mit uns froh, dass alles so gut gelaufen war.

Im Prinzip ebenso handelten wir auch so bei der Rekonstruktion der Happelshütte in Schmalkalden, als wir die Stadtverordnetenversammlung mit dem Hinweis darauf, dass die Hütte für die Architektur der Metallurgiegeschichte eine ähnliche Rolle spielt wie der Zwinger für den Städtebau.

Otfried war in Freiberg Hausbesitzer. Ich war Mieter einer Dreizimmerwohnung in Dresden. Die in unseren Kämpfen anfallende Korrespondenz legt er bei sich ab. Wie gesagt, als er in Rente ging, musste sehr wahrscheinlich das Postamt zu Freiberg Beschäftigte entlassen. Ob Minister, noch höher gestellte oder Normalbürger, wir korrespondierten, mit jedem und allen. Einmal hatte Otfried zum wiederholten Mal an Kurt Hager geschrieben. Der war ja bereit zu

helfen, wusste aber auch nicht immer wie. Darüber hat er dann bei irgendeiner Sitzung mit Hannes Hörnig gesprochen. Dieser, den Schalk in den Augen, gab ihm die Empfehlung, an Otfried einen Brief zu schreiben und ihm darin mitzuteilen, dass er den Otfriedschen Brief an Wächtler schicken und mich bitten würde, ihm zu helfen. Sobald ich ihm, Hager, in der Angelegenheit etwas Neues mitteilte, bekäme er dann Bescheid. So kam mein Freund Otfried, der sich heutzutage fast nur als Widerstandskämpfer gegen die DDR sieht und gibt, gewissermaßen im Auftrag des ZK zu mir. Ich will nicht gänzlich ausschließen, dass irgendjemand meinen Freund Otfried zu DDR- Zeiten Steine in den Weg gelegt hat. Aber, das ist zu einem Großteil normal! Wenn man irgendetwas Neues durchsetzen will, hat man meist Gegner (oder noch besser: Kamele als Gegner)! Auch im Kampf um die Durchsetzung von etwas Gutem erhält man blaue Flecke! Ich bin in dieser Hinsicht sehr befleckt. Aber ich war deswegen kein Widerstandskämpfer!

Kurz darauf hatten wir eine Schicksalsschlacht in Bad Sulza zu bestehen. Wir wollten die dortige Saline erhalten. Der Bürgermeister, der nicht wusste wie, hatte sich an das Ministerium für Kultur gewandt. Dort versprach man Hilfe, d.h. die Abrissgenehmigung. Aber vorher sollte noch eine, schließlich war auch die DDR ein demokratischer Rechtsstaat, Sitzung stattfinden, die die Salinenbeseitigung zu beschließen hatte. Einladungen zu diesem Hinrichtungsfestival verschickte das Ministerium für Kultur, konkret mein (in Sachen Denkmalpflege) Freundfeind Gerhard Thiele. Hans Nadler, Otfried Wagenbreth und ich beschlossen ebenfalls dahin zu fahren. Man ließ uns auch in den Sitzungsraum. Dort fielen wir dann auf, weil wir für die Erhaltung der Saline plädierten. Daraufhin unterbrach die Versammlungsleitung die Sitzung. Es wurde geprüft, wer eine Einladung hatte. Die keine solche besäßen, wurden gebeten, die Sitzung zu verlassen. „Ja, sehr gern“, sagte ich. „Herr Bürgermeister, würden Sie mich bitte, bevor wir gehen, einmal telefonieren lassen. Wir drei, d.h. expressis verbis eigentlich nur ich, sitze auf Bitten von Kurt Hager hier. Er bat mich darum, ihn bitte anzurufen, sobald eine Entscheidung naht.“ Ich brauchte nicht zu telefonieren. Die Saline blieb. Sie wurde nicht abgerissen. - Auf der Rückfahrt nach Dresden fragte mich Hans: „Hat der Hager Dir das gesagt?“ „Natürlich nicht“, gab ich zurück. „alles war von mir erfunden und erlogen!“

Ein wichtiger Beschluss, den die unter Otfrieds Präsidentschaft bei Mittag (natürlich war ich auch dort Mitglied) installierte Arbeitsgruppe fasste, war, dass man allen Industrieministerien der DDR empfahl, für die gesamte in ihrem Verantwortungsbereich befindliche Industrie Traditionskonzeptionen zu erarbeiten und dieselben zu realisieren. Natürlich konnte das nicht von heute auf morgen geschehen. Als Vorreiter für diese Arbeiten wurde das Ministerium für Erzbergbau, Kali und Metallurgie ausgewählt. Dort wollten wir das Fallbeispiel schaffen. Ich übernahm im Auftrag des Erzbergbau, Kaliindustrie- und Metallurgieeministers Kurt Singhuber den Vorsitz. Wir kannten uns inzwischen persönlich. Auch in Sachen Denkmalpflege betreten wir beide kein ausgesprochenes Neuland. Immerhin fiel in seinen Verantwortungsbereich die von uns bis dahin schon aufgebauten Objekte Happelshütte, das Hammerwerk Ohrdruf und das Mansfeldkombinat. Außerdem hatte ich ihn in meiner Eigenschaft als Dekan schon ab und zu an der Bergakademie zum Mitglied einer Promotionskommission berufen.

Ende September 1989 hatten wir den ersten Entwurf dieser Konzeption fertig. Wir waren mit Recht sehr stolz darauf. Wahrscheinlich ist das eine internationale Einmaligkeit. Ich kenne keinen so genannten sozialistischen Staat, der sich in dieser Richtung auch nur versucht hätte. In kapitalistischen Staaten sind derartige Aktivitäten aufgrund der Eigentumsverhältnisse noch sehr viel schwerer gesellschaftlich zu realisieren, wahrscheinlich überhaupt nicht. Es war deshalb nicht zufällig, dass ich mein Exemplar dieser Kommission noch 1989 oder 1990

nach Bochum schleppte und dort dem Deutschen Bergbaumuseum zur Aufbewahrung übergab. Denn die von mir damals befürchtete denkmalpflegerische Inkompetenz der 1989 auf uns zukommenden bundesgermanischen Besatzungsmacht und ihrer Gehilfen im Osten wurde von der Realität noch in den Schatten gestellt. Sie benahmen und benehmen sich nicht selten so wie die Personen, die Albert Einstein 1914 als Großhirnamputierte bezeichnete, weil sie die kaiserliche deutsche Offensive an der Westfront und ihre gesellschaftlichen Folgen als zumutbar ansahen.

Rainer Slotta, der unsere Versuche einer gesamtstaatlichen Leitungsmaschinerie zwecks industrieller Erbpflege interessiert verfolgte und begutachtete, meinte mehr als einmal: „Wenn ihr das so durchsteht, und das sieht danach aus, dann gratuliere ich euch. Wahrscheinlich geht das aber nur in einem sozialistischen Staat! Bei uns stehen die diversen Eigentumsverhältnisse und die föderale Kulturpolitik solch einem Vorgehen entgegen.“ Trotzdem, wir beide waren nicht ein Typ von Kapitulanten. Wir verfolgten unser Ziel weltweit unter der Losung: Industriearchäologen aller Länder, vereinigt Euch!

Mein weitgehend Realitäten Rechnung tragendes Demokratieverständnis schien sich in der Welt herumgesprochen zu haben. Einmal, im Frühjahr 1986, klingelte in meiner Freiburger Amtsstube das Telefon. „Hier Deutsches Museum München, Mayer“, dröhnte es am anderen Ende. „Herr Wächtler, wissen Sie, was CIMUSET bedeutet?“ „Nein“, war meine Antwort. „Das ist französisch und ist übersetzt die Abkürzung für Internationales Komitee für wissenschaftliche und technische Museen“, kam prompt eine Erklärung durchs Telefon. „Da hinein sollen Sie in 14 Tagen gewählt werden. Sie brauchen nicht erst nach Brasilien zu kommen, wo das vonstatten geht. Es genügt, wenn Sie uns die Wahlunterlagen ausgefüllt zusenden. Ach, noch eine Frage. Kennen Sie unseren norwegischen Kollegen Thorleif Lindtveit?“

„Ja, natürlich kenn ich ihn. Er ist mir sehr sympathisch!“ „So soll es auch bleiben, Herr Wächtler, sehr sogar!“ Als ich einen Monat später den Wahlbericht erhielt, war ich ohne Gegenstimme Mitglied dieses Gremiums geworden. Otto Mayer vertrat mit ebenso blütenreiner Weste die Bundesrepublik und Thorleif war Präsident. Die meisten Mitglieder von CIMUSET leiteten international bekannte Museen. Irgendwie konnte ich in dieser Hinsicht auch da mithalten, denn mir war 1984 durch meinen zuständigen Minister „die hohe Ehre“ zuteil geworden, die DDR ebenfalls durch ein Nationales Technikmuseum noch attraktiver zu gestalten. Natürlich hatte sich das auch schon bis München herumgesprochen und über unsere allerersten Erfolge freute man sich dort ehrlich mit.

An der Bergakademie Freiberg wurde mein Wissenschaftsbereich um eine Arbeitsgruppe „Nationales Technikmuseum“ erweitert. Dafür erhielt ich zwei Stellen zusätzlich. Auf die eine setzte ich Frau Dr. sc. phil. Dipl. Ing. Ute Maria Krüger, die bei Jürgen Kuczynski und mir sich gleich unter der Überspringung der Promotion mit dem Thema „Die Widerspiegelung der Industriellen Revolution in der Trivilliteratur“ habilitierte und Dr. phil. Dipl. Ing. Klaus Müller. Ute war, bevor sie bei mir Aspirant wurde, am Verkehrsmuseum Dresden tätig. Klaus war gewissermaßen zu mir strafversetzt worden, weil er einen persönlichen Lebensstil praktizierte, der der SED-Bezirksleitung Karl-Marx-Stadt nicht passte.

Nachdem er vielleicht vier Wochen bei mir war und wir wunderbar harmonierten, fragt er mich mal: „Hast du eigentlich einmal die Beurteilung gelesen, die mit mir mitgeschickt worden ist?“ „Nein, um Gottes Willen, habe ich vielleicht deshalb eine Gehaltszulage abgeschmettert?“ Er lachte, später hat er mir gesagt, dass er dort begriffen hat, was ich von solchen Wischen halte.

Beide haben in der Zeit bei mir einen entscheidenden Anteil daran, eine neue akademische Disziplin, die Technische Museologie, wissenschaftlich theoretisch zumindest mit (wahrscheinlich sogar mehr) aus der Taufe gehoben und die erste Konzeption für das für Karl- Marx- Stadt/ Chemnitz von uns projektierte Technikmuseum entworfen zu haben. Hätte es Klaus Müller nicht gegeben, dann wäre Chemnitz heute ohne das für seine Traditionen wichtigste Museum. Wie würden die USA- Kollegen und die Briten sagen: „Chemnitz is the Birthplace of Industrial Revolution in Germany!“ Otto Mayer grünte über diese Losung, als wir uns dann zu – heute würde man Gipfel sagen – Unterhaltungen trafen: „Wie wollen wir es nun machen, d. h. den Deutschen ihre Industriegeschichte museal beizubringen. Wir waren zu Beginn unserer Unterhaltung Optimisten und waren es am Ende noch mehr! Die Rolle des Deutschen Museums wollten wir erhöhen, und die anderen Museen unter stärker industriearchäologischen Aspekten als bisher darum herum gruppieren.“

Als ich wieder in Freiberg war, marschierte ich mutig auf dieses Ziel los. Die Zentrale des Museums in der DDR sollte das noch existierende Gebäude des Erlwein- Gasspeichers in Dresden- Reick werden. Da dieser Bau von einem Industriepark im englischen Stil und von weiteren ähnlichen Gebäuden ergänzt wird, boten sich stilistisch harmonisierende Ergänzungen an. Natürlich war das Schiffahrtsmuseum in Rostock vorgesehen usw. Das alles konnte nicht in einem kurzen Zeitraum entstehen. Als ich in Dresden mit dem dortigen damaligen ersten Sekretär der SED-Bezirksleitung, Dr. Hans Modrow, sprach, sagte er: „Nicht schlecht“. Ab sofort lud er mich zu den Sitzungen des Dresdner Parteimuseumsaktivs ein. Da waren vertreten die Staatlichen Kunstsammlungen, das Verkehrsmuseum usw. Ich hatte damit Kontakt zu Menschen, die auch mit ähnlichen Problemen fertig werden mussten wie ich.

Dass dies alles nicht leicht werden würde, begriff ich einmal mehr einige Zeit später. Ich traf auf dem Theaterplatz Hans Modrow. „Wo gehst du hin?“ fragte ich. „Ich gehe in die Katholische Hofkirche. Ich will diese dem Papst übergeben. Die wird uns zu teuer. Du weißt ja, seit der Enteignung der Wettiner 1918 folgende gehört die dem Staat“, sagte er. Tage später trafen wir uns zufällig wieder. Meine Frage: „Bist du sie los?“ „Nein, der Vatikan nahm sie nicht einmal geschenkt. Angeblich hat der auch kein Geld!“

Auch irgendwann in dieser Zeit klingelte wieder einmal das Telefon. Ich nahm ab und hörte: „Hier ist der RIAS Berlin, Buchholz. Ich habe eine Studienreise nach Freiberg genehmigt bekommen und möchte in unserem Sender den Freiburger Bergbau vorstellen. Man sagte mir, ich solle mich an Sie wenden, Sie würden mir schon alles erklären.“ „Gut“, sagte ich, „mach ich. Wann kommen Sie denn?“ „Übermorgen!“ kam die Antwort. Ich beschrieb der Dame noch, wie sie mich fand. Zum angegebenen Zeitpunkt stand sie in der Türe. Wir machten um diese Zeit wie gewohnt Frühstückspause. Klaus Müller erzählte den Anwesenden gerade wieder Schnurren, angebliche Wahrheiten, aus seinem Leben. Alle lachten. Wir gaben der Dame auch eine Tasse Kaffee, schoben ihr etwas zum Essen zu. Sie begriff, sie gehörte ab sofort zu uns.

Eine Stunde später befuhren wir die Lehrgrube Alte Elisabeth der Bergakademie. Dr. Herbert Pforr, der Grubendirektor, führte. Staunend nahm die Kollegin die Welt unter Tage vom 16. bis zum 20. Jahrhundert zur Kenntnis. Alles fand sie spannend, nur wollte es ihr nicht in den Sinn, dass das mühsame Herumkraxeln auf Leitern oder gar Kriechen „befahren“ heißt. Dass wir die Leitern dann auch noch als Fahrten bezeichneten, konnte sie erst recht nicht begreifen. Am nächsten Tag packte ich sie in meinen Wartburg und zeigte ihr die erzgebirgische Wasserwirtschaft bis hoch zum Schwarzenberg. Als sie ging, sagte sie zwei Dinge. 1. fragte sie mich, ob ich verstehen würde, dass sie noch einmal wiederkommen möchte.

2. ob sie mir vor der Sendung das Manuskript noch einmal zuschicken dürfe. Sie könnte nicht garantieren, dass sie alle Vokabeln des sächsischen Bergmannsdeutsch richtig begriffen hätte. Ich sagte für beides zu. Als erstes schickte sie dann meiner Sekretärin eine ansehnliche Bonboniere. Wochen später war sie selbst wieder da. Wieder befuhr sie den Freiburger Silberbergbau. Dann hörte ich eine ganze Weile nichts von ihr. Plötzlich klingelte das Telefon. Sie war am Apparat. „Sie wollten doch mein Manuskript begutachten. Ich habe es geschickt und höre nichts von ihnen“, flehte sie. „Bitte rufen Sie mich morgen früh um 9 Uhr wieder an.“ „Da ist sicher wieder etwas fehlgelaufen. Ich bringe das in Ordnung“, gab ich zurück.

Minuten später war ich im Bereich des ersten Prorektors und erfuhr dort, dass man es nicht für der Würde eines sozialistischen Professors für angemessen hält, dass er so ganz einfach mit dem RIAS Verbindung unterhält. Ich zähmte mich, machte den Herrschaften klar, dass es sich für mich um einen Ministeriumsauftrag handele, der mit der Bergakademie gar nichts zu tun habe. Ich würde jetzt bis drei zählen und dann den Minister persönlich anrufen. Meine Angeberei half. Ich erhielt das unterschlagene Manuskript, und am nächsten Tag machten wir telefonisch aus einigen noch vorhandenen Leitern Fahrten und fanden eine Überschrift, die so klang wie „Grubenbefahrung“!

Als ich ca. eine Woche später das inzwischen fertig gestellte Steinkohlebergbaumuseum Oelsnitz mit einweihete, sagte mir der Kulturminister Hans-Joachim Hoffmann: „Eberhard, das Ding hier habt ihr prima gemacht. Im Übrigen, die Rundfunksendung am vorigen Sonnabend fand ich auch große Klasse.“ „Aber, Genosse Minister, seit wann hörst du denn den RIAS?“ Er hat dann noch etwas gesagt- nur Goethe hat im Götz vergleichbar unanständige Worte gefunden.

Kurz danach rief mich wieder Rainer Slotta an und teilte mit, dass er einen aus seiner Sicht sensationellen Fund gemacht habe. Er hätte in Privatbesitz ein Meißner Service entdeckt, das dem Freiburger Oberberghauptmann von Herder bei irgendeiner passenden Gelegenheit von irgendjemand geschenkt worden sei. Ich habe die genauen Namen längst wieder vergessen. Das Tolle an dem Porzellanmonster ist, dass darauf alle wichtigen Berg- und Hüttenanlagen des fiskalischen erzgebirgischen Montanwesens abgebildet seien. Er wolle nun in einem Buch das Service, dessen Bilder und wenn es geht in Fotografien den heutigen Zustand der vormaligen Produktionsanlagen dokumentieren. Das sei aus seiner Sicht eine schöne Sache zum Problemkomplex: Kunst als industriearchäologische Quelle.

Auf die Frage, wann er kommen wolle, nannte er mir einen Termin. Ich hab ihm die Einreisepapiere besorgt. Sonntags kam er. Montags hatte ich eine außerordentliche Dienstbesprechung angesetzt. Rainer erläuterte dort sein Vorhaben. Dann wurden meine Assistentinnen und Assistenten, Evi Kretzschmar und Rainer Sennewald, eingeteilt, wann und wie sie Rainer betreuen sollten. Als Gast wirkte, weil ich nicht genug Leute hatte, noch zusätzlich Otfried Wagenbreth als Angehöriger der TU Dresden mit. Wir zwei waren gerade dabei, in zwei Bänden die technischen Denkmale des Erzgebirges vorzustellen. Ich selbst ordnete mich ein und übernahm die Organisation eines Archivbesuches in der Meißner Porzellanmanufaktur. Dort mussten sich ja auch die Originalzeichnungen für die Bilder auf den Tassen und Tellern finden.

Rein wissenschaftlich war das Ganze an sich kein Problem. Nur zwei Schwierigkeiten gab es.

1. Die meisten der zu fotografierenden Objekte lagen im Bereich des Bergbaus der SDAG Wismut. Natürlich war dort das Fotografieren, wenn man nicht eine gültige Genehmigung besaß, mit einem gewissen Risiko verbunden.

2. Die Porzellanmanufaktur Meißen galt als besonders zu sicherndes Exportunternehmen. Dort konnte man nicht ohne weiteres herein und heraus. Natürlich gab es auch dafür Besuchergenehmigungen. Aber ehe die auf einem ziemlich langen bürokratischen Weg für Bundesgermane genehmigt wurden, konnten einige Wochen vergehen. So viel Zeit hatten wir nicht. Das kleinere Übel in Meißen war, dass wahrscheinlich die Pförtner und Betriebswachen alle Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit waren.

Ohne sonderlich über das Wenn und Aber zu diskutieren, gingen wir in medias res. Rainer bannte das Erzgebirge des Ostens auf die Filme des Westens. Die Deutsche Fotothek Dresden schloss aus ihren Beständen noch auftretende Lücken.

Am letzten Tag seines Arbeitsaufenthaltes stieg ich mit Rainer in dessen Auto. Im Meißner Triebischtal fanden wir eine Parklücke. Dann gab ich Rainer meine Aktentasche. „Bitte, trag sie mal.“ Dann marschierten wir zum Haupteingang. Dort an eben der Eingangstüre, nur auf der Hofseite, wartete schon der Archivdirektor und Direktor für Internationale Beziehungen der Manufaktur, mein ehemaliger Doktorand und guter Freund Dr. Willi Goder. Da man mich in Meißen seit dem Böttgerjubiläum sehr oft sah, grüßten mich sogar die Pförtner. Als ich durch war, drehte ich mich um und sagte sehr laut: „Herr Slotta, kommen Sie endlich, ich brauche jetzt meine Tasche!“ Rainer ließ sich das nicht zweimal sagen, rannte durch die Türe, gab mir die Tasche. Die Arbeit im Archiv begann. Wir hatten nach einigen Stunden ein wunderschönes Ergebnis. Alles hatte wie erdacht geklappt.

Das Buch erschien. Das Deutsche Bergbaumuseum machte eine Buchpremiere. Rainer schilderte das Entstehen. Im Vorwort dankte er überschwänglich all denen, die ihm halfen. Für Bildzeitungsleser brach ein Bild über die böse DDR zusammen. Doch auch einige bei uns bekamen Manschetten.

Die Sache wurde dem Minister für Glas und Keramik vorgetragen. Als der, danach fragend, vernahm, das Meißen dadurch noch zwei Bestellungen für Nachfertigungen des Services erhalten hatte, ließ er mir durch einen seiner Mitarbeiter bzw. den damaligen Generaldirektor der Meißner Manufaktur, Prof. Dr. Karl Petermann, herzlich danken.

Das Allerschönste, man kann auch sagen, das Schizophrenste meiner Erlebnisse in der Periode der deutschen Zweistaatlichkeit geschah 1987 bis 1989. Neben meiner Sekretärin stand wieder einmal ein noch relativ junger Mann. „Dauskardt“, stellte er sich vor, „ich bin der Direktor des westfälischen Freilichtmuseums für Handwerk und Technik, der Nachfolger von Kollegen Sonnenschein.“ Letzteren hatte ich auch einmal irgendwo irgendwie kennen gelernt, auch sein Museum hatte ich besucht. „Wir wollen bei uns die Kupferverarbeitung und -veredelung von der Renaissance bis zum 18. Jh. darstellen. Natürlich brauchen wir dabei sachkundige und methodische Hilfe. Niemand in unserem Staat hat sich dazu bereit erklärt. Ich glaube, es war Prof. Dr. Weber von der Ruhruniversität, der mir empfahl, mir einmal im Erzgebirge Hütten- und Hammerwerke aus dieser Zeit anzusehen und dann nach Freiberg zu Ihnen zu fahren und darzulegen, wo mich der Schuh drückt.“

Einige Zeit zuvor hatte ich von unserem Minister für Hoch- und Fachschulwesen, inzwischen war das Prof. Dr. Böhme, die Genehmigung erhalten, zur theoretisch- wissenschaftlichen Vorbereitung des Nationalen Technikmuseums der DDR an Doktoranden der technischen und naturwissenschaftlich- mathematischen Fakultäten Themen für deren Belege im Fach Marxismus- Leninismus mit dem Schwerpunkt Technikhistorische Dokumentation, Geschichte der Produktivkräfte und der Geschichte der Wissenschaften auszugeben und bearbeiten zu

lassen. Da ich die Zentrale dieses Museums im Einvernehmen mit dem Ministerium in Dresden plante, (der Erlweinspeicher des Gaswerkes Dresden– Reick war als Zentralbau vorgesehen!) lief schon an, dass ich die Technische Universität Dresden, die Technische Universität Karl- Marx- Stadt, die Verkehrshochschule Dresden und die Militärakademie Friedrich Engels der Nationalen Volksarmee in dieses museologische Doktorandenforschungsprojekt mit einbezog. Die ersten 20 bis 30, vorwiegend an der Bergakademie Freiberg abgefassten ML- Belegarbeiten von Doktoranden übertrafen alle Erwartungen. Ausprobiert hatten wir das Ganze bis hin zur Überführung in die Praxis schon bei der Wiedererrichtung des Ohrdruffer Hammerwerkes. Tüchtig Hilfestellung geleistet hatte mir dabei der Dozent. Dr. Lietzmann von unseren Hüttenleuten und Klaus Müller von der von mir geleiteten Arbeitsgruppe Technisches Museum der DDR des Ministeriums für Hoch- und Fachschulwesens.

Ich empfahl Dauskardt noch, mit Manfred Wendler in Ohrdruf und Dr. Lietzmann in Freiberg Kontakt aufzunehmen. Mit Lietzmann schneiderte ich noch die Themen für zwei oder drei Belegarbeiten zurecht. Das war es dann fürs erste! Kurz vor der Verabschiedung fragte mich Dauskardt noch, wie viel ihm das Forschungsunternehmen kosten würde. Daraufhin nahm ich ihn mir zur Seite und sagte: „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort. Alles wird in höchster Qualität pünktlich geliefert! Aber wenn Sie noch einmal in irgendeiner Form nach dem Preis fragen oder so dämlich sind, das schriftlich zu tun, dann ist alles aus. Für die Finanzobrigkeit der DDR darf das Projekt nicht existieren.“ Er guckte vor Schreck wie besoffen, aber er tat wie geheißen!

Im Frühjahr 1991 war es so weit. Unsere Kupferanlage wurde im Hagener Museum mit dem üblichen Bahnhof eröffnet. Wendler, Lietzmann, Müller und ich waren auch dabei. Ein Vorsitzender von einer westfälischen Kulturvereinigung, Pfarrer von Beruf, hielt eine ebenso lange wie dusslige, in diesen Monaten besonders übliche Rede. Danach musste ich als einer von den heimgeholten Brüdern und Schwestern glücklich sein, diesen Tag hier in Hagen miterleben zu dürfen, um zu begreifen, was in der bedeutenden BRD alles möglich war und ist. Im Übrigen schimpfte er noch tüchtig auf den Marxismus- Leninismus. Als er mit seinem Sums fertig war, hielt ich ihm ein Privatissimum und zeigte ihm die Arbeitsunterlagen für das soeben eingeweihte Werk. Als er las: Belegarbeit im Fach Marxismus- Leninismus, schnappte er nach Luft, kam wieder zu sich und verschwand dann am Arm seiner aufmerksamen Gattin von der Bildfläche.

Bei Beginn jedes Wintersemesters wurden an unserer Sektion für Sozialistische Betriebswirtschaft etwa 100 Studenten immatrikuliert. Bis etwa 1969 waren das auch bei uns, den Traditionen einer montanwissenschaftlichen Universität entsprechend, überwiegend junge Männer. Mit dem Studienjahr 1968/69 hatte sich das geändert. Bei uns überwogen in den ökonomischen Fachdisziplinen seit dem prozentual Mädchen. Vorher wurde in der Presse darüber geschrieben. Von diesem Moment an entwickelte sich ein Teil der Freiburger Einwohner zu Moralaposteln. Obwohl die Elbe und noch mehr die Nordsee relativ weit von der Stadt entfernt waren, fürchtete man ein kleines St. Pauli. Als auch noch bekannt wurde, dass man eigens Studentenheime für Mädchen einzurichten gedachte, glaubten manche Freiburger, dass man nun die Clemens- Winkler- Straße in Große Freiheit umbenennen müsste. Aber all die Hoffnungen der falschen scheinheiligen Moralisten erfüllten sich nicht.

Für jedes Studienjahr war für die Studenten ein Professor als Ansprechpartner eingesetzt. An diesen konnten sich die Mädchen und Jungen wenden, wenn sie irgendwelche Probleme hatten. Seit Beginn des Wintersemesters 1970/ 71 hatte ich eine derartige Funktion wahrzunehmen. Ich freute mich darauf, schließlich wollte ich früher einmal Lehrer werden.

Mein geheimer Wunsch als Einsatzort war ein Waisenhaus gewesen. Nun hatte ich den ganz amtlichen Kontakte zu jungen Menschen.

Eines Tages klopft es an meine Tür. Vier Mädchen und vier Jungen, alle so 20 bis 23 Jahre alt, bitten, eintreten zu dürfen. Dann erzählen sie mir, dass sie am gerade zu Ende gegangenen Wochenende gegen die Ordnung der Bergakademie verstoßen hätten und nun bestraft werden sollten. Ob ich ihnen helfen würde. „So gut ich kann“, versicherte ich. Dann erzählten sie. In einem Studentenklub wäre am Sonnabend Tanz gewesen. Als, weil Polizeistunde einsetzte, das Ganze zu Ende war, ließen die Mädchen sich von ihren Begleitern nach Hause schaffen. Vor dem Klub bemerkten sie, dass es stark regnete. Rasch brachten die Jungen die Mädchen zu ihrem Wohnheim. Der Regen hörte nicht auf, im Gegenteil, es goss immer stärker, und das Internat der Jungen war fast eine Stunde vom Mädchenheim entfernt. Die Mädchen wurden sich einig, dass sie die Jungen unter diesen Umständen unmöglich vor die Türe setzen könnten. Also gingen die Jungen mit auf die Mädchenzimmer. Als Jungen und Mädchen müde wurden, rückte man in den bereit stehenden Betten etwas zusammen. Es stellte sich heraus, dass in ein Mädchenbett auch gut und gerne ein Pärchen passte. Das ging so lange gut, bis eine Heimkontrolle kam und die Anwesenheit von nicht in den Räumen polizeilich gemeldeten Personen feststellte. „Und weiter“, fragte ich? Daraufhin versicherten mir die acht, dass sie nur anständig miteinander geschlafen hätten. „Das will ich auch hoffen“, sagte ich und erbot mich, sie telefonisch mit meiner Frau zu verbinden. Diese könnte ja, gesetzt den Fall, dass man mir nicht glaube, meinen Schützlingen erklären, was sie unter „anständig miteinander schlafen“ versteht.“

Junge Menschen sind eben junge Menschen! Nicht alles, was sie tun, ist immer ganz richtig. Aber man kann jungen Leuten nicht das nehmen, was sie brauchen. Das Ganze wurde amtlicherseits schließlich prinzipiell als Bagatelle niedergeschlagen. Als die Studenten mich zum Schluss des Ganzen fragten, was ich empfehle, sagte ich: „Wenn euch das häufig passiert, weil auf den Wetterbericht im Radio kein hundertprozentiger Verlass ist, dann überlegt, ob ihr euch vielleicht nicht doch einmal einen Regenschirm kauft. Es kann ja auch schon einmal tagsüber regnen!“

Einmal schoss eine noch relativ attraktive Mittvierzigerin durch meine Türe. In der Hand hielt sie einen noch vor kurzem zum Rasieren eines männlichen Gesichtes benutzten Rasierapparat. Sie hielt mir den vor die Nase und sagte: „Den habe ich auf dem Nachttisch meiner Tochter im Studentenheim gefunden! Ich fordere deren Bestrafung! Auf mich hört sie ja nicht mehr.“

„Nun“, sagte ich, „der Fall ist kompliziert, da das Ablegen von Rasierapparaten auf Möbeln in Studentenheimen nicht ausdrücklich untersagt ist!“ Ansonsten bat ich die Dame, in sich zu gehen und sich zu überlegen, was ihr im Alter von 20/ 21 Jahren alles passiert sei. Sie ging. Etwas später traf ich dann die Tochter. Sie hatte ein verweintes Gesicht und war außerdem offensichtlich verprügelt worden. Ich sagte ihr: „Bitte, sage deiner Mutter, wenn du im Moment verständlicher Weise noch nicht kannst, dann später, dass ich sie nicht wieder sehen möchte. Und wenn sie dennoch kommt, schmeiße ich sie wegen Hausfriedensbuch und Körperverletzung hinaus!“ Die Olle ist nie wieder aufgetaucht!

Einmal kamen zwei Jungen. Einer von beiden erklärte mir, dass er nur mit sei, aber seinem Freund geraten habe, mit mir zu sprechen. Dann erzählte mir der Freund, dass er sicher in den nächsten Tagen zu einer Gefängnisstrafe verurteilt würde, verurteilt wegen unerlaubten Waffenbesitzes. Ja, er sei ein leidenschaftlicher Fan für alte Waffen und habe diese in der Polsterung der Möbel seiner Großmutter versteckt. Jedenfalls hatten von diesem sonderbaren

Museum fremde Leute erfahren und von dort dann irgendwie die Polizei. Wie das kam, weiß ich nicht, hat mich auch nicht weiter interessiert. Ob er mich als Bürgen bei Gericht anführen dürfe, fragte er mich. Natürlich war ich damit einverstanden.

Er wurde verurteilt. Die Sicherheitsorgane hielten ihn auch für einen guten Kerl, kamen zu mir und sagten: „Wenn Sie die Bürgschaft aufrechterhalten, dann lassen wir ihn in Kürze wieder frei. Er möchte weiter studieren. Da brauchen wir Ihre Bürgschaft ganz dringend, denn die Hochschule möchte keine straffällig gewordenen Studenten.“ „Wer ist das, die Hochschule. Ich bin auch die Hochschule!“ Er kam frei. Er hat sein Studium mit „gut“ abgeschlossen. Dann hat er leitende Funktionen in der Braunkohleindustrie wahrgenommen, noch in der DDR und auch später!

Als 2002 das große Hochwasser Dresden und darüber hinaus Teile Mitteldeutschlands heimsuchte, hat er durch seinen persönlichen Einsatz mehrere Ortschaften vor der Überflutung gerettet. Was große Teile des Apparates der ach, so demokratischen sächsischen Landesregierung bis heute nicht begriffen hatten, lebte er vor. Ich blicke mit Stolz auf ihn.

Um Gottes Willen, niemand möge denken, dass ich in meinem professoralen Leben nur Erfolge erlebt habe. Nein, nicht selten zählte auch ich zu den Geschlagenen. Ich gehörte z.B. mit zu den Verlierern im Kampf um die Leipziger Universitätskirche. Rolf Reuter erzählte mir bei einem Besuch, was der Leipziger SED- Bezirkssekretär Paul Fröhlich plante. Fröhlich artikuliert sich etwa so: „Am wichtigsten Platz einer sozialistischen Großstadt hat eine Kirche nichts zu suchen!“ Das betraf in Leipzig den nunmehr wieder Augustusplatz genannten, damaligen Karl Marx Platz, an dem die Universitätskirche stand.

Daraufhin besorgte ich Aufnahmen vom Roten Platz in Moskau. Diese legte Rolf einem von uns gemeinsam ausgeheckten Brief an Fröhlich bei, in dem er sinngemäß fragte: Ist das ein sozialistischer Platz oder nicht? Außerdem erklärte er sich prinzipiell gegen die geplante Denkmalschändung in Leipzig!

Fröhlich hat mit Rolf nicht gesprochen. Subalterne, darunter der Generalintendant der Leipziger Theater, Karl Kaiser, mussten das erledigen. Dieses Ereignis war dann für Rolf der erste Grund für seinen baldigen Weggang aus Leipzig. Er feierte danach einige Zeit schöne Erfolge mit der Weimarerischen Staatskapelle und wurde dann Generalmusikdirektor der Komischen Oper Berlin. An dieser Personalentscheidung, so flüsterte man damals hinter vorgehaltener Hand, hätte sogar Kurt Hager mitgewirkt. Letzteren hielt ich für einige Etagen besser gebildet als Fröhlich.

Aber auch sonst machte sich die Internationalität der DDR ab und zu bemerkbar. Als ich wieder einmal mit meiner Familie, von Jiri Majer arrangiert, wunderschöne Urlaubstage in Prag verbrachte, besuchten wir auch Karlstein. Das ist, wie es eine junge Museumsführerin dort trefflich formulierte, genau genommen die Datsche Karl IV. Aber dann fuhr sie fort: „Karl IV. war römischer Kaiser und böhmischer König!“ Da ich in diesem Augenblick von lauter Ostdeutschen, Westdeutschen, Österreichern, Schweizern und Westberlinern umringt war, flüsterte diese Menschenschar als Massenchor: „Außerdem Deutscher und Deutscher König!“. Dass er als König von Böhmen auch noch deutscher Kurfürst war, ergänzte ich meiner neben mir stehenden Tochter.

Abends, wieder in Prag angekommen, fragte Jiri: „Wie war es?“ Ich erzählte ihm unser Erlebnis. Er winkte nur ab und sagte, es ist schlimm. Er und andere seien nicht in der Lage, der Wahrheit in der deutsch-tschechischen Geschichtsbetrachtung zum Durchbruch zu

verhelfen. Er müsse mir leider mitteilen, dass seine Tage als stellvertretender Museumsdirektor gezählt seien. Man habe ihn dringend gebeten, in Rente zu gehen, sonst... Ich war erschüttert. Spontan fragte ich: „Würdest du als tschechischer Rentner bei mir in Freiberg als Gastprofessor arbeiten? Ich meine das ernst!“ Er nickte. Ich trug der Fakultät mein Anliegen vor. Sie stimmte zu. Das Ministerium hatte auch keine Einwände, das ZK schon gar nicht. Nur, irgendwie musste unser Vorhaben doch im ZK der Kommunistischen Partei der CSSR in Prag bekannt geworden sein. Jiri wurde in Prag zu seinem Vorgesetzten gebeten. Von Zwangsberentung war keine Rede mehr. Er erhielt eine Gehaltserhöhung und blieb in Prag. Ich war dennoch damit nicht ganz unzufrieden.

29. Ehrenamtliche Tätigkeit

Wir hatten von Freiberg aus so manches Ding gedreht. Ich arbeitete mit großer Begeisterung dort. Aber eigentlich war, bin und bleibe ich, so lange ich lebe, immer Dresdner. Wenn man mich in Dresden zu brauchen glaubte, ging ich hin und gab meinen Dreck dazu. Einmal schien es langsam ernst mit dem Wiederaufbau des Schlosses zu werden. Irgendjemand kam auf die Idee, meine Meinung dazu einzuholen. Natürlich gehörte nach meiner Meinung das Taschenbergpalais zum Schloss. Man kann doch aus einer Wohnung nicht ohne weiteres das Kinderzimmer entfernen. Ein kleines Stück weiter, man kann auch sagen, zwei Querstrassen weiter, hatte man gerade den Fürstenzug restauriert. Und nun wollte man ausgerechnet um den internationalen Kindertag herum das wettinische Prinzenpalais in die Luft sprengen. Mein Glück war, ich war nicht der einzige, der so dachte!

Einmal bat mich Hans Nadler zu sich und sagte, es wird ernst mit dem Pöppelmannhaus in der Großen Meißner Gasse. Man will dort ein Hotel bauen und Pöppelmanns Haus hinwegsprengen. Der drohende Hotelbau ist so eine asiatische Computerkonstruktion, die Japaner auf Bitten Mittags gemacht haben sollen. Als ich den Hotelentwurf sah, war mir klar: Das Ding hätte wirklich in Fernost als Luxusbordell Furore gemacht, aber nur dort und nicht in Dresden.

Abends besuchte ich aus irgendeinem Grund Menzhausens. Lore und Joachim drangen im Laufe unserer Unterhaltung wie die rächende Nemesis auf mich ein und überzeugten mich, dass rasch gehandelt werden müsse. Widerstand muss in Sachen der besagten Gebäude von Pöppelmann geleistet werden. Seit diesem Abend fuhr ich jede Nacht mit meinem Wartburg Patrouille und kontrollierte, ob schon Sprenglöcher angebracht waren oder nicht.

Eines Abends fuhr ich, wie meist, mit dem Zug von Freiberg nach Dresden. Ich traf dort ein paar ehemalige Studenten von mir, die inzwischen beim Talsperrenbau Weimar beschäftigt waren. Sie mussten für das Pöppelmannhaus ein Gutachten anfertigen, ob die Grundmauern desselben in Zukunft noch Hochwasserfluten überstehen würden oder nicht. Das Gutachten war Klasse. Die Autoren führten den Nachweis, dass sie für die Pöppelmannchen Mauern ob ihrer Standfestigkeit jede Garantie übernahmen, wohingegen sie dem japanischen Entwurf bei einem richtigen Hochwasser keine Überlebenschancen gaben.

Ich reihte mich nunmehr noch aktiver in die Front der Denkmalsschützer ein und bombardierte Willi Stoph brieflich. Hans Nadler, dem ich den Brief vor dem Abschicken vorlas, meinte: „Also, besonders zimperlich gehst du mit Berlin nicht um.“ Es hatte auch gut gewirkt, dass wir Günter Mittag als mächtige Nr. 2 im Politbüro per Gerüchteküche davon informierten, dass die Dresdner ihn als Hauptschuldigen an diesem publik gewordenen Kulturfrevel ansahen. Er soll wütend geworden sein und bis zu seinem Tode die Verleumder gesucht haben. Jedenfalls, wir wirklichen Dresdner, beginnend bei Hans Nadler über Annkatrin Bürger und manchem anderen, siegten.

Hans Nadler erzählte mir dann noch von der entscheidenden Sitzung in diesem Kampf, zu der er eingeladen war. Wie er meinte, hatte offensichtlich ein Offizier des Ministeriums für Staatssicherheit einen Vortrag darüber gehalten, welche Rolle die Bewegung zur Erhaltung des Pöppelmannhauses gespielt hat. Alles war peinlich genau registriert und statistisch interpretiert. Mein Brief an Stoph hätte auch eine Rolle dabei gespielt. Dann wurde beschlossen, dass das Haus stehen bleibt und den Kern des neuen Dresdner Hotels Bellevue bildet, an das dann passende Bettenhausflügel anzusetzen sind.

Wenn ich mich daran erinnere, wen ich in den siebziger und achtziger Jahren noch zu den richtigen Dresdnern rechnete (Dresdner wird man nicht einfach durch Geburt oder Zuzug, Dresdner zu sein, ist vielmehr eine Berufung!), dann darf ich einen nicht vergessen, nämlich Kurt Leucht. Kurt stammte als echter Dresdner aus dem Vogtland, ich glaube aus Plauen. Schon als Kind war er dort Mitglied der roten Pioniere gewesen. Seinen exakten Lebenslauf habe ich inzwischen vergessen. Ich weiß nur noch, dass er im 2. Weltkrieg u. a. Beauftragter für das Bauwesen an der Südfront im Stabe von Kesselring war. Natürlich setzte er nach 1945 seine ganze Kraft ein, um den Sozialismus aufzubauen. Er war als Architekt am Bau der Stalinallee in Berlin mit tätig. Er erhielt den Nationalpreis und war auch längere Zeit Stadtarchitekt von Dresden. Über vieles, was er vor allen in Dresden gemacht hat, hatten wir große und mich tief bewegende, manchmal auch durchaus sehr kontrastreiche Diskussionen. Wir waren, wenn es darauf ankam, beide Sturköpfe!

Als langjähriger Stadtarchitekt Dresdens hatte er es besonders schwierig. Wenn man so will, vertrat er während seiner diesbezüglichen Amtszeit konsequent, wenn auch manchmal durch großes diplomatisches Geschick etwas überschattet, jene Linie für den Wiederaufbau Dresdens, die sich als Resultat jener ersten legendären im August 1945 von der Stadtkommandantur der Sowjetarmee einberufenen Sitzung abzeichnete. Dresden musste wieder entstehen! Eine Schlüsselposition war dabei für ihn: Die Frauenkirche muss wieder aufgebaut werden, sonst ist Dresden nicht Dresden. Ihm war manchmal schwummrig zu Mute, wenn ihm z. B. Berlin vorgab an der Nordseite des Altmarktes einen Kulturpalast hinzusetzen, der dem in Warschau oder dem Hotel Ukraina bzw. dem Hochhaus am Smolensker Platz in Moskau und nicht zuletzt manchen, den sowjetischen Monumentalbauten als Vorlage dienenden Gebäuden Chigakos aus den zwanziger Jahre wie aus dem Gesicht geschnitten glich. In seinen „futuristischen“ Zeichnungen konnte er infolge der Berliner Vorgaben einen solchen Koloss zwar nicht umgehen, aber das eigentliche dominierende Gebäude im Dresden der Zukunft blieb für ihn die Frauenkirche.

Über viele andere Dresdner Fragen äußerten wir uns gegenseitig mitunter auch sehr ängstlich. Als Honnecker auf einer Großkundgebung anlässlich der Eröffnung der dritten Semperoper und angesichts der unübersehbaren respektablen Zahl von Baugerüsten am Dresdner Schloss, (die terminlich und technologisch gekonnte Platzierung dieser Dinger war offensichtlich das Ergebnis einer stillen Übereinkunft zwischen Hans Nadler und Hans Modrow,) verkündete, dass das Stadtzentrum Dresdens nun in aller nächster Zeit ganz schnell aufgebaut werden müsste, hielten Kurt und ich den Atem an und sagten: „Die werden jetzt doch nicht alles mit den Großblockbauten zumachen.“ Aber wir waren guten Mutes, denn Dresden hatte gar kein Geld, um solchen vorgegebenen architektonischen Wahnsinn zu realisieren. Und wo so etwas drohte, stemmten wie uns mit dagegen. Auch dieses Mal krepelten wir die Ärmel hoch. An die Katastrophen, die sich die neue Macht der Demokratie nach der Wende in Dresden leisten sollte, dachten wir nicht. Auf so viel Idiotie wären wir auch gar nicht gekommen. Es ist eben manchmal doch gut, dass Städte für einen raschen blödsinnigen Aufbau kein Geld haben.

Noch einige Jahre nach der Angliederung der DDR an die BRD haben wir vieles architektonisch gemeinsam erlebt. Die Frauenkirche steht wieder. Leider hat Kurt die Eröffnung derselben nicht mehr erlebt. Wir hätten sicher zusammen gelacht, wenn wir gesehen hätten, wie die, die erst gegen den Aufbau derselben agierten, sich plötzlich dicke machten. Und wenn man heute sich die weltberühmte Stadtansicht Canalettos aus dem 18. Jahrhundert ansieht, da kann man nur sagen: Die beiden Kirchen, die katholische wie die evangelische, fordern von jedem Betrachter Toleranz. – Im Übrigen, beide Bauten gehören nicht mehr der Kirche! Die katholische Hofkirche gehört seit 1918, seit der Abdankung der

Wettiner, dem Freistaat Sachsen und die Frauenkirche einer Stiftung. Vielleicht sind sie heute deshalb mehr denn je Besitz aller Menschen.

1988 oder noch ein Jahr vorher hatten wir wieder einmal eine Beratung mit Hans Modrow, in der er uns bat, darüber nachzudenken, wie wir auf das 900-jährige Herrschaftsjubiläum des Hauses Wettin reagieren. 1089 waren sie ja an die Macht gekommen. Auf dem Heimweg ging ich ein Stück mit Manfred Bachmann, der damals Generaldirektor der Staatlichen Kunstsammlungen war. Einen Vorschlag, den ich beim Gehen machte, hielt er für nicht uninteressant und überlegenswert. Ich hatte ihm dargelegt, dass die großen Leistungen der Wettiner in der Förderung von Kunst und Bergbau bestünden. Das könne ihnen niemand streitig machen. Er nickte zustimmend und meinte, dass er mit Hans Modrow darüber sprechen werde und mir dann wieder Bescheid geben würde.

Ich hatte das Gespräch schon wieder vergessen, da klingelte eines Tages das Telefon. Eine Mitarbeiterin von Manfred, Frau Bärthold, meldete sich. Sie war leicht verzweifelt, weil Manfred ihr ca. eine Stunde vorher den Auftrag gegeben hatte, schnellstens die Konzeption einer Ausstellung mit dem Thema „Kunst und Bergbau in Sachsen“ zu erstellen. Morgen müsse er dieselbe bei Modrow abliefern. „Können Sie helfen?“ war ihre Frage an mich. Nicht aufregen, ich helfe. Heute wird es allerdings nicht mehr. Und wenn Sie mir sagen, dass Sie nichts davon verstehen, dann geht es Ihnen so wie Ihrem Generaldirektor. Also, die Konzeption können wir bis morgen schaffen.“ Morgens 9 Uhr war ich bei ihr. Sie übergab das Papier ihrem Chef, und der düste damit in die Bezirksleitung der SED.

Aber damit war noch nicht geklärt, wer die Ausstellung samt Katalogen macht. Manfred schlug Dr. Harald Marx vor. Er kam und nahm den Auftrag seines Vorgesetzten an. Wahrscheinlich war er doch ein klein wenig sauer, dass er nicht bei der Erarbeitung der Konzeption hinzugezogen worden war. Dafür hatte ich sehr wohl ein großes Verständnis. Tags darauf trafen wir uns noch einmal. Seine Korrekturvorschläge warfen die Welt nicht um. Ich fand sie schön und richtig, keinesfalls arrogant und besserwisserisch. Los ging es. Alle Interpreten der Ausstellung, die vom April bis zum September 1989 im Albertinum zu sehen war, und damit zugleich auch Mitautoren der Kataloge konstituierten sich als das, das ganze Unternehmen tragende Kollektiv. Die Ausstellung wurde als eine Gemeinschaftsproduktion der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden und der Bergakademie Freiberg ausgewiesen. Vorsitzender war Manfred, ich war sein Stellvertreter, und Harald, der der eigentliche Schwerarbeiter in dieser Runde war, fungierte als Sekretär. Alles, was in Dresden etwas von Kunst oder Bergbau verstand, wenn es ging von beiden je etwas, rief Harald zusammen. Begonnen wurde noch im Sozialismus, beendet wurde das ganze dann nach der Wende.

Noch heute künden davon:

1. Ein bei Edition Leipzig mit Nachauflagen in Frankfurt und Stuttgart und Paris erschiebener repräsentativer Katalog in Gestalt eines bebilderten Bandes unter dem Titel: Das silberne Land
2. Ein von den Staatlichen Kunstsammlungen Dresden (sprich vor allem von Harald Marx) und der Bergakademie Freiberg besorgter Museumsführer sowie
3. Ein DEFA-Film mit dem Titel: Der silberne Boden, für den Harald und ich das Drehbuch verfassten.

Rainer Slotta aus Bochum war natürlich zu unserer Eröffnung eingeladen. Das war für ihn vielleicht der letzte Anstoß, um für den restlichen deutschen Bergbau das Thema „Kunst und Bergbau“ in einer Sonderausstellung seines Museums im Stammsitz Schloß Cappenberg der

Familie von und zum Stein über die Bühne gehen zu lassen. Natürlich, wir wohnten damals schon de facto in einem Staat, nahm ich an dieser Eröffnung ebenfalls teil.

Harald und ich, wurden im Verlauf dieser Arbeit so etwas wie „gute Freunde“. Einmal fragte ich ihn, da er an dem Thema wirklich immens gearbeitet hatte und es nun wirklich zum größten Teil seine Ausstellung war, ob er sich mit diesem Thema nicht bei mir an der Bergakademie Freiberg habilitieren wolle? Er musste dazu noch einmal eine Thesencharakter tragende Schrift einreichen und dann sich dem üblichen Prüfungen incl. Verteidigung unterziehen. Als zweiten Gutachter gewann ich den damaligen Direktor des Wissenschaftsbereiches Kunstgeschichte an der Berliner Humboldtuniversität, Peter Feist. In die Prüfungskommission berief ich noch neben Freiburger Senatsmitgliedern einige Kollegen, die an anderen großen Museen der DDR tätig waren. Alles lief planmäßig ab. Harald hatte es mehr als verdient. Nur einer hatte versucht, wie Jahre zuvor bei der Dissertation von Ingelore Menzhausen, irgendwie zu nörgeln: Manfred!

Aber das war nicht der einzige Wermutstropfen, den er noch zum Abschluss des Ganzen uns zu verabreichen suchte. Erstaunt war ich, obwohl ich die Drucksachen zusammen mit Harald gemeinsam bearbeitet hatte, dass mein Name unter den Herausgebern fehlte. Ich rief Manfred an: „Ja, das ist so, der Prof. Dr. Nadolski, Chef von Edition Leipzig, hält drei für zu viel, deshalb ...“ Natürlich kannte ich Dieter Nadolski fast so gut wie Manfred. Seine Antwort, die er mir zukommen ließ, war: „Der Bachmann spinnt wohl?“. Natürlich wurde das Ganze korrigiert.

Aber das Ganze hatte ein damals noch nicht abzusehendes Nachspiel. Als der Einigungsvertrag unterzeichnet worden war, hatte man vorgesehen, dass die in der DDR unter der Bezeichnung „Dr. sc. phil.“ de facto habilitierten Wissenschaftler die Umwandlung ihres akademischen Grades in habil. beantragen konnten. In den meisten Fällen war das ein formaler Akt. Nicht so an der Bergakademie Freiberg. Allen, die nach Otfried Wagenbreth bei mir sich unter der ab 1968 gültigen Bezeichnung sc. phil. habilitiert hatten, wurde diese Umschreibung verweigert. Es ist fast grausam, aber es stimmt: Der diese Entscheidung dem neuen Senat in seiner Würde als mein unmittelbarer Nachfolger aufnötigte, war kein anderer als Otfried Wagenbreth. Betroffen davon waren unter anderem Frank Armin Müller, Harald Marx und Rainer Groß. Die wissenschaftliche Welt Deutschlands registrierte das aufmerksam und versicherte mir mehr als einmal: In der BRD wäre Wagenbreth nicht habilitiert worden. Harald nahm es mit Gelassenheit zur Kenntnis. Den akademischen Gremien, die ihn mit dem Dr. sc. phil. an der Freien Universität Berlin und an der TU Dresden zum Professor beriefen, war das gleichfalls Wurst. Sie wussten genau, dass Harald etwas konnte. Auch die Franzosen übersahen die Bedeutung des sich geradezu idiotisch aufplusternden neuen Senats der Bergakademie. Ihr Botschafter kam nach Dresden, um im Namen des Präsidenten der Republik Frankreich Herrn Prof. Dr. sc. phil. Harald Marx zum Offizier der legion de honneur de Republic Francais zu ernennen. Damit hat Harald dort den gleichen Dienstgrad wie z.B. Gina Lolobrigitta. In derselben Qualität die Weisungen unserer neuen Besatzungsmacht missachtend, verfuhr die TU Chemnitz, als sie Rainer Groß als Universitätsprofessor für Geschichte nach dort berief. Freiberg bleibt eben Freiberg! Aber der, der im Auftrag Günter Mittags der wohl zumindest auf dem Papier mächtigsten Arbeitsgruppe Industriearchäologie der DDR vorstand, ernannte sich persönlich zum Widerstandskämpfer!

In Seiffen, dem Dreh- und Angelpunkt der erzgebirgischen Drechselkunst und Spielzeugherstellung, hatte ich inzwischen seit fast 10 Jahren mit Walter Werner einen interessanten Gesprächspartner kennen gelernt. In seiner Produktionspalette spielten Göpelpyramiden und Bergmannsaufzüge eine wichtige Rolle. Daneben war er

Hobbymontanarchäologe und wahrte so vor allem die große Tradition des Seiffener Zinnerzbergbaus speziell und des sächsischen Montanwesens allgemein. Wir tauschten oft unsere Gedanken über das Wesen des erzgebirgischen Bergbaus aus. Von seinem Männelmachen programmiert, suchte er letztlich dasselbe wie ich. Unser beider Ausgangspunkt war allerdings etwas unterschiedlich. Wir suchten die Hauptvoraussetzung für das Funktionieren des Direktionsprinzips in Sachsen. Ich ging in meinen Überlegungen von der geologischen Situation und den Lagerstättenverhältnissen des Erzgebirges aus. Der Bremer Historiker Karl Heinz Ludwig, dem ich einmal von meinen Überlegungen erzählte, ermunterte mich, diesen Denkansatz weiter zu verfolgen, indem er im Gespräch irgendwie formulierte: „Ja, suchen Sie einmal, denn außer in Sachsen hat das Direktionsprinzip nirgends so richtig geklappt!“ Solche Bemerkungen waren für mich der letzte Punkt auf's i! Diese meine Entdeckung genoss ich am besten, wenn ich ein oder zwei Kilometer auf der Gebirgskammstraße von Zinnovec nach Nowy Mestý fuhr und dann einmal mein Auto parkte. Da stand ich direkt an einem fast 80 Grad abfallenden Steilhang über Dux, Brüx und Komotau. Hinter mir fiel das Gelände dagegen in einem 5 bis 10 Grad- Winkel flach in Richtung Dresden und Leipzig. Dieser Landschaftsunterschied offenbarte mir überzeugend den Grund für die montantechnischen und montankulturellen Unterschiede zwischen Sachsen und Böhmen.

Eines Tages sagte Walter zu mir: „Ich glaube, dass ich jetzt des Rätsels Lösung gefunden habe. Ich sehe die Hauptvoraussetzung in der in Deutschland einzigartigen Bergbaupolitik des Herrscherhauses.“ Ich sagte: „Wenn ich es mir richtig überlege, bin ich unabhängig von dir zum gleichen Resultat gekommen!“ Walter Werner hatte inzwischen begonnen, den gesamten Fürstenzug zu dreheln und zu schnitzen. Er hatte es schon dem Manfred Bachmann gesagt. Dieser machte ihm deswegen Vorhaltungen. „Wie kann man denn im Sozialismus einen Fürstenzug produzieren“, sagte der Herr Generaldirektor. Nun war Walter sehr verwundert, dass ich mich über seine Aktivität sehr freute und mit ihm einer Meinung war. Dass er ev. luth. Kirchenvorstandschef von Seiffen, lange Zeit Vorsitzender der Jungen Gemeinde ebendort und ich Mitglied der Hochschulparteileitung der SED und des Senats sowie Dekan der Fakultät für Gesellschaftswissenschaften an der Bergakademie war, tat unserer gemeinsamen Freude keinen Abbruch. Und als wir dann 1998 bis 2000 ein Buch mit dem Titel: „Gedrechselte Geschichte – Bergleute und Fürsten“ machten, mit dem wir unsere Ansichten gemeinsam unter die Menschen zu bringen suchten, da schrieb der Katholik und damalige CDU- Ministerpräsident von Sachsen ein wunderschönes Vorwort.

Der Fürstenzug war noch nicht fertig, als die DDR verschwand. Kurt Biedenkopf, der sich auch an Walters Männeln freute, und ich waren außer den Familienmitgliedern Walters die einzigen Fremden, die von seinem entstehenden Prachtwerk wussten. Dabei waren die Ursachen von Biedenkopfs und meinen Zuneigungen zu dem unbezahlbaren Kunstschatz zumindest anfangs möglicherweise durchaus unterschiedlich.

Inzwischen sind wir drei, Walter Werner, Kurt Biedenkopf und ich, alle Rentner. Manchmal habe ich allerdings nicht den Eindruck, dass die uns nachfolgenden Leute noch richtig begreifen, was Walter für ein einmaliges Kunstwerk geschaffen hat. Besonders tragisch ist dabei das Agieren des Museums für Volkskunst der Staatlichen Kunstsammlungen in Dresden. Man hat das Wernersche Kunstwerk dort noch gar nicht richtig zur Kenntnis genommen. Selbst als ich dem neuen Direktor dabei helfen wollte, hat er mich versetzt. Ich plädiere dafür, dass Walter Werners Fürstenzug seine endgültige Platzierung im Eingangsfoyer des fertig gestellten Dresdner Schlosses erhält. Ein besseres Kunstwerk zur Einstimmung auf die im Schloss zu sehenden Ausstellungen und zur sächsischen Geschichte kann es nicht geben.

Sicher hat man in der sächsischen Landesregierung die Rolle der Volkskunst lange Zeit unterschätzt. Das änderte sich spätestens in dem Moment, (ich glaube das war 1952,) als das Museum für Volkskunst den Staatlichen Kunstsammlungen zugeschlagen und sein Direktor Generaldirektor der Sammlungen überhaupt wurde. Damals geschah dann im weiteren Verlauf der Entwicklung, dass sich die Mitarbeiter der Sammlungen hinter vorgehaltener Hand zuflüsterten: „Wenn bei uns einmal die Sixtinische Madonna geklaut werden sollte, das merkt unser Boss nie. Aber wenn ein Männel auf einer Pyramide fehlt, schlägt er Alarm!“ Nun droht, dass der derzeitige Machthaber über die sächsische Volkskunst fragt: „Was ist ein Schloss, was ist eine Pyramide?“

Es war noch einige Zeit vor der Wende, so kurz nach dem letzten SED Parteitag, da klingelte wieder das Telefon. Irgendjemand vom Ministerium teilte mir mit, dass zu mir ein Journalist vom Westfernsehen kommen würde (Ob ARD oder ZDF, das habe ich vergessen.) Es sei ein gewisser Herr Peter Merseburger. Er wolle mit mir ein Interview machen und auch auf der Alten Elisabeth einfahren. Ob ich ihn kennen würde? Natürlich kannte ich ihn nicht und erläuterte diesen Umstand, in dem ich ergänzte: „Ich wohne ja bekanntlich in Dresden und da schützt mich gewissermaßen die Natur vor so etwas!“

Der Tag rückte heran. Mein Zug aus Dresden war pünktlich, und so trafen wir, der Peter Merseburger und ich, uns Punkt 8 Uhr vor dem Haus, in dem mein Wissenschaftsbereich untergebracht war. Sinngemäß sagte er, dass er zunächst ein paar ältere Kollegen von mir gefragt hätte, wo ich zu finden sei. Die wussten es nicht. Aber die jungen Mädchen, die er danach befragte, haben ihm sachkundig geholfen. „Ist das nicht ein passender Einstieg für Ihre mit mir geplante Sendung?“ Wir flachsten noch ein paar Minuten. Inzwischen hatte Monika einen Kaffee gekocht. Aber wir hatten wenig Zeit. So schnell es ging, fuhren wir zur Grube und dann hinein. Am meisten hat mir der Kameramann leid getan, der ein ziemlich gewichtiges Gerät durch die mitunter jahrhundertealten Grubenbaue schleppen, Fahrten hoch und wieder herunterbugsieren und dann noch drehen musste. Ich weiß nicht mehr genau, wie lange wir unten vor Ort waren. Zwei bis drei Stunden können es doch gewesen sein. Dann fuhren wir aus. An der Hängebank war inzwischen Fernsehtechnik aufgebaut worden, und Peter Merseburger nahm mich– wir waren von einer Herde Neugieriger umringt– nun in die Mache. Nun gut, dies zu tun war sein Job. Ich kann mich über seine Art überhaupt nicht beklagen. Dass er vieles anders sah als ich, war klar. Wenn ich das sage, meine ich nicht den historischen Freiburger Bergbau, von dem verstand er im Prinzip nichts und unterschied sich da wenig von anderen Journalisten. Er nahm meine Art, die Geschichte zu interpretieren, zur Kenntnis und ich die seine. Wir diskutierten auch etwas konträr, wenn es sich nicht vermeiden ließ. Dabei zeigten wir Respekt, aber keine Angst voreinander!

Dann lud ich ihn und seine Gehilfen zum Mittagessen ein. Er wollte nicht. Er hätte in der DDR immer so lange auf einen Ober warten müssen. „Ja“, sagte ich, „das wird daran liegen, dass Sie nicht mit mir waren.“ In unserer Professorenmensa hatte ich alles organisiert. Er und seine Mannschaft bekamen die einzelnen Gänge in einer Qualität und einem Tempo serviert, dass sie überhaupt keinen Grund zum Meckern hatten.

Wir fanden Zeit, uns dann noch ein paar Minuten zu unterhalten. Er stammte aus Zeitz. Nach der ersten Nachkriegskommunalwahl 1946 ist er nach Trizonenien verschwunden, weil ihm, wie er glaubte, Gefahr drohte. Er hatte damals für die CDU agitiert und Plakate geklebt. Da war wohl irgendetwas nicht nach den Vorstellungen bzw. Bestimmungen der zuständigen Wahlaufsichtsbehörde gelaufen! Ich glaube, ich zeigte ihm während der weiteren Unterhaltung beiläufig ein Buch von mir und Otfried. Als er die Autorennamen las, stutzte er

bei Wagenbreth. Natürlich stammt Otfried auch aus Zeitz. Es stellte sich heraus, dass Otfrieds Vater Merseburgers Lateinlehrer war.

Dann kamen wir auf Honneckers Auftritte auf dem kurz vorher stattgefundenen Parteitag zu sprechen. Ihm war das ganz Drum und Dran, wie er sagte, zu katholisch. Ich gab zurück, dass es mir anders auch lieber wäre. Aber ich könnte weder einen solchen Katholizismus in der DDR ganz vermeiden, noch er in der BRD. Bei aller Demokratie, hüben wir drüben, sind wir beide, wenn es manchmal darauf ankommt, zwar unterschiedlich überrascht, aber letztlich machtlos.

Seiner Fürsprache verdankte ich dann noch eine Einladung zu einem Empfang, den die ständige Vertretung der BRD ab und zu für ausgewählte Brüder und Schwestern in der DDR gab. Berlin soll, wie ich hinterher erfuhr, meine Teilnahme genehmigt haben. Das bestätigte sich, als ich dem Ministerium erzählen sollte, was bei dem Empfang in der BRD- Vertretung so alles passiert sei. Ich konnte diesen Wunsch jedoch nicht erfüllen, da die Dienststelle des ersten Prorektors der Bergakademie mir die Einladung wieder einmal vorenthalten hatte. Gott schuf die Welt und am achten Tag (Wahrscheinlich hat er sich am siebenten Tag abends über irgendetwas geärgert!) Freiberg!

Aber es wäre ungehörig von mir, so zu tun, als ob man alle Freiburger über einen Kamm scheren könnte. Freiburger zu sein, an der Bergakademie lehren zu können, das war der größte Wunsch eines Mannes gewesen, den ich in Freiberg kennen lernte und der mir immer mit Rat und Tat zur Seite stand. Ich meine Erich Rammler. Oft habe ich mich mit ihm unterhalten, über sein Leben; vor allem als wir uns in einer Biographie versuchten. Eine Reihe von Gesprächen, die wir über die Braunkohle führten, endete damit, dass er mich zum Mitautor einer Artikelserie über die Geschichte der Brikettierung machte, die er zusammen mit einigen seiner Fachkollegen begonnen hatte.

Erich Rammler war einer der gebildetsten Menschen überhaupt, die mir in meinem Leben begegnet sind. Er liebte die Natur ebenso wie die Kunst. Klavierspielen war wohl eine seiner Lieblingsbeschäftigungen. Während seines Professorenlebens in Freiberg war er einmal drei Tage Rektor. In diesen drei Tagen hat er einen Vertrag mit der Dresdner Philharmonie über jährliche Gastkonzerte des Klangkörpers an der Bergakademie zustande gebracht. Er hielt das, wie er mir gegenüber ausdrücklich betonte, für das schönste Arbeitsergebnis seines Wirkens überhaupt!

Auch an unseren Museumsplänen und industriedenkmalpflegerischen Absichten zeigte er großes Interesse. Als ich einmal nicht weiter wusste, kam er mit mir mit zu einem stellvertretenden Minister. Als wir dort wieder herauskamen, waren wir sicher, dass auch in der Braunkohleindustrie die Denkmalpflege respektiert werden wird. Ob man sich akut nur nach unseren Vorstellungen richten würde, da waren wir uns nicht so ganz sicher. Diese Unsicherheit ordneten wir ganz den Worten unter, die er einmal zu mir bei ganz anderer Gelegenheit in schlechthin politischer Sicht sagte: „Ich hätte nicht gedacht, dass es so schwierig ist, den Sozialismus aufzubauen!“ In dieser Hinsicht waren wir in Übereinstimmung mit dem oft von Mosei Isaakowitsch Osernoi zitierten Ausspruch Lenins, der ja den „Sozialismus als das Einfache charakterisierte, das so schwierig zu machen ist!“

Ja, er war ein großer Freiburger, wahrscheinlich neben seinem Lehrer Karl Kegel der größte des 20. Jahrhunderts. Aber er war auch einer der bescheidensten Menschen. Als wir uns einmal in seinen letzten Lebensjahren unterhielten, gestand er mir einen Wunsch. Er möchte so gern noch einmal in die Sächsische Staatsoper in Dresden, in den wieder aufgebauten

Semperbau gehen, wo er als Student so unendlich viel Schönes erlebt habe. Ich rief den damaligen Intendanten Prof. Dr. Schönfelder an. Natürlich erhielt Erich Rammler für sich und seine Schwester zwei Karten. Eine Taxe brachte sie in die „La Boheme“ und wieder zurück nach Freiberg. Er war selig, noch einmal die sächsische Staatskapelle und das ganze Ensemble erlebt zu haben!

Tage später musste ich noch etwas mit ihm besprechen. Er schien irgendwie aufgeregt und beschäftigt, bat mich aber trotzdem in das Haus. Er saß wie immer auf einem Sessel. Aber ihm gegenüber war eine Staffelei aufgebaut. Auf die darauf befindliche Leinwand zauberte mein guter Bekannter Christoph Wetzel, der nach 1992 die Bilder in der Frauenkirchenkuppel in Dresden schuf, Erich Rammler in Öl. Etwas verlegen lächelnd fragte mich Erich Rammler: „Herr Kollege, bin ich das?“ „Natürlich“, versicherte ich. Nicht viel später verstarb er. Christoph Wetzel fertigte auf Wunsch seiner in Wolfenbüttel wohnenden Schwester Käte noch eine, für mich vom Original nicht zu unterscheidende Kopie. Nun, wo er nicht mehr unter uns ist, gibt es ihn zweimal in Freiberg: Einmal in der Sammlung der Kustodie und einmal in seinem ehemaligen Freiburger Wohnhaus.

30. Als die Brüder und Schwestern noch keine Wessis waren

Vor 1945 hatte ich weder Westverwandtschaft noch Westbekanntschaft. Das blieb auch lange Zeit nach 1945 so. Die Versuche, mich zu irgendwelchen Aktivitäten gegen die sowjetische oder die unter Führung der SED bei uns entstehende neue Staatsmacht missbrauchen zu können, kamen bei mir nicht an. Diese Versuche, mich für so etwas zu gewinnen, mussten bei mir fehlschlagen, weil sie mir ganz einfach zu faschistisch schienen. Und die, die sich bei mir dabei als Demokraten vorstellten, konnten das Wort wahrscheinlich nur unter Zuhilfenahme des Dudens schreiben.

Noch mehr grünte ich, wenn sie mich zum Freiheitskampf zu motivieren suchten. Vom Freiheitskampf hatte ich gründlich die Schnauze voll. „Freiheitskampf“ war nämlich der Name des Wurstblattes, das sich Zentralorgan der NSDAP für Sachsen nannte. Aber Freiheiten an sich hatte ich schon eine ganze Menge kennen gelernt. Da gab es z. B. die von Schiller im Rütlichwur und die des Marquis Posa im Don Carlos, die von Hoffmann von Fallersleben im Deutschlandlied, die im Fahnenlied der Hitlerjugend, die im Lied der Legion Condor im Kampf für Franco und die im Lied der internationalen Brigaden während des Kampfes gegen Franco. Inzwischen sang man wieder „Brüder, zur Sonne, zur Freiheit“. Und ich konnte nur Heinrich Heine zitieren: „Freiheit, Bruder, die ich meine, welche aber meinst du?“

Im Laufe der folgenden vierzig Jahre erlebte ich immer wieder Menschen, die es in der DDR nicht aushielten und nach dem Westen in die Freiheit gingen. Nun ja, des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Bei den meisten der so Handelnden bin ich jedoch der Meinung, dass sie in erster Linie in Trizonesien nicht die Freiheit, sondern den dort zweifellos existierenden höheren Lebensstandard sich zu Gute kommen lassen wollten. Das erste Mal waren mir derartige Anwendungen bei Lebewesen in der Zeit begegnet, als ich während des Krieges als Erntehelfer in der Landwirtschaft Staub wischte. Die von mir dort gefütterten Tiere fanden immer den am besten gefüllten Futtersack oder –napf heraus. Allerdings hat nie eines von ihnen verlangt, dass ich sie nunmehr nicht wieder in den Stall schaffen dürfe, sondern in Freiheit leben lassen solle.

Und um von der Tierzucht wieder in die Menschlichkeit zurückzukehren: Nicht einer, der Hitler 1933 ach so demokratisch gewählt hatte, dass kein Oberverwaltungsgericht oder gar das Reichsgericht etwas dagegen einzuwenden hatte, hatte auch nur eine Unze Freiheit erhalten.

Nach dem Kriege allerdings war er nicht selten frei, frei von all dem, wofür er sich ein Leben lang angestrengt hatte. Haus und Hof waren verbrannt, und sein sonstiger Besitz irgendwo im nunmehrigen Ausland, weil Deutschland kleiner geworden war.

Bis 1953 brauchte ich den Westen an sich überhaupt nicht. Nach dem Diplom änderte sich die Situation insofern, als man die Geschichte des deutschen Bergbaus nicht erforschen und lehren kann, wenn man dabei den Ruhrpott ausklammert. Nach dem 17. Juni 1953 war es dann zunächst einige Jahre auch sehr leicht, in die drei Westzonen zu reisen. Ich begann Studien zur Geschichte des Bergbaus in Österreich, im Saargebiet und an der Ruhr. (Schlesien folgte fünf Jahre später!)

Die Arbeit meines Forschungskreises an der Akademie der Wissenschaften und später meines Instituts an der Bergakademie Freiberg wurden registriert, und an die Stelle von privaten traten mehr und mehr dienstliche Reisen ins Ausland überhaupt. Westdeutschland blieb davon

nicht ausgenommen. Einige der Menschen, die ich dabei in der BRD kennen lernen durfte, leben leider nicht mehr. Andere dagegen gibt es heute noch. Ich freue mich, dass es mir vergönnt war, Ilse und Kurt Werner zu begegnen. Er war Kapellmeister, Komponist und Leiter der Abteilung Musik beim Südwestfunk Mainz. Ich besitze heute noch ein oder zwei Partituren von ihm. Ilse war Laiensängerin mit einer ganz hübschen Sopranstimme. Dadurch war sie Mitglied mancher Chöre im Pfälzischen, die ihr Mann leitete, und des Extrachores am Stadttheater Mainz. Sie ging hingebungsvoll in der Arbeit ihres Mannes auf. An sich war sie eine überzeugte Katholikin, die sich die biblische Friedensbotschaft als Grundlage ihrer Lebensmaximen ehrlichen Herzens zu eigen gemacht hatte und keinen Millimeter davon abwich.

Wenn wir zusammen sprachen und diskutierten, dann waren wir Deutsche. Wir träumten von einem schönen Deutschland und malten uns dasselbe prächtig aus. Nein, die DDR, so wie sie sich damals gab, war es nicht, allerdings die BRD erst recht nicht. Von Ilse und Kurt zu sprechen wäre zu wenig, wenn ich nicht im gleichen Atemzug auch Kurts Schwester Isolde und ihren Mann, den Pfarrer der ev.- luth. Kirchgemeinde von Ottersberg in der Pfalz, Otto Franz, nennen würde. Auf seiner Fahrt zu mir nach Leipzig hatte er das ehemalige faschistische KZ Buchenwald und dort die Zelle besucht, in der Pfarrer Schneider von SS-Leuten während einer Predigt zu tote geprügelt worden ist. (Walter Bartel hatte mir schon vorher einmal erzählt, wie es ist, wenn zig Tausend Häftlinge auf dem Apellplatz unter auf den Wachtürmen schussbereiten Maschinengewehren der SS den Pfarrer predigen hörten und gewissermaßen aus nächster Nähe erleben mussten, wie er ermordet wurde.) Er besichtigte in Leipzig alles, was er sehen wollte. Als er wieder in die Pfalz zurückgekehrt war, schrieb er mir, dass er soeben vor seiner Gemeinde gepredigt habe. Seinen Ausführungen habe er einen Spruch zu Grunde gelegt, den er in einem Leipziger städtischen Kindergarten an der Wand gelesen habe; „Wie die Blume die Sonne- brauchen wir den Frieden, um zu leben!“

Im Jahr 1960 nahm ich am 38. (westdeutschen) Archivkongress in Essen teil. Prof. Dr. Wilhelm Treue hielt dort ein vom Thema her gesehen ernst zu nehmendes Referat, das sich auch mit der Firmengeschichtsschreibung in der BRD befasste. Wir kannten uns beide nur von unseren Veröffentlichungen her. Persönlich kamen wir auch in Essen nicht ins Gespräch. Das ergab sich erst 30 Jahre später in Mannheim. Was er damals in Essen sagte, hatte ich vorher schon erwartet, und ich stellte für mich fest, dass wir unsere Strategie und Methodik auf dem Gebiet der Betriebsgeschichte in der DDR nicht ändern mussten. Die nächsten Tage verbrachte ich dann im Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, wo ich dank der guten Betreuung durch Dr. Oediger, dem Direktor daselbst, sowie der Förderung durch Dr. Claassen, dem Archivreferenten im Nordrheinisch Westfälischen Innenministerium in Düsseldorf, mit meinen Recherchen zur Rolle der Knappschaften in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Saargebiet ergebnisreich vorankam.

In den sechziger Jahren war ich durch Jürgen Kuczynskis Protektion Sekretär des Nationalkomitees für Wirtschaftsgeschichte in der DDR geworden. Ebenfalls wurde ich in die Sektion Geschichte der Akademie der Wissenschaften gewählt. Doch diese Aufstiegsphase fand ihr Ende aus zwei Gründen. Einmal erhielt ich infolge meiner Probleme mit der Bergakademie Freiberg Funktionsverbot, und zum anderen fühlte sich die SED infolge der Gründung der Sektion Geschichte eingeschränkt, ihre Führungsrolle auf dem Gebiet der Geschichtswissenschaften durchzusetzen. An Stelle der Sektion an der Akademie trat eine Reihe zentraler geschichtswissenschaftlicher Kommissionen am Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED. In eine oder sogar zwei derselben wurde ich gewählt. Aber in beiden habe ich mich noch vor der ersten Sitzung mit Hinweis auf meine Freiburger Funktionsverbote wieder verabschiedet.

Jürgen Kuzcynski hat das alles nicht sonderlich ernst genommen und notfalls neue Funktionen für mich erfunden. So machte er mich 1970 zum Sekretär der Delegation der DDR zum Kongress für Wirtschaftsgeschichte in Leningrad. Als unser Flugzeug in Leningrad gelandet war, suchte der damalige Rektor der Shdanow Universität Jürgen. Die Leningrader Magnifizenz kannte ich noch als Oberst Tulpanov. Er war damals Presseattache der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland. Als ich dann Jürgen fragte, was Tulpanov gewollt habe, knurrte Jürgen mich an: „Morgen kommt der Bundeskanzler Brandt nach Moskau. Gehe du gleich einmal zu unserem Generalkonsul, ob er uns etwas mit auf den Weg geben wolle.“ Ich ging. Voller Ehrfurcht betrat ich das Generalkonsulat der DDR, genauer gesagt die ehrfürchtigen heiligen Hallen der ehemaligen kaiserlichen deutschen Botschaft im zaristischen Russland. Die Leute dort hatten von dem Brandt-Besuch keine Ahnung, dankten mir sehr herzlich für die Information und schenkten mir dann ein paar Flaschen Radeberger, die ich mir mit viel Genuss in unserem Hotel Oktjaberskaja munden ließ.

Von vielen Begegnungen, die ich dort hatte, gewannen die zu Wolfhard Weber und Ulrich Troitzsch besondere Bedeutung. Wir stritten uns nach der Devise: Nur keinen Streit vermeiden! Aber dabei begannen wir, uns ebenso gegenseitig mit all unseren Problemen zu achten.

Den nächsten Kontakt mit Kollegen aus Trizonesien brachte mir schließlich dann der 1. Kongress für Industriearchäologie in Ironbridge ein. Wieder waren es Weber, Paulinyi und Günther, aber daneben lernte ich auch Werner Kroker kennen. Die freundschaftlichen Beziehungen zu ihm und seiner Frau sind für mich mit das wertvollste, was mir im Leben zuteil wurde. Seit einigen Jahren, ich glaube so seit 2002 oder 03, reden wir nicht mehr miteinander. Natürlich waren politische Streitereien ein Anlass dabei. Aber diese hatten wir vor der Wende auch, solches war also nicht neu. Ich habe beiden sehr, sehr viel, auch persönlich zu danken. Ich werde das nie vergessen und fühle mich immer in ihrer Schuld. Ohne ihre aktive Hilfe wäre es für mich manchmal schwierig gewesen, meiner schwerstbehinderten Tochter so gut zu helfen, wie ich es dank ihres Engagements vermochte.

Damals in Ironbridge stellte er sich mir vor: „Kroker, stellvertretender Direktor des Deutschen Bergbaumuseums Bochum und Chefredakteur des „Anschnitt“. Wir würden uns freuen, wenn Sie uns einmal besuchen kämen! Unser neuer Direktor, Herr Bergassessor Conrad, weiß, dass ich Sie jetzt einlade!“ „Das mache ich bestimmt!“ erwiderte ich.

Im Juni 1974 war ich wieder einmal in Düsseldorf. Es war während der Fußballweltmeisterschaft, ich schrieb schon darüber. Einen oder zwei Tage nach dem Sieg der DDR betrat ich stolz erhobenen Hauptes das Bochumer Museum. Ich tat mein Möglichstes, um bei der Vorbereitung der nächsten internationalen Industriearchäologiekonferenz, die in Bochum stattfinden sollte, zu helfen. Dann arbeiteten wir zusammen im Board. Einmal hat irgendjemand gegen Werner intrigiert. Er wurde auf einer Konferenz in den belgischen Städten Hasselt und Limburg als Referent gestrichen. Daraufhin erschien mir mein Thema zu groß. Ich gab die Hälfte Werner ab. Die Konferenzleitung gab ihr Einverständnis. Wir referierten beide. Man war mit uns zufrieden.

Evi war nicht weniger wissenschaftlich produktiv als er. Aber sie bot sich auch dann an, wenn ihre weiblichen Fähigkeiten einmal besonders gefragt waren. Einmal waren wir in großen Nöten. Im Dezember hatten wir eine Boardsitzung in Bochum anberaumt. Alle kamen: aus den USA, aus Birmingham, aus Schweden, aus Belgien und aus der DDR. Aber die Heizung im Museum war defekt. Es handelte sich dabei um Westtechnik. Die Bude war kalt. Also

wurde die Sitzung in Krokors Wohnzimmer verlegt. Evi stand in der Küche, machte Frühstück, kochte Makkaroni mit Gulasch und bereitete das Abendbrot. Es war eine fruchtbare Ergebnisse aufweisende Tagung, nicht nur aus kulinarischen Gründen.

Nach 1970 weilte Wolfhard Weber einige Male zu Vorlesungen in Freiberg. Ich fragte ihn einmal bei einer solchen Gelegenheit, ob er sich als Vortragender in irgendeiner Weise eingeschränkt fühle. „Nein“, sagte er, „ich habe hier die gleichen Bedingungen wie in Bochum.“ Das freute mich, und ich bestätigte ihm, dass auch ich mich bei meinen Vorträgen in Bochum wie zu Hause fühlte. Natürlich hat auch Rainer Slotta der Meinung von Wolfhard zugestimmt.

Zu Weihnachten 1974 hatte ich Roland Günther und seine Frau Janne eingeladen. Ihre Kinder waren groß und ausgeflogen. Ich betreute zu Weihnachten Tadaaki Kimoto. Nun ja, wie stellt man in Dresden Ausländern deutsche Weihnachten vor. Am 24.12. besuchten wir die Kreuzchorvesper in der Kreuzkirche. Natürlich meldete sich bei dieser Vesper auch ein Pfarrer zu Wort. Rein zeitlich war seine Predigt auszuhalten, nur bei dem Inhalt dieser Rede brauchte man manchmal gute Nerven.

Bei unserem weihnachtlichen Kreuzkirchenbesuch widmete sich die Predigt vor allem dem Umstand, dass die DDR im Januar 1975 eine Volkszählung durchführte. Nun flehte der predigende Pfarrer, dass seine Schäfchen in dem dabei auszufüllenden Fragebogen sich zu ihrer Mitgliedschaft in der ev. – luth. Landeskirche bekennen sollen. Von der Weihnachtsbotschaft „Friede auf Erden!“ hatte der Herr Pfarrer keine Notiz genommen. Ich sagte zu Roland: „Wie wäre es, wenn wir dem zu Weihnachten eine Bibel schenken, vielleicht langt auch schon eine Kurzfassung mit dem Lukas Evangelium?“ Roland und Janne konnten über meinen Witz nicht richtig lachen. Sie fanden den theologischen Auftritt ganz einfach schrecklich!

Eines Tages schickte mir die Redaktion der Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, die als Buch unter dem Titel „Sozialgeschichte der Bergarbeiter im Ruhrgebiet“ erschienene Dissertation von Klaus Tenfelde zur Rezension. Tenfelde war inzwischen Professor an der Universität Innsbruck. Mir imponierte der Band, nicht nur wegen seines Umfangs. Nein, dem Autor ging es darum, die Wahrheit herauszufinden und diese in der Öffentlichkeit zu vertreten. Mit so einem Menschen Kontakt zu haben, ist immer ein Gewinn. Nun, unter Zugrundelegung dieser Grundeinschätzung fanden wir dann auch weitere Gemeinsamkeiten miteinander.

Die schönsten Begegnungen hatten wir in der Periode der Vorbereitung und Durchführung der II. Internationalen Konferenz zur Geschichte der Bergarbeiter, die anlässlich des 90. Jahrestages der Gründung des Alten Verbandes 1889 in Dorstfeld unter der Schirmherrschaft der IG Bergbau der Bundesrepublik Deutschland im Deutschen Bergbaumuseum Bochum im September 1989 stattfand. Inzwischen hatten wir uns gegenseitig bei verschiedenen Anlässen, wie Besorgung von Archivunterlagen usw.. geholfen.

Einmal klingelte es sonntags an meiner Wohnungstür in Dresden. Ich öffnete. Ein Brite stand davor, Mister Wate aus Newcastle. Noch in der Tür sagte er: „Einen schönen Gruß von Herrn Tenfelde. Er empfahl mir, bei Ihnen auf der Heimfahrt vorbeizufahren. Sie hätten zu manchen Problemen andere Herangehensweisen als er. Er fände diese auch nicht unbedingt richtig, aber mitunter sehr interessant.“

Insider sagten dazu weiter zu ihm: „Wenn du nach Dresden fährst, dann kennst du hinterher nicht nur Deutschlands längsten Bergbauhistoriker in Bochum, sondern auch Deutschlands breitesten in Dresden!“

Anfang des Jahres hatte ich noch eine Einladung zu einem Internationalen Kolloquium erhalten, das die Columbia Universität New Yorck (USA) in Graz (Österreich) durchführte. Man bat mich, dort einen Vortrag zu dem Thema zu halten „Warum streiken die sächsischen Bergleute so oft in der Geschichte?“ Mir war das sehr angenehm, da ich darin eine Gelegenheit sah, wieder einmal international meine Matrix vorzustellen. Die Kolloquiumsleitung empfing alle Referenten vorher zu einem kurzen individuellen Gespräch, bei dem sie den Anlass des Kolloquiums noch einmal unterstrichen. Es ging den Veranstaltern darum, einen Gedankenaustausch mit allen Kolloquiumsteilnehmern zur Problematik „Wie verhalten sich Volksmassen in revolutionären Situationen“ zu führen.

Neben mir nahm ein schlanker Herr Platz und stellte sich vor: Oberst Dr. Wette, Institut für Militärwissenschaften und Kriegsgeschichte der Bundeswehr Freiburg i. Breisgau. Der Grund unseres Zusammensitzens lag daran, dass die Tischkarten nach dem Alphabet vergeben worden waren. Zur Überraschung einer Anzahl von Teilnehmern hatten wir beide sehr oft eine gemeinsame Position. Das lag nicht an der Platzierung, sondern daran, dass für uns das Verhältnis Mensch- Technik eine viel größere Beachtung bei der Analyse historischer Prozesse spielte als bei den Themen der meisten anderen Teilnehmer. Als die Konferenz zu Ende ging, lud ich ihn zu einem Vortrag nach Freiberg ein. Nun ja, der Verlauf der Geschichte wollte es nicht so. Ich würde ihn gern einmal wieder treffen. So viel ich erfahren habe, ist er auch nicht mehr an dem Institut der Bundeswehr, sondern als Professor für neue Geschichte an der Universität Freiburg.

Wenn ich es richtig bedenke, könnte ich in meinen Erinnerungen noch ein Extrakapitel unterbringen. Aus meiner Sicht ist es nicht unwertend interessant, sondern höchstens komisch! Es hat überhaupt nichts mit meiner Arbeit zu tun, sondern genau genommen vom Gegenteil. Man könnte es nennen: Vom Schlafen

Wenn ich auf Archivreisen war oder Kongresse besuchte, brachte das keine Probleme! Man bekam im Orgbüro sein Hotel zugewiesen, oder man hatte sich sein Bett irgendwo vorher reservieren lassen. Kompliziert war es nur, wenn z. B. sich der Rektor der Universität Birmingham nicht nehmen ließ, uns in seinem Gästehaus unterzubringen. Da erhielten alle englisch sprechenden Personen Doppelzimmer und die deutsch sprechenden auch! Da von jedem damals existierenden deutschen Staat nur ein Vertreter da war, hatte ich als Schlafgenossen Wolfhard Weber. Das war von Seiten unseres Ministeriums nicht gern gesehen. Aber was soll es, Wolfhard und ich schliefen in einem Raum und leben heute noch. Wen geht sonst noch an, wo ich schlafe? Nur meiner Frau, und die arbeitete nicht im Ministerium.

Einmal hatten wir ein Kolloquium in Sofia. Ich hatte ein ganz preiswertes Hotelzimmer. Wolfhard dagegen hatte man- weil er Westgeld besaß- in einen Nobelschuppen verfrachtet, den er nicht bezahlen konnte (vielleicht auch nicht wollte). Er hatte meine Sympathien und drohte mit Abreise. Da ging ich zum Organisationskomitee und zu meinem Hotelservice. Wir nahmen einige Umquartierungen vor, und Wolfhard wohnte ökonomisch zumutbar. Oft habe ich in Bochum, nachdem ich eine Anzahl Hotels gut kannte, bei Krokors geschlafen. Fast fand ich dort eine Art zweites Zuhause. Wir diskutierten bis in die Nächte hinein und fuhren nach dem Frühstück fort. Wir hatten keine längere Diskussionspause nötig!

Ab und zu kam Wolfhard nach Freiberg und hielt an meinem Wissenschaftsbereich Vorlesungen. Bei dieser Gelegenheit hatte er bei uns in Freiberg ein- oder zweimal unzumutbare Zimmer bekommen. Da nahm ich ihn ganz einfach mit zu mir nach Hause in meine Wohnung in Dresden. Bedingung war nur, es durfte am nächsten Tage nicht im Kirchenblatt als Sondermeldung erscheinen. Der sozialistischen Staatsmacht der DDR blieb in diesem Falle auch nichts anderes übrig, als der alten germanischen Erkenntnis zu verfallen: Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß! Im Übrigen, Wolfhards Frau Waltrud war ebenfalls eine fürsorgliche Gastgeberin. Als ich mit Adrian Linters einige Male in Wolfhard Webers Wohnhaus irgendwelche Redaktionsarbeiten an eiligen TICCIH- Drucksachen erledigen musste, bekochte sie uns ebenfalls großartig. Natürlich verlangte sie für ihre Kochkunst keine Entlohnung. Aber als wir 1986 in Dresden ein ICOHTEC- Kolloquium veranstaltete, da baten Waltrud und Wolfhard mich unmissverständlich um Karten für die Semperoper. Nach der Devise, dass das Schlechte an Beziehungen ist, wenn man keine hat, besorgte ich zwei Karten, und beide stürmten daraufhin in „La Traviate“!

31 Endlich kam der ersehnte Erfolg– zu spät?

In unserer Arbeitsstelle Nationales Technikmuseum des Ministeriums hatten wir uns die Lösung dreier Aufgaben gestellt:

1. Vorbereitung der Gründung einer Abteilung „Technische Museologie – Industriearchäologie“ am Wissenschaftsbereich Geschichte der Produktivkräfte der Technischen Universität Dresden
2. Ausarbeitung des Studienplanes für ein postgraduales Studium an diesem Institut, das sowohl Diplomingenieuren als auch Diplomhistorikern offen steht und im Prinzip mit der Promotion Dr. phil. abschließt.
3. Die Gründung des geographisch dezentralisierten, als Skelett industriearchäologische Sehenswürdigkeiten der DDR nutzend, Nationalen Technikmuseums der DDR
Dieses Beschlusspaket passierte im September 1989 den Ministerrat der DDR.

Zu 1.) Direktor des Wissenschaftsbereiches Geschichte der Produktivkräfte in Dresden sollte nach wie vor Prof. Dr. Rolf Sonnemann bleiben. Für die Leitung der neuen Abteilung an diesem Wissenschaftsbereich war der schon dort tätige Dozent für Industriearchäologie Dr. rer. nat. et Ing. habil. Otfried Wagenbreth fest vorgesehen.

Im Jahre 1973 hatte sich seine Ehefrau Brigitte Wagenbreth an mich gewandt. Sie war verzweifelt, weil sie pädagogisch Probleme mit der Erziehung der Kinder Otfrieds aus erster Ehe hatte. Montags führe Otfried nach Weimar, wo er Dozent für Geologie an der Hochschule für Architektur und Bauwesen war. Sonnabends erst käme er zurück, schilderte sie mir unter anderem ihr Leid.

Ich versprach, mich für ihr Problem zu verwenden. Allerdings sah ich für eine Berufung nach Freiberg keine Chancen. In Dresden rechnete ich mir dagegen für Otfried einiges aus, weil die Technische Universität ganz einfach größer als die Bergakademie ist. So wie ich täglich von Dresden nach Freiberg und zurück mit der Eisenbahn führe, müsste es dann eben Otfried umgekehrt machen. 1974 überzeugte ich Rolf Sonnemann, dass er Otfrieds Berufung für technischhistorische Dokumentation an sein Institut mit betreibt. Für die Berufung Otfrieds nach Dresden war er mehr als genug publizistisch durch zahlreiche Publikationen ausgewiesen. Erich Rammner (Freiberg), Hans Nadler (Dresden) und ich erklärten uns bereit, die notwendigen Gutachten für die Fakultät zu erstellen.

Nunmehr sollte Otfried 1990 Professor und Leiter der Abteilung werden. Als seine Mitarbeiter waren bestätigt: Dr. sc. phil. Dipl. Ing. Ute Maria Krüger und Dr. phil. Dipl. Ing. Klaus Müller, beide bisher Arbeitgruppe des Nationalen Technikmuseums des Ministeriums. Noch im September 1989 führte das Ministerium der DDR mit dem Rektor der TU Prof. Dr. Landgraf erfolgreich entsprechende verbindliche Gespräche.

Magnifizienz Mehlhorn führte mit mir nach der Wende noch einmal ein Gespräch über diesen Vorschlag. Er fand ihn auch Jahre später nicht übel. Er wunderte sich nur, dass ich nicht mit an die TU wollte. Das sei ihm von Sonnemann und Co 1989 als mein Ziel und Programm interpretiert worden. „Wissen Sie, ich hatte schon einmal das Vergnügen, mit ihm zusammen arbeiten zu müssen“, sagte ich, „mir war nicht nach mehr zu Mute.“

Zu 2. In dieses Lehrprogramm waren alle meine Erfahrungen der von mir praktizierten Doktorandenausbildung eingeflossen. Darüber hinaus hatten wir auch ein wenig in

Birmingham bei Harris, in Uppsala bei Marie und in Washington D.C. bei Bob Vogel und Helena Wright abgekupfert.

Zu 3. lässt sich sagen, dass mit dem Ministerratsbeschluss eigentlich nur die Konzeption des Museums bestätigt wurde. Die Praxis musste zeigen, wie das Ganze zu realisieren ging. So schön die Beschlüsse auch waren, so hatten sie doch eine nicht zu übersehende Unzulänglichkeit. Sie brachten für unser Objekt nicht einen Pfennig. Und dennoch gab es vom ersten Tage an viel Rängelei und Querelen. Politiker verschiedener Städte und Regionen stellten sich gegen jede neue Idee. Das Gleiche machten dann auch verschiedene Museumsmitarbeiter selbst. Ja, hätte ich jedem Betroffenen 500 Mark mehr Gehalt von Anfang an geben können, dann wären die legendären Heinzelmännchen von Köln sicher dagegen ein lahmer Haufen gewesen. Ich blieb Optimist und Realist zugleich. Optimist insofern, als wir mit unserer technischen Museumskonzeption die optimale Lösung nicht nur für die DDR, sondern genau genommen für ganz Deutschland gefunden hatten. Genau genommen waren ja unsere Ideen auch außerhalb der Grenzen der DDR schon, wenn auch relativ flüchtig und nicht unbedingt bei den für die entscheidende Macht zuständigen Personen, bekannt geworden. Realist war ich einmal, dass ich Widerstand aus vorher nicht genau zu kalkulierenden Gründen in einer nicht zu überschauenden Menge einkalkulierte und zum anderen, weil sich Gigs und Gags von mir in Gestalt eines Nobodys übergangen fühlten. Denn schließlich hatte ich bis dahin ja noch kein Museum selbst geleitet.

So wunderte ich mich eigentlich im Herbst 1989 über nichts mehr. Ich war davon überzeugt, dass wir im Kontakt mit München und Bochum, nicht zu vergessen Hagen, eine optimale Lösung für Deutschland gefunden hatten. Doch mit der föderalen kulturpolitischen Struktur konnten wir unsere Arbeit vergessen. Obwohl bis heute die Stimmen nicht versiegen, die an unseren Ideen zumindest vieles sehr brauchbar und vereinzelt sogar hervorragend finden.

So will ich denn auch optimistisch schließen. Leonardo da Vinci „entwarf“, wie schon einmal betont, ein U- Boot. Er konnte es Zeit seines Lebens nicht bauen. Die Gründe dafür sind mannigfaltig und vielgestaltig. Es hat neben dem U- Boot noch viele weitere Projekte in der Weltgeschichte gegeben, die jahrhundertlang von der Bildfläche verschwanden. Sicher waren auch Fehlvorstellungen dabei. Hoffen wir in unserem Falle das Beste!

32. Alles bricht zusammen– oder was?

Nein, ich kann nicht sagen, dass mich der Herbst 1989 völlig überraschte. Ich hatte seit 1945 inzwischen so viel Blödsinniges, soviel Dummheit und auch Kriminelles unter der Flagge des Sozialismus erlebt, dass es mich eigentlich nicht wunderte, dass ihm die ihm scheinbar gesetzmäßig anhaftenden Gebrechen von Jahr zu Jahr mehr zu schaffen machten. Ich weiß noch, wie verzweifelt ich war, dass Honecker auszog, bei Franz Josef Strauß Geld zu pumpen. Wie hatte doch der alte Bebel gesagt? „Wer vom Kapital frisst, der stirbt daran!“ Eine Verbindung zu Lenins NÖP (Neue ökonomische Politik) konnte ich damals keinesfalls entdecken! Aber ich spürte, dass das, was mich in meinem Leben zumindest zu einem großen Teil umgab, einerseits mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit nicht der Sozialismus sein konnte. Diese Erkenntnis wurde mir immer stärker eigen, obwohl er sich andererseits so nannte und durchaus vieles bot, was nur Sozialisten, Kommunisten verwirklichen können. Schmerzlich berührt nahm ich zur Kenntnis, dass viele meiner Bekannten um mich herum sich auf das mit der Wende einsetzende große Austrittsrennen aus der SED vorzubereiten begannen. In fast einem Jahr haben sie viele ihre „Nichtmitgliedschaft“ erworben. Ein großer Teil der SED- Mitglieder offenbarte sich für mich in diesen Monaten einmal mehr als ein Teil einer nach dem besseren Futternapf rennenden Hammelherde. Die Rolle der Volksmassen in der Geschichte ist schon ein kompliziertes Ding. Die Begründungen, die sie sich in diesen Monaten für diesen Schritt zu Recht logen, waren meistens widerlich zu hören. Ich hatte mir selbst die Frage vorgelegt: „Was willst du?“ Die Antwort kam aus mir scheinbar spontan, aber doch in meinem Inneren wochenlang durchdacht heraus: „Den Sozialismus!“ Also, damit änderte sich für die Programmierung meines Lebens nichts! Die einzige gesellschaftliche Kraft, die dieses Ziel nach wie vor verkündete, wenn auch mit zunehmend neuen Akzenten, war die PDS. Also durfte und wollte ich nicht weglaufen. Den neuen Begriff „Demokratischer Sozialismus“ definierte ich inhaltlich mit „Freiheit und soziale Gerechtigkeit“.

Zunächst hielt ich noch weiter wie gewohnt Vorlesungen im Fach Wirtschaftsgeschichte. In einer meiner ersten Nachwendeauftritte fragte mich ein Student: „Herr Professor, Sie waren doch auch in der Partei, wie beurteilen Sie ...“ Ich unterbrach ihn und sagte: „Sie sprechen einen Falschen an. Ich war nicht, ich bin und bleibe dabei, weil ich Kommunist bin!“ Wenn ich mich richtig erinnere, gab es sehr starken Beifall! Nach und nach kam dann die Zerschlagung der DDR erst so richtig in Gang. Im Herbst 1990 begann im Hochschulwesen die Zerschlagung der gesellschaftswissenschaftlichen Disziplinen. Nach der Liquidation der Sektion Marxismus– Leninismus und des Prorektorates für Gesellschaftswissenschaften hatte man nunmehr die Fakultät für Gesellschaftswissenschaften im Visier. Offiziell war ich als Dekan derselben relativ ahnungslos, auch dann noch, als ich im Treppenhaus des Hauptgebäudes der Bergakademie meine Fakultätssachbearbeiterin mit verweintem Gesicht traf. Sie kam direkt aus dem Dekanat, wo ihr soeben die Sachbearbeiterinnen der anderen beiden Fakultäten erklärt hatten, dass sie zuerst in die Arbeitslosigkeit verschwinden müsse. Gesetzt den Fall, die Zahl der Fakultäten verringere sich, sei sie die Kollegin, die zuletzt gekommen wäre. Die beiden anderen hätten als so genannte Stammebelegschaft eher das Recht zu bleiben. Wir standen gerade vor dem Zimmer des Verwaltungsdirektors. Ich schob sie hinein und ging mit. Dann sagte ich zu ihm: „Peter. Der Senat hat mich soeben beauftragt, das Studium generale aufzubauen. Allein kann ich das nicht. Hier, diese Dame steht vor der Arbeitslosigkeit. Ich möchte sie als meine Sekretärin haben.“ Ich schlug eine für sie leicht angehobene Entlohnung und die Wandlung ihrer Halbtagsbeschäftigung in eine Volltagsbeschäftigung vor. Alles ging o. k.

Als wir wieder aus dem Zimmer heraus waren, sagte sie: „Wo arbeite ich denn?“ „Nun,

zunächst in meinem Wissenschaftsbereich!“ „Das geht nicht. Die Omnibusverbindung von Freiberg in unser Dorf, in dem ich wohne, sind seit kurzer Zeit so schlecht geworden, dass ich bis um 8 Uhr nur noch das Zentrum von Freiberg erreiche, nicht aber Ihren am Stadtrand gelegenen Wissenschaftsbereich.“

Ich nahm das nächste beste Telefon und fragte meinen inzwischen im Hauptgebäude als Leiter des Traditionskabinetts arbeitenden ehemaligen Oberassistenten: „Rainer, ist deinem Zimmer gegenüber noch das andere frei?“ Er bejahte. „Mach doch mal einen wie ein ordentliches Schild wirkenden Zettel, schreibe darauf „Studium generale“ und klebe oder nagele dasselbe an die bewusste Zimmertür.“ Wie gesagt, so getan!

„Und was soll ich nun machen?“ kam die nächste Frage von meiner neuen Sekretärin. „Besorgen Sie Möbel, Lampen usw. Hier haben Sie ein Manuskript von mir. Bitte schreiben Sie das ab, wenn Sie wirklich nichts weiter zu tun haben sollten. Ich werde morgen in der Universitätsklinik Dresden an der Galle operiert und komme in 8 bis 10 Tagen wieder. Dann sehen wir weiter. Wenn ich es überlebe, rufe ich Sie zwischendurch mehrfach an und gebe Ihnen telefonisch weiteres Futter!“

Als ich wiederkam, war arbeitsmäßig alles ganz gut gelaufen. Nur fand ich niemand, bei dem ich meinen Parteibeitrag hätte loswerden können. Die Kassiererin und ihre Gehilfen waren ausgetreten. Bei mir im Wissenschaftsbereich handelten von sechs Genossen vier so. Ich war einer von den beiden verbliebenen.

Die Museumsstelle des Ministeriums löste sich von selbst auf. Ute Krüger machte Karriere als Unternehmer, und Klaus Müller wurde in Karl- Marx- Stadt auf der PDS- Liste Stadtverordneter und begann mit dem Aufbau des Industriemuseums Chemnitz ab 1990 so, wie wir uns dasselbe konzeptionell als Bestandteil des Nationalen Technikmuseums vorgestellt hatten. Es ging gar nicht anders. Meinen Stellvertreter und einen guten Teil meiner ehemaligen Assistenten konnte ich zunächst befristet im Studium generale unterbringen.

Der für die 225- Jahrfeier vorgesehene Fortsetzungsband 3 der 1965 fertig gestellten ersten beiden Bände der Festschrift 1960 bis 1990 wurde zurückgezogen. Manchmal ist es ja schön, wenn man eine Arbeit loswird. Dieses Mal konnte ich mich allerdings darüber nicht richtig freuen. Vielen Kollegen Mitautoren ging es so wie mir.

Bei Beginn des Frühjahrssemesters 1991 ging das Studium Generale an der Bergakademie mit Volldampf los. Wir bestrichen ein ziemlich breit gefächertes Programm. Ich persönlich las eine Vorlesung Allgemeine Geschichte und hatte mir dazu eine ganze Reihe meiner Kollegen aus der Bundesrepublik bei Schwerpunktthemen zur Unterstützung verpflichtet. Natürlich waren meine guten alten Bekannten dabei, wie die Professoren Dr. Akos Paulinyi (Darmstadt), Dr. Klaus Tenfelde und Dr. Wolfhard Weber (Bochum), Dr. Clemens Burrichter (Erlangen).und andere von der RWTH Aachen sowie der Universität Bielefeld.

Für den gleichfalls von mir betreuten Vorlesungszyklus „Aktuelle Fragen unserer Zeit“ gewann ich als Gastvortragende die Theologen Ziemer (Dresden) und Schorlemmer (Wittenberg). Daneben halfen mir ein Freund Kurt Biedenkopfs, seines Zeichens ein in Belgien tätiger Journalist, sowie weitere Vertreter der katholischen und protestantischen Kirche sowie der Generalmusikdirektor der Komischen Oper Berlin, Prof. Rolf Reuter, und der Direktor der Galerie Alte Meister der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden, Prof. Dr. sc. phil. Harald Marx und der Direktor des Deutschen Bergbaumuseums Bochum, Prof. Dr. Rainer Slpтта.

Daneben gab es philosophische, theologische und natürlich nicht zu vergessen kulturpolitisch-musikwissenschaftliche und kunstwissenschaftliche Vorlesungsreihen. Nie vergessen werde ich in diesem Zusammenhang Rolf Reuters grandiose Einführung in die Zauberflöte und Harald Marx mit seiner Vorstellung der Galerie Alte Meister der Staatlichen Kunststammlungen Dresden.

Es mag 1991 im Dezember oder 1992 im Januar gewesen sein, als sich das Sächsische Ministerium für Wissenschaft und Kunst entschloss, einen ersten Erfahrungsaustausch zum Thema Studium Generale mit den Universitäten und anderen Hochschulen in Sachsen zu machen. Einberufen hatte der Minister Mayer und die Leitung der Veranstaltung hatte dessen Schwager Dr. Heynemann, der in Hannover Professor für Wissenschaftsgeschichte oder so etwas Ähnliches war. Letzteren kannte ich inzwischen ganz gut. Als mir in Freiberg unser neuer Prorektor für Erziehung und Ausbildung eine Einladung zu dieser Veranstaltung übergab, sagte ich zu ihm nach den Studium des darauf befindlichen Textes: „Du meinst wirklich, dass die sich freuen, wenn sie mich sehen?“ Er meinte ja, ich zweifelte, er aber hatte die Macht.

Gut, es sei denn dachte ich und erschien in Schloss Wachwitz. Der Schwager aus Hannover empfing mich und sagte: „Herr Wächtler, wir werden die Bergakademie zuerst vorstellen. Dann machen wir eine Pause. Es wäre mir angenehm, wenn Sie dann den Raum verließen.“. Mein Prorektor reagierte entsetzt. Ich sagte zu ihm: „Guck nicht so. Im Prinzip bin ich doch entlassen, und nur auf Zeit darf ich noch etwas mitspielen!“

Die Sitzung begann. Die als Gäste und Beobachter anwesenden Vertreter westlicher Universitäten lobten von den zur Information ausliegenden Materialien vor allem die Freiburger. Mich fragte dann jemand, wie ich die vielen westlichen Kollegen gewonnen hätte. „Gewinnen in dem Sinne von Betteln musste ich keinen. Ich arbeite mit den meisten der Kollegen im Prinzip schon an die zwanzig Jahre eng zusammen. Da sie früher in Freiberg schon Vorlesungen bzw. Vorträge gehalten haben, halten sie es für normal, dass wir sie jetzt wieder bitten. Das betrifft vor allem die Kollegen Slotta und Weber aus Bochum. Manche sind neu in dieser Runde, wie Kollege Clemens Burrichter aus Erlangen und andere.“

Natürlich gebe es über die Lehrveranstaltungen viel zu erzählen. Dies an dieser Stelle darzulegen, würde zu weit führen. Aber einige besondere Höhepunkte sollen doch genannt sein. Da stand im Jahre 1991 mein guter Freund Akos Paulinyi vor dem Auditorium und eröffnete seinen Vortrag etwa so: „Meine sehr verehrten Damen und Herren, ich bin gebeten worden, hier über die historische Bedeutung der Industriellen Revolution zu sprechen. Gut, ich will es versuchen. Von vornherein möchte ich betonen, dass es gut wäre, wenn Sie das Kapitel 13 aus dem Werk „Das Kapital“ von Karl Marx gelesen hätten. Wenn Sie bisher nicht dazu gekommen sind, dann können Sie das ja hinterher tun, natürlich sind Sie dazu nicht verpflichtet!“

In der Vorlesung von Klaus Tenfelde waren viele der Studenten, vor allen Studentinnen, überrascht zu hören, dass im 19. bis hin zum Anfang des 20. Jahrhunderts viele der Ruhrbergarbeiterfrauen nicht exakt wussten, wie viele Kinder sie geboren hatten; geschweige denn, wie oft sie schwanger waren. Er brachte noch eine ganze Menge solcher sozialgeschichtlicher Wahrheiten. Leider kannten sie Tenfeldes Buch zur Sozialgeschichte des Ruhrbergbaus nicht, was allerdings nicht ihre Schuld war!

Natürlich schlugen Friedrich Schorlemmer besondere Erwartungen entgegen. In der sich an den Vortrag anschließenden Diskussion fragte ein Student: „Herr Pfarrer, muss man die Verbrechen Hitlers und der NSDAP mit den Fehlern gleichsetzen, die der SED unterliefen?“ Antwort.: „Nein, auf gar keinen Fall! Sehen Sie,“ antwortete Schorlemmer, „die NSDAP beging seit längerer Zeit systematisch geplante und publizierte Verbrechen, während die SED hingegen zum Erreichen eines an sich guten Zieles die falschen Methoden anwandte. Ihr unterliefen gewissermaßen die gleichen politischen Fehler wie der Kirche, als letztere Kreuzzüge unternahm!“

Als Gottfried Ziemer, als Superintendent geistiger Kopf der Wende in Dresden, über die Problematik der Erhaltung der Schöpfung Gottes sprach und im Prinzip Schorlemmer mit ähnlichen Worten bestätigte, hatten wir an der Hochschule eine wunderbare Diskussionsatmosphäre.

Kurz vor der ersten Kommunalwahl in der Nachwende-DDR wurde ich mit noch anderen Personen der Stadt Freiberg eingeladen, in Darmstadt an einem Kulturtreffen der Städte Darmstadt, Weimar und Freiberg teilzunehmen. Nun ja, solche Treffen haben immer zwei Seiten. Zunächst empfing uns der Oberbürgermeister zu einem Gespräch. Einige seiner Mitstreiter waren mit von der Partie. Eine Dame erzählte mit mitleidvoller Stimme, dass sie kürzlich in Freiberg war. Sie wollte nunmehr beim Aufbau unseres Stadtzentrums helfen. Ich bemerkte, dass das eine wohlwollende Absicht sei. Aber ich bat sie, auf keinen Fall die Architekten mitzubringen, die Darmstadts Zentrum so widerlich rekonstruiert (Man kann auch sagen vernichtet) hätten. Freiberg sei so schöner, wie es ist. Sie schaute schockiert um sich!

Abends gab es beim Stadtoberhaupt noch einen Empfang. Irgendwelche Journalisten stürzten sich auf mich und fragten, welche Partei ich bei der bevorstehenden Kommunalwahl wählen würde. Ich sagte PDS und war die Journalisten los. Dabei habe ich nicht geschwindelt!

Am nächsten Tag empfing uns der Prof. Dr. Böhme, damals Rektor der TU Darmstadt, zu einem Gespräch. Die Atmosphäre war einfach nett. Zwei Jahre später traf ich die damalige Darmstädter Magnifizienz beim Emeritierungskolloquium von Akos wieder. Er kam auf mich zu und sagte: „Mit Ihnen muss ich noch ein Hühnchen rupfen: Warum haben Sie beim damaligen Oberbürgermeisterempfang der Presse gesagt, dass sie die PDS wählen? Sie galten deshalb bei dafür zuständigen Instanzen hier am Ort als irgendwie gefährlich. Ich musste jedenfalls periodisch Berichte über Sie schreiben und abliefern. Das ist nun zu Ende. Ich bin nicht mehr Rektor, und mein Nachfolger kennt Sie nicht!“

Alle diese Erlebnisse machten mir allerdings auch deutlich, dass meine Tage in Freiberg als Hochschullehrer gezählt waren. Ich machte die UNESCO- Subkomitees, in denen ich Mitglied war, auf diese Situation aufmerksam. Es war Melvin Kranzberg, der in dem Moment, als ich in Freiberg hinausgeschmissen wurde, einen diesbezüglichen Protestbrief an den für mich im sächsischen Kabinett Biedenkopf zuständigen Minister Meyer schrieb, aber nie eine Antwort erhielt. Da Melwin noch zum Besuch einiger internationaler Konferenzen und Kolloquien in Schweden und Spanien für mich Stipendien besorgt hatte, trafen wir uns noch ab und zu im Ausland. Traurig sagte er einmal zu mir in Uppsala: „Eberhard, der Meyer antwortet überhaupt nicht!“ Ich tröstete ihn. Es waren unvergessliche Jahre mit ihm zusammen, daran ändert auch der Umstand nichts, dass diese Zeit nun vorbei sein sollte.

Ab und zu gab es betriebsinterne Probleme. Zum Beispiel wurde die Belegschaft der Bergakademie neu eingestuft. Dabei legte man auch die Kriterien für die jeweilige Lohnhöhe für jeden Angestellten einzeln neu fest. Regina Biakowski war tief entsetzt, weil sie nach ihrer

Berechnung etwas herabgestuft würde. Ich schüttelte den Kopf, schnurrte sie an: „Du überschätzt den Intelligenzgrad der Fragesteller!“ und ging mit ihr auf die Strasse. „Wo gehen wir hin?“ fragte sie. „Jetzt bring ich dir bei, wie du den komischen Fragebogen lesen musst? Da steht die Frage, ob du eine fremdsprachige Korrespondenz betreuen kannst? Da musst du mit ja und nicht nein antworten!“ Sie schaute mich verblüfft an. Dann fuhr ich fort: „Regina, wenn ein deutscher Brief an mich kommt, was steht da drauf?“ Sie sagte: „Herrn Prof. Dr. usw.“ „Sehr gut“, sagte ich. „Und wenn einer aus den USA oder England kommt, was steht da drauf?“ Antwort: „Mr. Prof. Dr. usw.“ Weiter sagte ich: „Wo kommen die Briefe dann hin?“ Antwort: „Beide auf Deinen Schreibtisch.“ „Sehr gut“, sagte ich. „Das scheint bei beiden gleich, aber es gibt dabei einen nicht zu übersehenden Unterschied! Beim ersten Mal hast du deutsche Korrespondenz abgewickelt und beim zweiten Mal fremdsprachige. Habe ich schon einmal gesagt, dass du bei der fremdsprachigen Korrespondenz irgendetwas falsch gemacht hast?“ „Nein!“ „Also bitte, du kannst doch die dich fragende Bürokratie nicht belügen! Schreib gefälligst JA! in die Spalte, wo man danach fragt! Und jetzt komm bitte noch ein Stück mit mir mit: Du sollst nunmehr Vokabeln lernen!“ Wir gingen zum Freiburger Dom, ich zeigte ihr die am Dom befestigten Goldbuchstaben. „Regina, du bist doch in der Kirche, lies mir vor, was dort steht!“ Antwort: „Das ist doch Latein, das kann ich nicht!“ „Lies vor, was dort steht!“ Sie sagte: „Spiritus!“ „Weißt du, was Spiritus heißt?“ fragte ich. Sie sah mich an und sagte ja! Daraufhin sagte ich: „Du denkst jetzt an die Brühe zum Fensterputzen oder Kocher beheizen! Das ist aber im vorliegenden Falle nicht gemeint. Auf dem Feld vorher steht SANCTUS. Du weißt, dass das heilig heißt. Die zwei Worte zusammen bedeuten „Heiliger Geist.“ Und wie heißt Geist im Englischen? „SPIRIT“, und mit welchen Worten pries in der DDR euer Dorfkonsum zu Weihnachten den Schnaps an? SPIRITUOSEN! Man könnte schlussfolgern, dass demnach Schnaps ein heiliges Getränk sei. Ich kann es nicht ändern, die Polizei denkt nicht so! Aber du musst wissen, so leicht lernen sich Vokabeln. Heute meldest du dich noch zu einem Englischkurs an der Hochschule an!“ Sie hat es gemacht, und wir hatten noch viel Spaß beim Ausfüllen weiterer Fragebogen und beim Vokabellernen. Jedenfalls hat ihr das Ausfüllen von Fragebögen nie einen Nachteil gebracht!

Obwohl ich fern von der Perspektive, Beamter zu werden, war, musste ich doch als Angestellter des öffentlichen Dienstes auf Zeit eine Art Treuegelöbnis gegenüber der Bundesrepublik Deutschland leisten. Ich wurde zum Personaldirektor gerufen, der sprach mir eine Art Eid vor, den ich laut und deutlich wiederholen musste. Als ich damit fertig war, ergänzte ich den westdemokratischen Musstext noch mit dem Treuebekenntnis der Jungen und Thälmannpioniere, indem ich Haltung annahm sowie laut und vernehmlich schmetterte: „Immer bereit!“ Daraufhin nahm der Direktor das Telefon und teilte seinem Vorgesetzten im Dresdner Ministerium mit, was sich soeben in seinem Dienstzimmer ereignet hatte. Der wies an, auf diese mündliche Form der Vergatterung in Zukunft zu verzichten.

Die Zeit verging, und unaufhaltsam nahte mein Herausschmiss. Eine Kommission wurde gebildet, die die Frage der Zukunft der Geschichtswissenschaft an der Bergakademie zu klären hatte. Ihr gehörten vier ehemals westdeutsche und fünf ostdeutsche Kollegen an. Das große Wort darin schwang der „Widerstandskämpfer“ Prof. Dr. Karlheinz Blaschke. Wir hatten zusammen in Leipzig studiert. Ihn störte an mir, dass ich mit ganzer Hingabe versucht hatte, den Sozialismus aufzubauen. Es musste, da keine einheitliche Meinung zu erreichen war, abgestimmt werden. Ich wurde mit 5 gegen 4 Stimmen aus der Bergakademie entfernt. Alle teilnehmenden westdeutschen Kollegen hatten für meinen Verbleib in der Hochschule gestimmt. Nun ja, so ein „demokratisch“ gekochter Herausschmiss berührt einen doch ein wenig. Obwohl - kurze Zeit später war ich froh, dass ich nicht mehr dort arbeiten musste.

Einer meiner ehemaligen Doktoranden, an dem ich sehr hing, hatte als Mitglied der Kommission auch gegen mich gestimmt. Einer der westdeutschen Kollegen fragte ihn nach der Abstimmung beim Mittagessen: „Herr Dr. X, der Wächtler hat Ihnen wohl sehr geschadet?“, „Im Gegenteil, wenn der nicht gewesen wäre, hätte ich wahrscheinlich nie promoviert!“

Die Sache war so. Diese Person hatte eine Dissertation zur Geschichte der Geophysik geschrieben. Die Gutachter aus Jena bewerteten die Arbeit zwar mit „cum laude“, aber wollten sie nicht in Jena über die Bühne gehen lassen. Ich war einer der bzw. der Freiburger Gutachter, wir nahmen die Arbeit an. Nachdem der ganze Knatsch beigelegt war, kommt doch der Kandidat einen Tag vor seiner Verteidigung in mein Zimmer gestürzt und sagte mir, dass er vergessen habe, sich der Marxismus– Leninismus- Prüfung zu unterziehen. Ich bat ihn Platz zu nehmen, beruhigte ihn und fragte dann, schließlich hatte ich ja die ministerielle Genehmigung, für den Aufbau des Technikmuseums der DDR ML– Prüfungen abzunehmen: „Was hätten Sie denn gesagt, wenn Sie in der Prüfung wie folgt gefragt worden wären? ...“ Er antwortete ca. 1 Stunde lang sehr präzise und richtig auf Fragen, die dominierend auf dem Gebiet der Geschichte der Geowissenschaften angesiedelt waren.

Als ich einmal auf die Uhr sah, sagte ich ihm: „Hier hast du deinen Prüfungsschein. Gewusst hast du viel, es langte zur 1. Ich habe dir aber eine 2 gegeben, weil du so vergesslich bist. Dann, auf Wiedersehen bis morgen!“ Er ging. Nach 10 Minuten riss er noch einmal die Türe meines Zimmers auf und brüllte: „Herr Professor, Sie sind ein guter Mensch!“

Der westdeutsche Kollege lächelte nur ob der ihm von meinem ehemaligen Doktoranden zuteil werdenden Antwort. Als ich den besagten Kandidaten Tage später traf, war ihm die Begegnung mehr als peinlich, und er erklärte mir nun noch einmal sein Abstimmungsverhalten. Schlicht und einfach war der Sinn seiner unsicher gesprochenen Worte: Er fürchtete bei der Abstimmung ganz einfach um seine berufliche Existenz. „Hör auf“, sagte ich. „Hoffentlich weißt du jetzt, welcher Freiheit du nunmehr anheim gefallen bist!“

Das war gewissermaßen meine Abwicklung an oder besser gesagt mein Herausschmiss aus der Bergakademie. Was nun kam, war die Fortsetzung, nämlich die Neuformierung des Institutes für Geschichte. In einer vom neuen Senat erbetenen Stellungnahme hatte ich vorgeschlagen, das Institut nunmehr „Institut für Wissenschafts- und Technikgeschichte“ zu benennen. Das Sächsische Ministerium für Wissenschaft und Kunst schlug vor, dieses mit einer C 4 Professur für Technik- und Wissenschaftsgeschichte und einer C 3 Professur für Wirtschaftsgeschichte auszustatten. Die Ausschreibung war deutschlandweit erfolgt. Die Bewerber aus den Westzonen waren Prof. Dr. Harm Schröder, Hamburg, und einer kam von der Hochschule für bildende Künste, Braunschweig.

Harm Schröder machte in seinem Probevortrag einen äußerst guten Eindruck. Ihm wurde völlig zu Recht die Wirtschaftsgeschichtspröfessur zugesprochen. Die C 4 Stelle erhielt zunächst Otfried Wagenbreth, der ja unter mir so sehr gelitten hatte. Er fühlte sich ganz als Widerstandskämpfer. Darüber lachte ganz Deutschland. Als z. B. einmal in diesen Monaten in Düsseldorf eine Sitzung der Geschichtskommission im VDI stattfand, auf der die Situation in Deutschland beraten wurde, trat in der Diskussion auch Otfried auf. Er sagte, dass er genau wüsste, dass alle so genannten Reisekader der DDR Staatssicherheitsmitarbeiter gewesen seien. Daraufhin stand der zufällig neben ihm sitzende Prof. Dr. Wolfhard Weber aus Bochum auf und setzte sich demonstrativ von Otfried weg. In dieser Situation sprach der Leiter der Versammlung Weber an, warum er so verführe? „Nun, ich weiß, dass Kollege Wagenbreth

persönlich aufgrund einer Initiative von Kurt Hager Reisekader geworden sei. Das ist, folgt man Wagenbreths Logik, eine besonders schlimme Konstellation!“

Einmal traf ich Otfried auf dem Bahnhof. Stolz teilte er mir mit, dass er auf dem Weg in die Gauckbehörde Chemnitz sei, sich seine Stasiakten anzusehen. Als er wieder da war, teilte er mir bei Gelegenheit mit, dass in der Akte überhaupt nichts Negatives über ihn stand. Pech oder Glück, das ist hier die Frage?

Am zweiten Tag der Berufungsverhandlungen hing ein Zettel am Senatssaal, auf dem stand, dass zu den Vorträgen nur Angehörige der Bergakademie als Hörer zugelassen seien. Das war natürlich auf mich gezielt und eigentlich rechtsstaatlich falsch, weil danach die demokratische Öffentlichkeit Zugang haben musste. Was passierte, erfuhr ich trotzdem. Das Schönste war die Vorstellung von Dr. Lange. Er war ein Freund Wagenbreths und bis 1989 an Sonnemanns Lehrstuhl an der TU Dresden beschäftigt gewesen. Dort hatte er auch die B– Promotion abgelegt. Seine Gutachter hießen: Sonnemann und Wächtler!

In der Diskussion zu seinen alles andere als berauschend wirkenden Vortrag fragte ihn Prof. Dr. Ullrich Wehling aus München, er möge ihm doch bitte einmal seine Position zu den unterschiedlichen Auffassungen erklären, die Hans Mottek und Jürgen Kuczynski in der DDR zur Industriellen Revolution gehabt hätten. Lange musste passen. Er kannte weder Kuczynski noch Mottek, noch wusste er genau, um was es sich bei der Industriellen Revolution handelte. Natürlich fiel er durch. Schröder wurde, Gott sei Dank, genommen.

Ein Jahr später gab es den Berufungszirkus aufs Neue. Dabei ging es um die C 4- Planstelle, weil Otfried das Rentenalter mehr als erreicht hatte! Wieder war Lange unter den Bewerbern. Es ging in seinem Fall wiederum sehr schnell. Wengenroth stellte die gleiche Frage wie ein Jahr zu vor und erhielt akkurat die gleiche Antwort. Damit wurde der gleiche Beschluss gefasst. Dr. Albrecht erhielt die Stelle, die er bis heute innehat. Die Schrödersche Professur für Wirtschaftsgeschichte ist inzwischen entfallen. Damit wurde das Beste beseitigt, was der Geschichtswissenschaft in Freiberg als Ergebnis der Wende zunächst zu Teil geworden war.

Allerdings will ich keinesfalls bestreiten, dass ich nicht auch in den Monaten seit dem Herbst 1989 bis zum 31.3. 1992 an der Bergakademie interessante Erlebnisse hatte. An erster Stelle möchte ich die Begegnung mit dem Haus Wettin, der Familie des sächsischen Königs, anführen. Mein Vater wäre vor Stolz zersprungen, hätte er in einem Buch, das der Prinz von Sachsen und Herzog von Sachsen Dr. Albert von Wettin verfasst hatte, im Vorwort gelesen, dass Hoheit mir danke. Das war natürlich 1989 nicht ganz vorauszusehen. Aber es kam so.

Trotz der Wende ließ es sich nicht vermeiden, dass die Bergakademie 225 Jahre alt wurde. Obwohl die Vorarbeiten zu diesem Ereignis nicht mehr aktuell waren, wurde im auditorium maximum, dem bisherigen großen Hörsaal des Institutes für Marxismus- Leninismus, ein Festakt veranstaltet. Reden wurden gehalten. Eine Rede hielt Prinz und Herzog Dr. Albert als Vertreter des Hauses Wettin. Nachdem er sich als in München promovierter Historiker vorgestellt hatte, versprach er, der Bergakademie zu helfen, sich nunmehr intensiv mit ihrer Geschichte beschäftigen zu können. Außerdem wollte er vor allem auch sächsische und die der Wettiner vermitteln helfen! Einige Kollegen, die in den Stuhlreihen um mich herum saßen, grienten mich an. Ich reagierte auf die Ausführungen zunächst überhaupt nicht. Nach dem Festakt gab der Rektor einen Empfang. Natürlich war Prinz Albert mit von der Partie. Bald ergab sich die Gelegenheit, dass ich mich ihm vorstellte, und wir kamen ins Gespräch. Es stellte sich, wie von mir vermutet, heraus, dass er von unseren historischen Arbeiten keine Ahnung hatte. Ja, er war völlig überrascht, dass wir uns bergbaugeschichtlich

auch mit den historischen Leistungen seiner Familie beschäftigt hatten. Er lud mich für den nächsten Nachmittag ein, ihn und seine Frau Prinzessin und Herzogin Elvira auf Schloss Wachwitz zu besuchen.

Ich packte einen Koffer voller Bücher, legte denselben in meinen Wartburg und fuhr. Pünktlich empfingen mich Königliche Hoheit und seine Frau. Dann zeigte ich ihm meinen Kofferinhalt. Er war ehrlich überrascht. Seine Überraschung bezog sich nicht nur auf den Umfang der Publikationen, sondern auch auf die Art unserer Herangehensweise. Der Umstand, dass das Haus Wettin spätestens seit 1719 defacto (eigentlich in zunehmendem Ausmaß schon seit Anfang des 16. Jahrhunderts) einen Großbetrieb mit 15.000 Beschäftigten leitete, überraschte. Noch mehr erstaunt war er, dass die Montantechnologie im Erzgebirge, natürlich aufgrund der geologischen Situation der Bodenschätze, vor allem durch das Haus Wettin in den folgenden Jahrhunderten in einer Qualität entwickelt wurde, wie sonst nirgends in der Welt. Die meisten meiner Gedanken waren Albert völlig neu! Wie sich später herausstellte, waren andere seiner Familienmitglieder erst recht nicht auf solche Ideen gekommen.

Ich ließ es nicht bei der Theorie. Ich bewog Prinzessin Elvira, ihren BMW zu satteln und machte mit beiden Wochen später eine Exkursion. Von Freiberg über Brand-Erbisdorf durch den Mortelgrund bis zur Rauschenbachtalsperre, von dort über Olbernau-Grünthal zum Grüner Graben bei Pobershau und dann zurück über Rothenfurt. Dabei wurde die einmalige montantechnische Funktion der Wettiner montanarchäologisch untermauert. Albert war tief beeindruckt. Auf Veranstaltungen des von ihm geleiteten König-Albert-Instituts e.V. durfte ich dann sogar mehrfach über diese Probleme referieren bzw. Diskussionsbeiträge liefern; ebenso bei verschiedenen „Wachwitzer Gesprächen“, die er eine Zeit lang einmal mittwochs monatlich organisierte. Auch wurde es Sitte, dass er mir manchmal Manuskripte zu lesen gab, bevor er sie zur Drucklegung brachte. Im Vorwort eines in den neunziger Jahren erschienen Buches erwähnte er einmal unsere durchaus angenehme Zusammenarbeit.

In die Kontakte zwischen ihm und mir schloss er auch meine Familie ein. Besonders meine behinderte Tochter hatte es ihm angetan. Er wollte helfen. Ich war ehrlich ob seiner Haltung gerührt. Einmal gastierte das Jugendsinfonieorchester der USA in der Leipziger Peterskirche. Ich war zu diesem Konzert eingeladen, da der Sohn unseres Freiburger Ehrendoktors Ospovath in diesem Ensemble der 1. Konzertmeister war und dessen Schwester Tutti-Geigerin. Eigentlich wollte sich Albert an diesem Sonntag mit mir zu gemeinsamer Arbeit treffen. Als ich mich entschuldigen wollte, lud er mich und meine Frau in Dresden-Wachwitz in sein Auto, und wir genossen in Leipzig zusammen das Konzert.

Die Amis waren auch von der Begegnung tief gerührt. Denn selbst auf dem Broadway sieht man nicht jeden Tag einen deutschstämmigen Fast-König. Schließlich war Albert der Enkel von Friedrich August III.

In diese Beziehungen hinein platzte eine Bombe. Ich wurde 1994 genau 65 Jahre alt. Das war für mich ein wichtiges Datum. An diesem Tag schied ich aus der Arbeitslosigkeit aus und wurde Rentner. Damit ging es mir wieder etwas besser. Von meiner Vertreibung aus der Bergakademie an bis dahin hatte ich manchmal mit meiner Familie bange Stunden durchlebt. Ich wusste nämlich nicht immer, ob ich die Miete für unsere Wohnung noch aufbringen konnte oder nicht. Nun war ich nicht mehr Arbeitslosengeldbezieher, sondern Rentner. Allerdings erhielt ich den Tarifsold eines Strafrentners Ost. Verfassungsrechtlich ist solch eine Berentung wohl rechtswidrig. Das ist wohl nicht nur meine Meinung, sondern auch die irgendeines Senates des Bundesgerichtshofs Karlsruhe. Doch wie oft in der Geschichte geht

hier Macht vor Recht! Macht habe ich nicht, dann nützt mir – zumindest in diesem Falle - das Recht auch nichts! Im Übrigen bin ich zu der Überzeugung gekommen, dass die Strafrentenzahlungspraxis spätestens in dem Moment geändert wird, wenn unsere Jahrgänge verstorben sind!

Der Redakteur der Sächsischen Heimatblätter, Klaus Gumnior, ließ sich nicht davon abhalten, anlässlich meines 65. Geburtstages eine Würdigung meiner Person abzudrucken. Das brachte Karlheinz Blaschke so in Wallung, dass er in einer der nächsten beiden Nummern unserer Zeitschrift eine diesbezügliche „Berichtigung“ brachte und mich außerdem wegen meiner „Staatsnähe“ versuchte, aus der Redaktion ausschließen zu lassen. Die Berichtigung ist erschienen. Die Redaktion (Wissenschaftlicher Beirat) hat mein Ausscheiden aus der Redaktion abgelehnt. Das Leben ging weiter. Selbst Otfried hatte immerhin aus eigenem Antrieb, d.h. ohne dass ich ihn darum gebeten hatte, den Redakteur Klaus Gumnior angerufen und ihm mitgeteilt, dass er Blaschkes Ansichten nicht teilen kann. Auch aus Freiberg, Bochum, Darmstadt und vielen anderen Orten erhielt ich aufmunternde Worte übermittelt. Da dem Beitrag ein Bild beigegeben war, auf dem ich neben Friedrich Schorlemmer sitze (Karl Heinz hat mir das besonders übel vermerkt), sah ich mich veranlasst, mit Friedrich Schorlemmer persönlich darüber zu sprechen. Letzterer sah darin nichts Besonderes, keinen Grund zur Aufregung. Nicht dass ich das ganze Gezedere für angenehm empfunden hätte, aber ich sah es in solchen gesellschaftlichen Situationen im Nachhinein als zugehörig! Aus meiner Perspektive bezog Schorlemmer die christliche Position. Karl Heinz dagegen blieb im Alten Testament bei „Zahn für Zahn“ stehen. Ich kann mich allerdings nicht erinnern, dass ich ihm jemals einen Zahn gezogen hätte!

Manchmal stellte sich mir der ganze um meine Person von irgendjemand inszenierte Hickhack als eine Komödie mit dem Titel „Rache ist Blutwurst“ dar. Mir kamen die Sponsoren und Regisseure sehr bekannt vor. Denn eines stand für mich fest, Karlheinz Blaschke spielte zwar den Großinquisitor, doch was er in seiner Berichtigung zu sagen hatte, stammte mit großer Sicherheit größtenteils nicht von ihm. Er verstand im konkreten Fall zu wenig davon. Als wir in der Redaktion der Heimatblätter über die Frage, ob ich weiterhin der Redaktion angehören würde oder nicht, diskutierten, ließ Karl Heinz einiges in dieser Richtung gucken. Er sprach von einer Versammlung in Freiberg, wo man über die Tatsache schockiert gewesen sei, dass ich noch in der Redaktion Mitglied wäre.

Natürlich war es mir ein Leichtes herauszufinden, was an der Sache daran war. Es war natürlich genau genommen keine Versammlung, sondern das Treffen des historischen Stammtisches der Sektion Geotechnik/Bergbau. Auf diesem hatte der Dekan der Technischen Fakultät, Prof. Dr. Werner Arnold, Stimmung gegen mich zu machen versucht und im Prinzip die gleichen Behauptungen aufgestellt, die Karlheinz Blaschke dann in seinem Pamphlet gegen mich niedergeschrieben hatte. Der Präsident des Stammtisches, Dr. Pforr, hatte Arnold gebeten, mit seiner Rede aufzuhören, da sich der Stammtisch seit eh und je für politisch neutral erklärt hätte. Außerdem hätte ich die Traditionsarbeit dieses Gremiums nicht im Geringsten behindert.

Mitglied dieser Runde war auch der ehemalige Markscheider im VEB Berg- und Hüttenkombinat Albert Funk, Dipl. Ing. Wolfgang Jobst, der an sich mit Arnold sehr befreundet war. Er war auch Oberleutnant der faschistischen Wehrmacht gewesen. Deshalb hatte man ihm nach 1945 zunächst die Immatrikulation an der Bergakademie verweigert. Aber seine Arbeitsstelle, das Berg- und Hüttenkombinat, hat ihn dann zum Fernstudium delegiert. So war er Diplombergbauingenieur geworden und hatte sich nebenbei der Geschichte des Bergbaus zugewandt und sowohl eine ganze Reihe beachtlicher Publikationen

zur Geschichte des Freiburger Bergbaus gemacht als auch sich allgemeinen bergbauhistorischen Themen zugewandt. In seinen letzten Lebensjahren befasste er sich mit der Geschichte der Wünschelrute. Sein Tod verhinderte das Erscheinen dieses Werkes. Wir zwei hatten viel Freude bei gemeinsamen Diskussionen einzelner Kapitel des werdenden Buches.

Wolfgang gehörte zu den Geburtsjahrgängen, die besonders unter der Herrschaft des deutschen Faschismus und dem II. Weltkrieg gelitten hatten. 1936 war er schon Soldat bei einem Flakregiment. Eines Abends bekamen sie den Befehl, in einen Zug zu steigen. Als er wieder hielt, waren sie in Stettin. Dort wurden sie auf ein Schiff geladen. Man händigte ihnen Zivilsachen aus. Dann kam noch ein Sonderzug mit Krankenschwestern. Auch diese erhielten Zivilsachen. Dann lief das Schiff aus.

Im Kanal zwischen England und Frankreich mussten die Frauen und Männer KdF-Urlaubsreisende spielen. Das war nötig, um die englische und französische Aufklärung über den wahren Sinn und Zweck der Fahrt zu täuschen. Das nächste Mal hielt das Schiff in einem spanischen Hafen. Von dort ging ein Bahntransport nach Sevilla. Dort schließlich wurde ihnen gedankt, dass sie sich freiwillig zur Legion Condor gemeldet hätten, um nun für Spaniens Freiheit zu kämpfen. 1939 war der Spanienkrieg zu Ende. Dafür begann fast nahtlos der II. Weltkrieg. 1945 geriet Wolfgang in Gefangenschaft, und dann folgte das Leben in der DDR, die für derartige Biographien kein sonderliches Verständnis zeigte.

Wolfgang Jobst forderte Werner Arnold gleichfalls auf, seine Ausführungen gegen mich zu unterlassen. Außerdem sagte er, dass er ganz andere Äußerungen Arnolds über mich kenne. Werner Arnold hatte nämlich ein Buch mit dem Titel: „Die Eroberung der Tiefe“ herausgegeben. Der Grundstoffverlag hatte Arnold gebeten, mir das Buch noch einmal vor der Drucklegung zum Lesen zu geben. Arnold hat das getan. Wir hatten darüber gesprochen und waren uns einig. Arnold hat die aus der Sicht eines Historikers gemachten Ratschläge befolgt. Nachdem das Buch erschienen war, schenkte er mir ein Exemplar desselben und schrieb eine in sehr netten Worten gehaltene Widmung hinein. Diese hatte Wolfgang gelesen, und das war für ihn der Anlass zu sagen, dass er seine jetzige Meinung nicht verstünde, zumal Wolfgang nur gute Erfahrungen in der Zusammenarbeit mit mir gemacht hätte. Die an sich bis dahin zwischen beiden existierende Freundschaft hatte in dem Moment zumindest einen tiefen Riss bekommen, wenn nicht mehr.

Ich hatte mit Werner Arnold eigentlich nie große konträre Auseinandersetzungen gehabt, politische schon gar nicht. Dass er bei meiner Berufung nach Freiberg nicht für mich plädiert hatte, wusste ich. Das war bei den Berufungsverhandlungen nicht weiter ins Gewicht gefallen, da er damals noch nicht zur Bergakademie gehörte, sondern zum VEB Schachtbau Nordhausen. Meiner Meinung nach wollte er mit seinem Nachwendaufreten gegen mich nur noch einmal beweisen, dass ich doch nicht so gut sei, wie mich viele inzwischen einschätzten. Ihm ging es meiner Meinung nach mit 25 Jahren Verspätung immer noch gegen den Strich, dass ich 1965 mit den zwei Bänden Festschrift nicht verunglückt war, dass die Wiederaufführung des ersten deutschen Singspiels, das Sinfoniekonzert mit der Uraufführung einer der Bergakademie gewidmeten Sinfonie von und unter Bongartz, die Hohe Messe mit Kruzianern und Thomanern unter Leitung des Kreuzkantors Rudolph Mauersberger im Freiburger Dom rauschende Erfolge waren und manches mehr. Auch war ich es, der ihn zwang, Otfried zu habilitieren!

Im Prinzip hielt und halte ich Werner Arnold heute noch für einen ausgezeichneten Wissenschaftler und Hochschullehrer. Sicher hatte er nicht umsonst 1961 den Nationalpreis

der DDR für seine wissenschaftlich- technischen Leistungen erhalten. Auch als Betreuer von Doktoranden und Studenten leistete er Hervorragendes. Ihm verdankt die Bergakademie sehr viel. Er gehörte in den vierziger und fünfziger Jahren zu der Gruppe von Studenten, die den inzwischen international hochgeschätzten Berg- und Hüttenmännischen Tag aus der Taufe hoben und mit der Gründung der „Freiberger Forschungshefte“ sowie der Zeitschrift „Die Bergakademie“ sowohl die wissenschaftliche Welt als auch die Montanwirtschaft beeindruckten.

Noch eine Art Fußnote oder Ergänzung sei mir in diesem Zusammenhang gestattet. Im Jahre 2004 begingen wir in einem Festkolloquium, das in der SLUB (Sächsische Staats- und Universitätsbibliothek) stattfand, den 50. Jahrestag der Existenz der „Sächsischen Heimatblätter“. Natürlich war der inzwischen auch schon verstorbene Gerhard Thümmler ebenso wie von den ganz alten Redaktionsmitgliedern, die Annelies Eschke, Karlheinz Blaschke und ich mit von der Partie. Ich beleuchtete aus meiner Sicht noch einmal unseren Kampf um die Erhaltung der Zeitschrift. Es gab keinen Widerspruch. Karl Heinz rührte sogar die Hand zum Beifall. Auch als wir beide zusammen die Medaille für Verdienste beim Wiederaufbau der Frauenkirche erhielten, kam von ihm kein Widerspruch. Ist das nur ein Anzeichen von Altersgeruhsamkeit oder mehr? Zu meinem 80. Geburtstag im Jahre 2009 erschien in den „Sächsischen Heimatblättern“ wiederum eine Würdigung meiner Person. In der nächsten Redaktionssitzung geschah das gleiche noch einmal mündlich. Karl Heinz saß mit in der Runde. Nein, er protestierte nicht! Im Gegenteil, er rührte wiederum die Hand zum Beifall!

In den seit meiner Berufung nach Freiberg für mich nicht immer ganz einfachen Jahren hatte ich noch einen sehr guten Freund gefunden, der mir in vielen Situationen treu zur Seite stand. Das war Prof. Dr. Rudolf Forberger. Genau genommen war er ein ganz armes Schwein. Sein Lebenslauf nötigte und nötigt mir heute noch den allergrößten Respekt ab. Als Kind hatte er Kinderlähmung gehabt und seit dem zwei gelähmte Arme. Mit dieser Behinderung hatte er das Abitur abgelegt, an der TH Dresden studiert, hatte den Abschluss als Diplomwirtschaftler gemacht und schließlich promoviert. Als ich ihn kennen lernte, beendete er gerade erfolgreich eine Habilitationsaspirantur bei Jürgen Kuczynski an der Humboldtuniversität. Dann war er an Jürgen Kuczynskis Akademieinstitut wissenschaftlicher Arbeitsleiter. Zunächst überarbeitete er seine Habilschrift zu einem international hochgeschätzten Buch über die Manufakturen in Sachsen. Jürgen hatte sehr großes Interesse an Rudolphs Forschungsarbeiten. Damit das Ganze zügig voranging, erwirkte er, dass auch Rudolphs Frau an der Akademie angestellt wurde. Sie war damit Sekretärin ihres Mannes und wurde ihm im Laufe der Zeit immer stärker zu einer unverzichtbaren wissenschaftlichen Mitarbeiterin. Das Ehepaar Forberger hatte bald zwei Kinder. Eine große Perspektive für Rudolph, die sich auch etwas materiell auszahlte, zu eröffnen, war nicht ganz einfach. Zunächst gelang es, vor allem auf Grund der Fürsprache Jürgens, Forberger zum Mitglied der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu machen. Als ich 1965 aufgrund der Beschlüsse der Freiberger SED Funktionsverbot erhielt, gelang es mir, Rudolph Forberger an meiner Stelle in die Redaktion der „Sächsischen Heimatblätter“ zu lancieren.

Dann konnte ich erwirken, dass Forberger vor allem als ausgewiesener wirtschaftsgeschichtlicher Fachmann für die Zeit vom 16. bis zum 18. Jahrhundert noch als nebenamtlicher Dozent an die Bergakademie Freiberg berufen wurde. Im Jahre 1968 gelang es mir, diese Dozentur noch in eine nebenamtliche Professur umzuwandeln. Das kostete die Bergakademie nichts. Allerdings erhöhte die Akademie der Wissenschaften zu Berlin im Falle der Berufung ihrer Mitarbeiter zu Hochschullehrern das Gehalt der betroffenen Personen, bei Ernennung zum Dozenten um 50 % und bei Ernennung zum Professor um 100 %.

Dann kam der Herbst 1989. Rudolph Forberger bilanzierte in einem Aufsatz in den „Sächsischen Heimatblättern“ Teile seines Lebens. Darin stellte er fest, dass in Folge der Tatsache, dass er nicht Mitglied der SED gewesen, er um eine Professur an der TH Dresden gekommen sei.

Ich war wütend. Ja, es stimmte, man hatte ihn nicht berufen. Aber unter anderem nicht deshalb, weil er nicht der SED angehörte, sondern weil er Mitglied der NSDAP und wie es sich erst einige Zeit nach der Wende noch weiter herausstellte, (das konnte die Dresdner Berufungskommission und auch Jürgen Kuczynski nicht wissen!) förderndes Mitglied der SS war. Aber Akademiemitglied, Dozent und Professor war er vor allem deshalb geworden, weil sich zwei Kommunisten für ihn einsetzten. Schließlich ist eine Berufung in Freiberg ja keine Bestrafung! Ob für die Dresdner Berufungskommission nur die sicher prekäre Frage seiner NS- Parteizugehörigkeit eine Rolle gespielt hatte, muss an dieser Stelle offen bleiben. Rudolph Forberger war und bleibt ein Forscher von großartigem Format. Aber damit allein wird man nicht unbedingt automatisch ein ebenso exzellenter Hochschullehrer. Natürlich ist es möglich, dass die Dresdner Berufungskommission seine Bindungen an die Faschisten nicht ausgewogen genug bewertet hat. Kuczynski, die Ingenieurökonomische Fakultät der Bergakademie Freiberg und ich sahen ihn ganz anders als die mächtige Kommission der zuständigen Fakultät an der damaligen Technischen Hochschule Dresden.

Rudolph, du bleibst für mich das, was du mir unmittelbar an meiner Seite seit 1955 geworden bist. Zum Schluss hast du einmal in deinem Kopf große Scheiße gebaut. Das ist eben so, bei uns Menschen. Ich liebe und verehere dich nach wie vor, so wie du bist, und da muss man eben manchmal auch unerwartet Dinge in Kauf nehmen, die man an sich nicht für möglich hält.

Im übrigen erinnerte ich mich an den Abenden des Herbstes 1989, an denen in Dresden doch einige zehntausend Menschen durch die Strassen demonstrierten und mitunter relativ einfältige Losungen brüllten, die auf nichts anderes als die Bitte hinausliefen: „Man gebe uns zur sozialen Sicherheit der DDR bitte doch noch die Westmark dazu!“ Dann zog man auf die Cockerwiese, und auf einem Podium sprachen Diskussionsredner. Vieles, was ihnen an der DDR missfiel, gefiel auch mir nicht. Doch dann, wenn sie aus Bechers DDR- Hymne „Deutschland, einig Vaterland“ brüllten und sich dazu noch (fast) beschwerten, dass in der DDR die Wettiner nicht als Könige von Napoleons Gnaden in Sachsen regieren durften, reichte es mir. Ich erklärte meiner Tochter, wir hörten uns als Familie den geplärrten Unsinn mitunter hautnah an: „Wenn so viel Unsinn und mehr öffentlich verzapft werden darf, dann muss man sich auch nicht wundern, wenn sich it bundesrepublikanischer Hilfe der Faschismus wieder rührt“. Ich sehe bis heute und bis auf weiteres keinen Grund, diese meine Meinung zu ändern – im Gegenteil! Es kotzt mich an, wie die „demokratischen Gerichte antifaschistische Beschlüsse von Stadträten außer Kraft setzen und faschistische Demonstrationen rechtsstaatlich erlauben.

33. Erneut Tempura und Sushi

Für das Jahr 1993 hatte ich wieder eine Einladung nach Tokio zu einem Forschungsaufenthalt an das Institute of Technology (Technische Universität Tokio) bekommen. Dahinter steckte natürlich Tadaaki, der jetzt dort the department of history of science and technology leitete und mit vollem Titel jetzt Prof. Dr. Tadaaki Kimoto hieß. Sein Lehrstuhl war der wichtigste technikhistorische in ganz Japan. Er war der einzige promovierte Technikhistoriker im Kaiserreich.

Ich würde mich beim Rektor der Universität beliebt machen, wenn ich die ökonomisch günstigste Reiseroute wählen würde, hatte er mir vor meinem Reiseantritt mitgeteilt. Ich hatte Verständnis für diesen Wunsch, da ja Magnifizenz die ganz Reise bezahlen wollte. Also ging ich zu einem guten Bekannten, der inzwischen ein kleines Reisebüro betrieb. Dort trug ich meinen Wunsch vor und bestellte die zugehörigen Flug- und Fahrkarten. Irgendwo fand ich dann einen Globus und fuhr natürlich mit dem Finger darauf den sich mir als optimal anbietenden Weg ab.

Als ich dann Tage später wieder ins Reisebüro kam, war ich erstaunt, dass bei der Bestimmung des ökonomisch günstigsten Weges der menschliche Verstand nicht sonderlich gefragt war. Man teilte mir mit, dass die ökonomisch günstigste Reiseroute wie folgt verlief:

1. Mit dem Zug von Dresden nach Frankfurt/M.
2. Mit dem Flugzeug von Frankfurt/M. nach Madrid
3. Mit dem Flugzeug (ohne nochmals umzusteigen, aber mit Zwischenlandung in Moskau) von Madrid über Moskau nach Tokio.

Die Rückreise verlief adäquat umgekehrt. Ich staunte, die Freie Marktwirtschaft hat es eben so in sich! Ich begriff einmal mehr, welcher unsinnigen Weltordnung ich mich bis auf weiteres zu beugen hatte. Dadurch fühlte ich mich mehr denn je gefordert, gegen dieselbe zu sein. Im Übrigen, es verlief alles glatt. Ich bin gut nach Japan gekommen und auch wieder zurück. Ich wurde vom Rektor der TU Tokio gelobt, dass ich so günstig geflogen wäre. Ich zweifle nicht daran, dass er ein weltbekannter Techniker mit großem Wissen ist. Allerdings habe ich vergessen zu fragen, was er nicht als Rektor, sondern als Techniker zu meiner Reiseroute sagt.

An der Tokioer Grenzkontrollsperrre stand Tadaaki und erwartete mich. Als ich meinen Reisepass vorzeigte, musste er ganz laut lachen. Ich besaß den damals noch gültigen DDR-Reisepass. Es gab damit auch keine Probleme. Die japanischen Behörden respektierten bei der Grenzkontrolle die DDR nach wie vor. Außerdem hatte ich ja noch einen guten Bekannten in Japan, den ich mir als Helfer in der allergrößten Not vorbehalten hatte. Das war Dr. Hans Dieter Scheel. Ich hatte ihn, wie ich schon erwähnte, als Attache an der westdeutschen Botschaft in Moskau kennen gelernt. Jetzt war er Gesandter der Bundesrepublik im Kaiserreich Japan. Aber, vorerst brauchte ich ihn nicht.

Mit Tadaaki fuhr ich dann mit einer Art S-Bahn vom Flughafen in die Stadt. Mir schien der Flughafen von der Tokioer Innenstadt etwa so weit entfernt zu sein wie Chemnitz von Dresden. Tadaaki brachte mich in das Haus, wo ich die nächsten Wochen wohnen würde. Schließlich ging es zu seinem Lehrstuhl in die Universität, wo etwa 25 Aspiranten bzw. Doktoranden aus Japan, Südkorea und der Volksrepublik China auf mich warteten. Dann sagte Tadaaki etwas zur Begrüßung, was ich zwar nicht verstand, aber nur geheißen haben musste: Das ist er! Danach packten die Doktoranden ein Keyboard aus, legten es auf den Tisch, der vor mir stand und sagten dann auf Japanoenglisch, das ich gut verstand: Sie hätten

gehört, dass ich Klavier spiele, und sie bitten mich, dass ich in der Zeit meines Japanaufenthaltes mit ihnen das Lied „Sah ein Knab ein Röslein“ einstudiere. Gemeint war die Vertonung des Gedichtes von Goethe durch Zelter. Ich war gerührt, setzte mich ans Klavier und begann. Ich fühlte mich gleichwertig geachtet wie die Sächsische Staatskapelle Dresden und das Gewandhausorchester Leipzig, weil ich nun auch in Tokio musizierte! Irgendwie war das Ganze rührend.

Unter den Doktoranden fiel mir eine junge Frau aus Südkorea auf, weil sie sich immer in dem Augenblick, wo alle lachten, den Mund mit der Hand zuhielt. Einige Zeit später fragte ich sie einmal, warum sie das mache. Sie hatte eine Missbildung in ihrem Gebiss im Bereich der Schneidezähne. Ihre Eltern besaßen kein Geld für eine Korrektur dieser Sache. So hatte ihr Vater sie gezwungen, beim Lachen immer die Hand vor den Mund zu halten. Sie kam davon nicht mehr los, obwohl sie inzwischen selbst ein Kind hatte! Ich war tief gerührt. Allerdings erzählte ich trotzdem weiter Witze!

Tadaaki hat mich dann wieder in mein Haus gebracht. Dort ließ ich mir von ihm in lateinischen Buchstaben auf einen Zettel schreiben, auf welcher S-Bahn Station ich aussteigen musste, wenn ich in die TU wollte. Dieses Wort übertrug ich im Laufe des Abends noch auf ein großes Stück Papier und hielt mir dasselbe am nächsten Morgen auf dem nächsten S-Bahnhof vor den Bauch. Irgendwelche Leute lasen das, nahmen mich mit, stopften mich in einen Zug. Andere zwangen mich, wenn es so weit war, umzusteigen. Neue Leute kamen und nahmen mich wieder mit. Schließlich bedeutete man mir, dass ich nunmehr am Ziel meiner Wünsche sei. Ich stieg aus und fand Tadaakis Lehrstuhl. Nach drei Tagen hatte ich das Ganze im Griff und brauchte auf der Tokioer S- Bahn keinen Lotsen mehr. Bei U- Bahn – Fahrten war das viel schlimmer, denn man konnte sich in der Landschaft nichts einprägen.

In der Hochschule gab es eine Mensa für Ausländer. Spaghetti mit Tomatensoße und Wurststücken darin, konnte man dort immer bekommen. Aber auch auf den Straßen Tokios hatte sich manches verändert. Mc. Donalds zog immer spürbarer seine Kreise. Auch Japanische Hot-dog- Stände fanden sich inzwischen. Das Tokio der neunziger war nicht mehr das Tokio der siebziger Jahre!

Im Institut bei Tadaaki arbeitete ich zunächst vor allem zur Rolle der Japaner, die in Freiberg studiert hatten. Wichtiger, als ich vorher annahm, war der Umstand, dass die japanischen Kollegen die Fotokopien der Akten aus dem Freiburger Archiv nicht lesen konnten, weil sie Deutsch (Gotisch) geschrieben waren. Also musste ich als erstes den ganzen Kram in eine lateinische Schriftfassung bringen. Damit hatte ich fürs Erste wirklich viel zu tun. Ich musste mich auch beeilen, da mich solche Probleme interessierten wie: Warum gingen die Japaner nach Freiberg und nicht in das Geburtsland der Industriellen Revolution, England und ähnliches mehr. Es war eine äußerst fruchtbare Zeit. Ganz fertig geworden bin ich in Tokio nicht. Aber mit Regina Biakowski zusammen habe ich wenig später den abschließenden Forschungsbericht fertig gestellt und nach Tokio geschickt.

Natürlich erhielt ich auch viele Einladungen von Japanern, die ich inzwischen kennen gelernt hatte. Tsuruko, die Frau von Minoru, lebt als Witwe in einem Altersheim in Yokohama. Natürlich gab sie für mich und Tadaaki ein vornehmes Essen in einem noch vornehmeren Hotel. Dieses Essen gab sie bei meiner Ankunft und wiederholte es wenige Tage vor meiner Rückreise. Einmal aßen wir europäisch und einmal japanisch!

Tsuruko hatte Bekannte, die in Yamakura am Pazifik wohnten. Ich kannte die Leute schon. Der Mann war ein ausgesprochener Orgelfan. Ich hatte mit ihm einmal eine Exkursion zu

allen bedeutendsten Silbermannorgeln in der Lausitz, im Raum Dresden und im Osterzgebirge mit Frauenstein gemacht. Er war einfach toll. Und als ich ihm wieder von Dresden, vor allem vom Aufbau der Frauenkirche erzählte, trat er unserer Fördergesellschaft bei. Ich fand das ganz in der Tradition der Frauenkirche liegend. Schließlich war sie auf Befehl eines katholischen Königs als wichtigster protestantischer Kirchenbau der Welt errichtet worden. Seither wurde sie von Canaletto als Mahnmal der Toleranz zusammen mit der Hofkirche auf dessen weltberühmtes Bild der Silhouette Dresden gebannt. Und wenn mein japanischer Freund, der sicher (genau kann ich das auch heute noch nicht sagen!) Buddhist oder Shintoist bzw. beides zusammen war, dem (im vorliegenden Falle konkret von mir überbrachten) Ruf aus Dresden folgte, dann hat er in der Tat einen wichtigen Beitrag zur Erfüllung des Anliegens der Aufklärung und der weltweiten Sehnsucht nach Frieden geleistet. Er stand damals mit seinem Bekenntnis meilenweit über dem mitunter klein karierten Denken wichtiger Vertreter der ev.- luth. Landeskirche Sachsens.

Natürlich wollte Tadaaki, dass ich außer Tokio auch noch etwas mehr von Japan kennen lernte. Eines Tages verfrachtete mich sein chinesischer Doktorand in seinem Auftrag auf dem Central Stadion in den Superschnellzug mit einer Fahrkarte über Kyoto, Osaka nach Hiroshima und zurück. Ich sollte auf den jeweiligen Bahnhöfen einfach aussteigen und warten, bis jemand käme, der mich sucht und abholt. Das klappte vorzüglich, abgesehen von Kyoto, wo mein Abholer erst eine $\frac{3}{4}$ Stunde später kam. Ich kam mir in dieser Wartepause vor wie die Luise in Erich Kästners erster Verfilmung des Kinderbuches „Das doppelte Lottchen“, als sie unvorhergesehener Weise auch eine Weile auf dem Münchner Hauptbahnhof auf ihre ihr völlig unbekannte Mutter warten musste. Doch auch ich wurde wie Luise nicht enttäuscht.

Ich sah Kyoto zum zweiten Mal in meinem Leben. Es gefiel mir schon beim ersten Mal. Am übernächsten Tag fuhr ich weiter nach Osaka. Dort empfing mich auf dem Bahnsteig Prof. Kato mit 6 Studenten oder Doktoranden und stellte mir dieselben als meine Schüler vor. Wir zogen in eine Kneipe. Sie kannten viele meiner Veröffentlichungen und stellten Fragen über Fragen. Außerdem besuchten wir die Burg von Osaka. Abends wurde ich in ein modernes Hotel gebracht. Kato schlief auch dort, d.h. das ist nicht ganz exakt. Das Hotel bestand aus zwei Teilen. Mich hatte Kato in dem europäischen untergebracht, er bevorzugte dagegen den asiatischen. Der Unterschied war der, dass im letzteren eine Spezialart von Geishas alle Wünsche erfüllten. Ich kenne das nur vom Hörensagen, weil meine Moral in dem anderen Hotelteil vor asiatischer Gastlichkeit verschont blieb. Auch tempura und suchi wurde mir nicht angeboten. Nur als ich ein european Continental- Breakfast bestellte, hatte ich ein Problem. Man lieferte mir dasselbe ohne Ei. Ich wollte aber eins. Als man meine Forderung nach einem Ei nicht verstand, gackerte ich erfolgreich wie ein Huhn und bekam ein Ei.

Zwei Tage später fuhr ich nach Hiroshima. Der junge Mann, der mich in Empfang nahm, war einzigartig nett zu mir. Ich bin durch diese Stadt gegangen, durch Stadtviertel, Parks und dorthin, wo die Atombombe explodierte. Auch das Museum habe ich nicht ausgelassen. Die Pflanzen hatten offensichtlich den Atombombenabwurf besser überstanden als die Menschen. Es gab wunderschöne Parks. Die wieder aufgebaute Stadt war über weite Strecken ebenso wie die moderne Architektur ist, nichts sagend. Das Museum war aufwendig gestaltet.

Nur, man kann Grauen und Schrecken in Glasvitrinen eben nicht darstellen. Ich bin nicht mehr traurig, dass wir keinen solchen Versuch in Dresden haben. Die militärtechnisch „erfolgreiche“ Ermordung von wahrscheinlich 36 000 Menschen von Dresden und von

140 000 in Hiroshima sowie einiger zig Tausend in London und Coventry kann man, wie schon gesagt, nicht in Glasvitrinen darstellen, vor allem dann nicht, wenn sie außerdem noch zweimal täglich poliert werden!

Abends bat ich dann meinen Betreuer, mich wieder auf den Bahnhof zu bringen. Mit dem nächsten Zug fuhr ich zurück nach Tokio. Als ich am nächsten Tag, für Tadaaki viel zu früh, wieder in die TU zurückkam, wollte er mich ausschimpfen. Ich sagte: „Beschwere dich nicht bei mir, sondern bei den Amerikanern. Ich konnte das alles nicht mehr verdauen. Ich dachte bisher immer, dass Dresden, was ja nicht falsch ist, etwas ganz Schlimmes war. Aber seit ich Hiroshima sah, da weiß ich mehr!“

An der TU habe ich auch in großen Hörsälen Vorlesungen gehalten. Gegen Ende meines Aufenthaltes in Japan, sagte Tadaaki: „Heute musst du in einer Privatuniversität auftreten. Das Thema Deiner Vorlesung sagt dir der dortige Dekan, wenn wir bei ihm sind.“ Also, 10 Minuten vor Beginn der Vorlesung erfuhr ich das Thema für die folgenden 90 Minuten. Es hieß: Die Geschichte des sächsischen Erzbergbaus. Tadaaki spielte Dolmetscher. Der Dekan bemerkte noch, ehe ich mit ihm zusammen den Hörsaal erreichte, dass ich mich nicht daran stören sollte, wenn ich nach der Pause (nach 45 Minuten) weniger Studenten im Hörsaal sehen würde. In der ersten Halbzeit kämen noch viele aus Neugier mit, die bisher noch keinen Ostdeutschen gesehen hätten.

Ich trat ein und legte nach meiner Vorstellung los. Ich stellte mir das Ziel, aller 5 bis 7 Minuten einen Witz einzuflechten. Die Studenten gingen begeistert mit. Als die Pause vorüber war, war der Hörsaal noch voller als vorher. Der Dekan meinte hinterher: „Es muss sich herumgesprochen haben, dass man bei Ihnen wunderbare, in Japan völlig unbekannte, Witze hört.“ Am Schluss bedankte ich mich bei Tadaaki, und wir beide bekamen einen donnernden Applaus. Auch einige Fragen beantworteten wir noch zusammen.

Der Hörsaal war faszinierend. Es war eine Art Polstermöbel, die dort standen. Außerdem wurde während der Vorlesung Kaffee, Cola und Schokolade serviert. In mir wuchs das Begehren, dort auch einmal studieren zu wollen. Aber als ich dann die zu zahlenden Studiengebühren vernahm, behielt ich meine utopischen Wünsche für mich!

Einmal besuchte ich auch Almuth und Hans Dieter. Ich kannte deren Wohnung schon vom ersten Aufenthalt. Damals wohnte dort Hartmut von Schulze– Boysen. Da Hans jetzt Gesandter war, war das jetzt seine Residenz. Wir hatten uns natürlich viel zu erzählen. Eine Indonesierin erfüllte bei ihnen die Funktion der Haushälterin. Ich kann nicht genau sagen, wie alt sie war, weil ich mich bei Asiaten immer verschätze. Jedenfalls sprach sie mehrere Sprachen, darunter auch Deutsch. Außerdem hatte sie promoviert und versorgte mit diesem Job in Japan zu Hause in Djakarta ihren Mann und mehrere Kinder. Darüber brauchte ich mich mit meinem Freund Gesandten nicht zu unterhalten. Wir wussten beide, was jeder von uns sagen würde.

Almuth teilte mir mit, dass sie aus familiären Gründen in den nächsten beiden Tagen nach Deutschland fliegen müsste. In dieser Zeit gastierte in Tokio die Deutsche Oper aus der Kantstraße in Berlin mit Lohengrin. Hans hatte für sie und sich zwei Karten zur Premiere bekommen. Kurzer Hand wurde beschlossen, dass ich als Frau des deutschen Gesandten aufzutreten hatte.

Das Operngastspiel fiel insofern in interessante Tage, als gerade eine pikante Diskussion in den der High- society Tokios nahe stehenden Zeitungen geführt wurde. Da hatten doch die

Japaner den Ägyptern kürzlich Geld geschenkt. Was hatten die Ägypter damit gemacht? Sie hatten in Kairo mit eben diesem Gelde ein nagelneues Opernhaus gebaut. Und als man dieses in Tokio vernahm, stellten die Journalisten in den Medien fest, dass es in Japan kein einziges richtiges Opernhaus gab.

Natürlich gab es in Tokio einen Saal (sicher mehr als einen!), in dem man Theater und natürlich auch Opern aufführen konnte. Man beschrieb mir, wo die Opernvorstellung stattfand und wie ich mit der S- Bahn dahin gelänge. Die S- und die U- Bahn waren auch die bevorzugten Verkehrsmittel für das diplomatische Korps. Das war deshalb so, weil die Benutzung des Autos für die gleiche Strecke ein Vielfaches an Zeit in Anspruch nahm. Ich traf so auch wirklich pünktlich an Ort und Stelle ein. Hans empfing mich und geleitete mich zu meinem Platz. Links von mir saß die Frau des Chefs der Deutschen Oper Götz Friedrich. In den Pausen wurde immer etwas zu essen und zu trinken aufgebaut, etwa nach dem Motto: „In jeder Pause ein Empfang.“. Scheinbar zählt das diplomatische Korps im Kaiserreich Japan zu den von chronischer Armut befallenen sozialen Gruppen. Ich hätte mir nie einen solchen Luxus, bestehend aus Empfängen und einer mit einem Schwindel erregenden inflationsverdächtigen Preisaufdruck versehenen Eintrittskarte, leisten können.

Im Übrigen, auch mit Götz Friedrich spann ich an dem Abend einen guten Faden. Er schwärmte richtig, wenn er von seiner Zeit bei Walter Felsenstein an der Komischen Oper und von Inszenierungen in Ostberlin, Dresden und Leipzig sprach, Diese hatte er nicht nur erlebt, sonder zum Teil mitgestaltet. Das war in der Zeit, ehe er in der „Freiheit“ im damaligen Westberlin blieb.

Als meine Zeit in Tokio zu Ende war, da traf ich mich noch einmal mit „meinen“ Doktoranden. Wieder brachten sie eine Art Klavier mit, und dann erklang zum letzten Mal die Zeltersche Vertonung des Heidenrösleins von Goethe. Sicher gibt es dutzende von Chören, die das Lied besser singen als wir im Jahre 1993. Aber, ob sie auch so viel dabei empfinden wie wir damals?

34. Borken (Hessen)

Im Februar 1992 versammelte ich wieder meine Doktoranden in Weifa. Statt 40 waren nur noch etwa 14 gekommen. Eine meiner letzten Diplomandinnen, die inzwischen Museumsleiter in Borken (Hessen) geworden war, war auch darunter. Sie sollte dort, dem Wunsche des Magistrats der Stadt entsprechend, ein Braunkohle- Bergbaumuseum aufbauen. Ernst zu nehmende Vorarbeiten dafür gab es ihres Wissens nicht.

Im Nordhessischen Braunkohlebergbau hatte es unter Tage 1988 ein großes tragisches Unglück gegeben, bei dem 51 Kumpel – Deutsche und Türken - den Tod fanden. Die Stadt hatte Geld bekommen, dem Bergbau am Ort ein Denkmal in Gestalt eines Museums zu setzen. Drei Absolventen westdeutscher Universitäten hatten sich an dieser Aufgabe schon versucht und waren dabei gescheitert. Meine Exdiplomandin fühlte, dass auch sie mit einem solchen Projekt überfordert war. Sie bat mich, in Absprache mit dem Bürgermeister von Borken, um Hilfe. Da ich ahnte, dass mich die Bergakademie in Kürze ebenso endgültig hinauswerfen würde, sagte ich ihr: “Du kannst deinem Bürgermeister sagen, dass ich im Prinzip bereit bin, euch zu helfen“.

Am 31. 3. 1992 war für mich in Freiberg der letzte Arbeitstag. Einen Tag später registrierte an meinem Wohnort Dresden das Arbeitsamt mich offiziell als Arbeitsloser. Wie mein Leben weitergehen sollte, blieb mir zunächst schleierhaft. An einem Tage Anfang Mai klingelte das Telefon, und man bestellte mich für Ende des Monats nach Borken. Ich sattelte meinen Wartburg, ließ mir durchs Telefon erklären, wo besagte Stadt liege und fuhr los. Dort angekommen, ließ ich mir vor Ort die konzeptionellen und museumsbaulichen Vorarbeiten zeigen. Ich vernichtete diese anschließend zum größten Teil wegen Unbrauchbarkeit. Dann bat ich darum - der dortige Braunkohlebergbau wurde damals bis zu seiner Stilllegung 1988 von der PreußenElektra betrieben - die ehemals zuständigen Konzerndirektoren sowie verantwortliche Vertreter der Stadt sprechen zu dürfen. Es kamen daraufhin zu mir der Tagebaudirektor a. D., Dipl. Ing. Hans Schröder, und der geschäftsführende Beamte der Stadtverwaltung Borken, Georg Strauß. Es war ein unvergesslich herzliches Gespräch, das sich dann anschloss. Dass wir in unserer Lebensauffassung Unterschiede hatten, damit hatte jeder von uns dreien gerechnet. Aber, dass wir so viele Gemeinsamkeiten an uns entdeckten, war für jeden von uns verblüffend. Das begann damit, dass wir alle drei Führer eines Fähnleins im Deutschen Jungvolk der Hitlerjugend gewesen waren. Hans Schröder gehörte wie ich zu denjenigen, die für Herrn Hitler im letzten Moment den Krieg noch gewinnen sollten. Weder er noch ich haben es vermocht, diesem Befehl erfolgreich Folge zu leisten. Er „kämpfte“ im Westharz gegen die Amerikaner und ich ja in der Lausitz bzw. südlich von Dresden gegen die Sowjetarmee. Später gesellte sich noch zu uns der ehemalige Vorsitzende des Gesamtbetriebsrates der PreußenElektra, Hans Albrecht. (Bitte nicht verwechseln mit dem Herrn fast gleichen Namens, der erst ganz wichtig als einer der Götter im Politbüro saß und nun inzwischen sich als Mönch kostümiert!)

Hans Albrecht aus Borken war zur Waffen- SS gezwungen worden, dann von den Amis oder irgendeiner Entnazifizierungskommission dafür bestraft worden. Seine Strafe bestand darin, dass er nunmehr Bergarbeit leisten musste. Er begann im Borkener Braunkohlebergbau zu arbeiten. Dort hatte er es dann bis zum obersten Betriebsrat gebracht. Er war für mich die Verkörperung des bekannten Sprichwortes: Die Kleinen hängt man, und die Großen lässt man laufen! Er war ein anständiger und ehrlicher Mensch. Das hatte ihm das Vertrauen aller Kumpel der PreußenElektra eingebracht.

Wir kamen fortan blendend miteinander aus. Alle drei leben heute nicht mehr. Besonders mit Georg und Hans verband mich bis zu ihrem Tode eine sehr enge herzliche Freundschaft. Am schönsten formulierte das Georg Strauß, der der SPD angehörte, so: „Eberhard, wie ich begreife, bist du in die SED eingetreten, um den Sozialismus mit aufzubauen. Genau das Gleiche wollte ich, als ich der SPD beitrug. Doch neben diesem Unterschied haben wir noch etwas Gemeinsames: Wir haben ihn beide, den Sozialismus, nicht zu Stande gebracht!“

In dieser Situation zeigte mir Hans Schröder eine Photographie. Auf der stand auf einer Grubenlokomotive im Tagebau ein Mann. „Das ist mein Vater. Er hat im Borkener Tagebau die RGO, die kommunistische Gewerkschaft, gegründet“, war sein Kommentar zum Bild. „Hast du ein Pech gehabt, dass du hier nur Konzernabteilungsleiter warst. Bei uns hätte dir der Weg zum Minister offen gestanden“, war meine Entgegnung.

Als wir uns darüber amüsierten, tauchte der Bürgermeister in unserer Runde auf und war völlig überrascht, uns in herzlichem Einvernehmen lachend und sogar singend zu erleben. Als er fragte, was das für Lieder seien, er war ja so an die zwanzig und noch ein paar Jahre mehr jünger als wir, wurde ihm gesagt, dass ihn das als Grünschnabel nichts angehe. Natürlich haben wir mit unserem Gesänge nicht Begeisterung verbreiten wollen, sondern noch einige zig Jahre später angestauten Frust beseitigt.

Die eigentliche Leiterin des Museums in spe erklärte mir später, was man von mir konkret erwarte. Da Borken bis 1988, ähnlich wie Leipzig- Dölitz, auch Untertagebraunkohlebergbau aufwies, sollte ein die Untertagesituation einfangender Besucherstollen aufgeföhren werden. Diese Arbeit wurde technisch von den ehemaligen Bergleuten selbst verrichtet und war schon ziemlich weit fortgeschritten Da war am prinzipiellen Aufbau nicht mehr viel zu verändern. Natürlich hätte ich konzeptionell bei seiner Projektion manches anders gewollt. Doch ich war davon überzeugt, dass jeder Besucher in der mit kleinen Mängeln entstehenden Anlage auch den untertägigen Braunkohlebergbau richtig begreifen würde. Dieser Stolln lag in der Mitte der Altstadt. Man hatte dazu Hohlräume genutzt, die ursprünglich zu den Kellern der Borkener Burg gehörten.

Unmittelbar daneben war in Gestalt des alten Amtsgerichtes das älteste Gebäude der Stadt, das mit dem Stolln unterirdisch direkt verbunden war. In diesem Gebäude sollte die Geschichte des Braunkohlebergbaus allgemein dargestellt werden. Dieser zukünftige Museumsteil war noch zu konzipieren und zu gestalten. Man wollte diese beiden Museumsteile am 5. Oktober 1992 eröffnen. Der Bürgermeister fragte mich abschließend, ob das zu schaffen sei. Ich sagte, dass ich es versuchen würde. Die Formulierung, dass er mit großer Wahrscheinlichkeit den Einweihungssekt schon kalt stellen könnte, verkniff ich mir noch.

In dem ältesten Haus Borkens standen mir in drei Geschossen Ausstellungsflächen zur Verfügung. Damit war die Grobgliederung dieses Museumsteils vorgegeben. Im Erdgeschoß wurde die Geschichte der Braunkohlebergbaus vom 16. Jahrhundert bis zur Frühindustrialisierung, d.h. zum Beginne des 19. Jh. dargestellt, im ersten Stock dann vom Beginn der Industriellen Revolution bis zur Wende vom 19. zum 20 Jahrhundert. Das zweite Geschoss blieb dann dem Braunkohlebergbau im 20 Jahrhundert vorbehalten. Das 21. Jahrhundert gab es damals noch nicht. Außerdem war so gut wie sicher, dass es in Hessen im 21. Jahrhundert auch keinen Braunkohlebergbau mehr gab. Dem musste später einmal bei der weiteren Gestaltung Rechnung getragen werden.

Bei meinem ersten Arbeitsaufenthalt in Borken erstellte ich für den ersten Ausstellungsteil das Drehbuch, für den zweiten Teil die Feinkonzeption und für den dritten Teil die Grobkonzeption. Mit Hans Schröder, der sich seit seiner Berentung als Heimatforscher gemausert hatte, besprach ich nach Fertigstellung den ersten Teil und bat dann am letzten Abend darum, noch ein erstes Gespräch mit dem Ausstellungsgestalter führen zu dürfen. Herbert Grabowski kam, und wir legten zusammen los. Ich zeigte ihm alles, wie ich es mir vorstellte, die Museumsexponate, die Beschriftung usw. Er fragte, wann er dann mit der Herstellung der Beschriftung usw. beginnen könnte. Ich sagte: „Sofort!“ Er staunte und wollte es noch nicht richtig glauben. Da ergänzte ich: „Das ist gewissermaßen ein Befehl!“

Ein Problem hatte ich noch. Agricola hatte in seinen Zeichnungen so einen wunderschönen alten einrädigen Schiebock als Fördermittel abgebildet. Wir waren uns einig, dass sich so ein Vehikel in unserem Museum gut machen würde. Aber woher nehmen? Herbert sagte: „Ich rede mit meinem Schwiegersohn, der baut uns so einen Karren, der noch echter aussieht als der von Agricola!“ Gesagt, getan! Als das Exponat dann in der Ausstellung stand, wurden mir 15.000 DM geboten, wenn ich das Gerät einem Bergbaufan abtreten würde.

Im Juni stand dann theoretisch die zweite Abteilung und im Juli die dritte. Im August machte ich etwas Urlaub. Im September lief die gestalterische Fertigstellung. Nicht zu übersehen war auch, dass das Geld alle wurde. Das machte sich vor allem bei der Gestaltung der dritten Abteilung bemerkbar. So gelang es mir zwar, in der Bergakademie Freiberg noch ein paar Modelle zur Darstellung der Gewinnungstechnik loszuziehen. Aber dann fehlte so ein richtiger proletarischer Küchenschrank aus den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts. Ansonsten war die Darstellung der zwanziger Jahre mit einer inhaltlich hervorragenden Fotografie optimal gelungen. Miriam, das ist Herberts Tochter, hatte sich – die Stadt behauptete, dass wir alles zur Verfügung stehende Geld verbraucht hätten – beholfen, indem sie das Küchengeschirr eines Arbeiterhaushaltes in einer normalen Glasmuseumsvitrine servierte. Als ich dies das erste Mal sah, sagte ich zu ihr: „Ist das hier Schneewittchens Aussteuer?“ Alle Herumstehenden brüllten vor Lachen. Miriam war über die lästerliche Bemerkung erbost, aber Georg Strauß zückte Geldscheine und sagte: „Holt schnell noch in irgendeinem Secondhandshop oder Antiquitätenladen so einen proletarischen Küchenschrank, egal, was er kostet! Der Witz hat mich überzeugt!“ Gertrud, die Frau von Herbert, hat dann ganz schnell einen aufgestöbert. Unser Museum stand, ohne Schneewittchen zu bemühen!

Anfang Oktober fuhr ich wieder nach Borken. Wir waren fertig. Aber es bewahrheitete sich trotzdem einmal die alte Erkenntnis: „Ein Museum wird nie fertig!“ Angelika musste in ihrer neuen Würde als Museumsleiterin eine Rede zur Einweihung halten. Natürlich half ich ihr. Sie dankte darin unter anderem dem Kollektiv aller beim Aufbau Beteiligten. Einige Wessis fanden das Wort Kollektiv nicht schön, das sei Ossideutsch. Ich erklärte diese Idioten für bescheuert. Dann sprach der Bürgermeister. Er dankte, wie bei solchen Gelegenheiten üblich, vielen. Manchmal hatte ich ihn im Verdacht, dass er das Telefonbuch von Borken vorlas. Doch dann kam er trotz meiner Befürchtungen zum Ende, indem er Angelikas, seiner Meinung nach größte Leistung, nämlich mich aus Dresden nach Borken geholt zu haben, besonders würdigte. Tenor: Wäre das nicht geschehen, dann gebe es in Borken kein Museum! Diese Formulierung wäre nicht nötig gewesen. Aber ich halte den damaligen und auch noch heutigen SPD – Bürgermeister von Borken, Bernd Heßler, für keinen Wessi, sondern für einen Deutschen! Ich erlaube mir hier eine Kritik an seiner damaligen Rede. Borken verdankt das Hessische Braunkohle- Bergbaumuseum nur einem einzigen Menschen, und das ist: Bernd Heßler. Sicher, ich wusste damals am besten, wie ein Braunkohle- Bergbaumuseum aussehen muss. Aber die Kraft, dass solch ein Ding entsteht, hatte nur er.

Weil das so ist, habe ich es nunmehr auch schon über 15 Jahre mit ihm ausgehalten. Im Übrigen, sollte einmal irgendwo ein Preisrätsel veranstaltet werden, wem das Hauptverdienst zukommt, dass es in Borken das Hessische Braunkohlebergbaumuseum gibt, dann kann es nur eine Antwort geben: Bernd Heßler. Als wir am 5. Oktober 1992 die ersten zwei Abteilungen im Zentrum Borkens eröffneten, ruhte er in der Folgezeit nicht eher, bis er zusammen mit Hans Schröder und mir die Grundkonzeption der noch zu schaffenden Gesamtanlage erstellt hatte. Sicher wird diese im 21. Jahrhundert eines Tages vollständig funktionieren. Manches wird auch etwas anders und besser sein, als wir drei es damals dachten. Das gehört sich so! Schließlich müssen nachfolgende Generationen auch schöpferisch sein können.

Meine Position, die nicht immer von vornherein ungeteilten Beifall fand, war: Unser Museum kann kein Heimatmuseum sein. Es muss versucht werden, dass Borken das aussagekräftigste Braunkohlebergbaumuseum in Deutschland wird. Als juristische Person einigten wir uns auf eine Stiftung. In Dresden fand ich Hilfe. Unmittelbar nach der Wende arbeitete als Leihbeamter an der Bergakademie ein Herr Rathgens. Wir hatten uns etwas näher miteinander bekannt gemacht. Inzwischen war er nach Dresden in das Ministerium für Wissenschaft und Kunst versetzt worden. Was er dort machte, hat mich nie interessiert. Mit meinen Borkener Problemen belastet, besuchte ich ihn. „Da haben Sie aber Glück. Ich musste in den vergangenen Tagen einen Entwurf für ein Statut der Kulturstiftung Sachsen machen, die Kurt Biedenkopf ins Leben rufen will. Ich gebe Ihnen davon eine Kopie. Machen Sie damit, was Sie wollen. Hauptsache ist, Sie schreien nicht so sehr herum, dass Sie unseren Landesboss geistig beklaunen“, sagte er.

Nun ja, wenn man das so liest, glaubt man, damit ist der goldene Weg gefunden. Aber so leicht war das nicht. Ich brauchte jedenfalls eine Reihe von Tagen, bis ich aus der Stiftung zur Förderung von Sachsens Kultur die des Hessischen Braunkohlebergbaumuseums geschneidert hatte. Und wenn man weiß, dass bald darauf das Hessische Braunkohlebergbaumuseum als Stiftung registriert wurde, war die Mühe doch nicht umsonst. Obwohl eine Reihe von Experten das ganze Ding noch etwas verbessert hatten. Zwar waren wir etwas optimistischer, was das Tempo der Beschaffung der dazu nötigen Finanzen betraf, als es sich in der Realität zeigte. Aber selbst Rom ist seiner großen Zeit auch nicht an einem Tag erbaut worden. Warum sollte so etwas ausgerechnet in unserem Museum passieren, das vielleicht doch nicht ganz so bedeutend wie Rom vor und nach Christus ist?

Als erster Schwerpunkt wurde die Vorbereitung der Gestaltung des Freilichtgeländes in Angriff genommen. Bei allen bisherigen Überlegungen war man richtig davon ausgegangen, dass in dem dafür vorgesehenen Geländeabschnitt vor allem der moderne Großtagebau und die Kohleveredlung dargestellt werden sollten. So weit hatte Hans Schröder schon vor meiner Zeit seinen Einfluss geltend gemacht. Nur, die damals gerne entscheiden wollende Kulturobrigkeit Borkens verstand vom Bergbau allgemein und vom Braunkohlebergbau speziell nicht allzu viel, vielleicht auch gar nichts. Man hatte sich zwei Architekten besorgt, die behaupteten, ein solches Freilichtgelände gestalten zu können. Sie hatten keine Voraussetzungen dafür. Noch schlimmer war es, dass sie auch nicht ernsthaft bereit waren, sich Voraussetzungen für eine solche Arbeit anzueignen. Nur in einer Hinsicht bewiesen sie Spitzenniveau. Sie hatten mit der Stadt einen Vertrag abgeschlossen, demzufolge ihnen auch bei Nichterfüllung ihrer Arbeitsaufträge entweder 200 000 oder 300 000 DM (genau weiß ich es nicht mehr!) Abfindung zustanden. Nun gut, wir warfen die Honorarkünstler schließlich hinaus, aber die Stadt musste zahlen!

Das sei nicht so schlimm, versicherten mir die keinen blassen Dunst Kenntnisse vom Bergbau besitzenden Kulturvergewaltiger Borkens, man habe schon mit Prof. Dr. Rainer Slotta, dem

Direktor des Deutschen Bergbaumuseums in Bochum gesprochen, der werde ganz bestimmt helfen. Die Sitzung kam, Rainer kam auch. Man wollte ihn mir vorstellen. Diese Show fiel natürlich ebenfalls ins Wasser, weil Rainer und ich uns um den Hals fielen und zum Erstaunen den Anwesenden erklärten, dass wir schon über 20 Jahre zusammen arbeiteten.

Rainer und ich führen dann, unterstützt von Hans Schröder, eine gemeinsame Linie. Dabei gelang es uns irgendwie, den Anwesenden klar zu machen, dass der Braunkohletagebergbau Borkens nicht zu den großen und auch nicht modernsten seiner Art in Deutschland zählte. Das brachte für die museale Gestaltung sowohl Vor- als auch Nachteile. Die museal zu gestaltende Maschinerie hatte lange nicht solche Ausmaße wie etwa in der Lausitz oder in Zukunft bei Garzweiler. Das war an sich ein Vorteil. Es ermöglichte uns, so meinten wir, industriearchäologische wie traditionelle technikumseologische Gesichtspunkte und Methoden bei der Gestaltung der geologischen Suche und Erkundung, der hydrogeologischen Vorarbeiten sowie der Gewinnung gleichwertig bei der museologischen Dokumentation der Borkener Braunkohlebergbaugeschichte realitätsnah in Anwendung zu bringen. Als Standort der zukünftigen Open- Air- Abteilung unseres Museums war auch nicht ein stillgelegter Tagebau vorgesehen, sondern ein ehemaliges Deponiegelände. Zwar konnten wir große Teile der Kraftwerkstechnologien aus dem Kraftwerk ausbauen und in besagtem Gelände in einen neu gebauten Museumsbau umsetzen, das Kraftwerk selbst konnten wir jedoch nicht halten.

Natürlich muss bei der musealen wie literarischen Darstellung der Entwicklung des Braunkohlebergbaus wie bei keinem anderen Bergbauzweig vor allem der Veredlung und dem Transport eine große Aufmerksamkeit gewidmet werden. Veredlung hieß in Borken eigentlich nur Verstromung. Brikettierung hatte es in unserem Revier selbst nicht gegeben. In den Diskussionen in den nächsten Wochen und Monaten kristallisierten sich zwei Standpunkte heraus. Die erste Gruppe wollte vor allem den Borkener Bergbau berücksichtigt haben, während die zweite Gruppe unter meinem Einfluss als Ziel die museale Gestaltung der Geschichte des Braunkohlebergbaus an sich hatte, ohne sich dabei expressiv verbis nur auf die Entwicklung im Revier Borken zu beschränken. Dieses Vorhaben wird sicher real umgesetzt werden. Jedenfalls haben wir aus Brieske in der Lausitz inzwischen eine moderne Originalbrikettpresse aus dem Produktionsprogramm des (vormaligen VEB) ZEMAG Zeitz in unser Borkener Freilichtgelände umgesetzt. Es wird der Tag kommen, dass damit zum ersten Mal in Borken eine Brikettpresse läuft! Sie stammt aus der DDR.

Überhaupt versuchte ich, das Borkener Museum als ein Institut zu gestalten, dass in Deutschland unter seines gleichen durchaus die erste Geige spielen konnte. Ich rief zu diesem Grunde auch die Borkener montanhistorischen Kolloquien ins Leben. Das erste war 1994 dem Lebenswerk Georg Agricolas gewidmet. Jiri, dem es, befreit von „kommunistischem Druck“, in seinem nunmehrigen Rentnerdasein ökonomisch nicht sonderlich rosig ging, sagte Vorträge zu und hielt sie in Borken. Genau genommen war Jiris Schutzengel der Bürgermeister Bernd Heßler. Dieser erwies sich ihm gegenüber großzügig. Das zweite Kolloquium beschäftigte sich mit den Hessisch- lateinamerikanischen Montanbeziehungen vom 16. bis zum 20. Jahrhundert. Erst das dritte Kolloquium galt der Geschichte des europäischen Braunkohlebergbaus. Bis zum 7. Kolloquium (das soll auch in Zukunft so bleiben) gab dann die Braunkohlegeschichte die Rahmenthematik für alle weiteren Kolloquien vor.

Ich war sehr freudig überrascht, welche starke Unterstützung wir bei Wissenschaftlern, Konzernen, Wirtschaftsverbänden und vor allem auch beim Magistrat der Stadt Borken fanden, um ein niveaivolles Programm aufzustellen. Referenten aus Brasilien, Tschechien und den USA sowie der Braunschweiger Kohlenbergwerke, der Laubag, der MIBRAG, von Rheinbraun Power Köln, den Bergakademien Freiberg und Clausthal Zellerfeld, den

Universitäten Bochum, Darmstadt, Siegen, München, dem Museum für Mineralogie Dresden usw. garantierten das. Wir fanden auch eine wohlwollende Unterstützung durch das polygraphische Gewerbe in Kassel und Homberg/Efze. Das Medienzentrum der Bergakademie Freiberg hat sich seit dem 4. Kolloquium zu einem ganz zuverlässigen Partner in vielerlei Hinsicht entwickelt.

Um darüber hinaus mit Publikationen auf uns aufmerksam machen zu können, gründeten wir auch noch einen eigenen Verlag, den Verlag des Magistrates der Stadt Borken. Wenn ich mich richtig erinnere, bin ich sogar sein Leiter. Diese Formulierung mag eigenartig klingen. Nun ja, ich war bestenfalls nur 25 Prozent der Arbeitszeit in Borken. Bei meiner Abwesenheit sprangen andere Kollegen in die Presche und machten das, was zu tun war. Jedenfalls muss sich dieser Verlag ob der von ihm geleisteten Arbeit nicht schämen. Die sieben bisher erschienen Kolloquiumsprotokollbände sowie Publikationen zur Geschichte des Bergbaureviers Borken, des Kraftwerkes und anderes mehr zeugen davon.

Natürlich gibt es in Deutschland Kongresszentren, darunter zähle ich auch Universitäten, Hochschulen und Akademien, die zumindest quantitativ viel gewichtiger mit solchen Veranstaltungen aufwarten können. In Borken musste das alles von wenigen Menschen vollbracht werden, die von Haus aus keinerlei Erfahrungen auf dem Gebiet der Wissenschaftsorganisation besaßen und ihre gewohnte Arbeit gewissermaßen nebenbei verrichten mussten. Doch das, was vollbracht wurde, ließ aufhorchen! Wir brauchten uns auf dem Gebiet wissenschaftlicher Konferenzen und damit auch als technikgeschichtliches und wirtschaftsgeschichtliches Forschungszentrum nicht vor manchem Universitätsinstitut zu verstecken, das gilt auch besonders für die technischen Schauanlagen und – Museen auf dem Gebiet der Braunkohle in den neuen Bundesländern, von denen besonders die technische Schauanlage Alte Louise in Domsdorf mit begrüßenswerten Leistungen auf sich aufmerksam macht. Manche Förderer von ein paar wenigen größeren Projekten werden früher oder später begreifen, dass sie sich zumindest teilweise übernommen haben.

Irgendjemand muss dem Borkener Bürgermeister darauf aufmerksam gemacht haben, dass ich am 10. Mai 1999 siebzig Jahre alt werden würde. Das war für ihn, dem Chef einer feierfreudigen Bergbauindustriestadt voller Trinkfester, natürlich ein Grund, deswegen eine Feier anzuregen. Man hatte sich viel Mühe gegeben. Rolf Reuter kam aus Berlin, Willi Goder mit Annie aus Meißen, Klaus Müller mit Uschi aus Chemnitz, Alexander Andreeff mit Helga aus Dresden, Roland Ladwig und Regina Biakowski aus Freiberg (bzw. aus Conradsdorf), Akos Paulinyi mit Brigitte aus Darmstadt, Wolfhard Weber und Rainer Slotta aus Bochum. Natürlich war Borken namhaft mit dem Bürgermeister, dem Stadtverordnetenvorsteher sowie mit Horst Schönhut mit Frau, Günther Berthold mit Frau, Hans Schröder, Agnes Schönewald, Gerhard Wettlaufer, Inge Jäger, Gertrud und Herbert Grabowski, Miriam und Frank Willnat, nicht zu vergessen Angelika Kautzsch und manch andere bzw. anderem, deren Namen mir im Moment nicht einfallen, vertreten

Am Eingang zum Wintergarten des Hotels Bürgerhaus hatte eine Abordnung der Borkener Bläser Aufstellung genommen und schmetterte ein Geburtstagsständchen. Zu dieser liebenswerten Truppe hatte ich ein inniges Verhältnis, seit ich auf persönlichen Wunsch des Bürgermeisters 1998 beim Borkener Bergmanns- und Altstadtfest dieses Ensemble einmal bei der Wiedergabe der Märsche „Alte Kameraden“ und „Preußens Gloria“ dirigieren durfte.

Es wurden viele Reden gehalten. Akos war zu einer Art Laudatio auf mich verpflichtet worden, in der er für die Anwesenden manches Delikate aus unseren bisherigen Lebensläufen zum Besten gab. Erstaunt gab sich Rolf Reuter, der sich darauf vorbereitet hatte, mich als

seinen kommunistischen Freund verteidigen zu müssen. Nach kleiner Schaltpause lobte er mich einfach mit. Aber er bewies Charakter. Er sprach von unserer Freundschaft, die wir in den drei gesellschaftlichen Systemen hochhielten, die wir – und das ergänze ich hier -zusammen bis zu seinem Tode am 11.9.07 erlebten. Ja, in der Todesanzeige steht zu lesen, dass er Nationalpreisträger und Träger des Vaterländischen Verdienstordens der DDR und des Bundesverdienstkreuzes der BRD war.

Damals, 1999, hielt ich viel von dem Gesagten für ganz lieb gemeinte Lobhudelei. Aber genau genommen hatte diese Geburtstagsfeier Jahre später noch ein kleines Nachspiel. Nach dem 4. Borkener Montanhistorischen Kolloquium saßen wir abends noch etwas bei einem (oder mehreren) Bier zusammen. Unter anderem erzählte Akos aus unserem gemeinsamen Erleben. Fast ungläubig schauten einige der Mittrinkenden ins Bierglas, als er zum Besten gab, wie er als bundesdeutscher „Besatzungsmachtsoffizier in Zivil“ im Hochschulwesen der ehemaligen DDR für Ordnung sorgen und mich in die Arbeitslosigkeit schicken musste. Nun ja, ein solches historisches Ereignis hatte weder Akos noch mich sonderlich überrascht. Deswegen mussten wir beide unsere Lehrmeinung über den Kapitalismus nicht ändern. Thomas Manns Definition der Grundtorheit unseres Jahrhunderts behielt und behält unangefochten Gültigkeit. Auch zur Amtszeit von Frau Dr. Merkel ist das nicht anders!

35. Ab und zu weiter am sächsischen Hofe und in anderen ehemaligen Residenzen

Prinz Albert erwies sich als ein zäher Bekannter. Irgendwie musste er sich in den Kopf gesetzt haben, dem bayrischen Adel Sachsen schmackhaft zu machen. Manchmal brachte er das Blaue Blut aus dem benachbarten, von Napoleons Gnaden blau-weißen Königreich omnibusweise nach Dresden-Wachwitz. Natürlich erklärte ich mich bereit, ihm bei der touristischen und wissenschaftlichen Betreuung der Damen und Herren zu helfen. Ich erklärte mich auch deshalb ganz gern dazu bereit, weil ich unter den adligen Gästen auch hin und wieder Personen antraf, die ich schon vor der Wende in München kennen gelernt hatte. Das war z. B. die Leiterin des Kerchensteiner Kollegs im Deutschen Museum.

Als wir nach einem Tagesausflug wieder einmal Wachwitz erreicht und zu Abend gegessen hatten, sagte diese Dame zu mir, dass sie doch ein wenig traurig in ein paar Tagen wieder nach München fahren würde. Es sei ihr und ihrer mitreisenden Freundin nicht gelungen, Karten für eine Aufführung der Sächsischen Staatsoper und der Sächsischen Staatskapelle im Semperbau zu bekommen. Prinz Albert hatte ein solches Begehren als nicht möglich abgetan.

„Wollen Sie wirklich?“ fragte ich. Sie nickte. „Gut, dann erzählen Sie niemandem etwas davon. Aber morgen müssen Sie 30 Minuten vor Beginn der Vorstellung auf dem Dresdner Theaterplatz unter dem Schwanz vom Pferd des Königs Johann stehen. Dort gebe ich Ihnen dann zwei Karten!“

Ich ließ über Nacht meine damals noch intakten Beziehungen zu Oper und Kapelle spielen. Dann stellte ich mich an die Abendkasse. Zwei weitere Damen des ehemaligen bayrischen Hofes erspähten mich dort. Ungefähr das Richtige ahnend, wichen die mir nicht mehr von der Pelle. Als ich schließlich von der mir bekannten Kartenverkäuferin gefragt wurde, wie viel ich denn nun wirklich Karten brauche, schnatterte die Schar liebenswürdiger Frauen hinter, doch bei mir stehend: „Vier!“ Ich erhielt diese und glücklich zogen die bajuwarischen Hofdamen, König Johann grüßend, in das Gebäude der Semperoper ab. Am nächsten Tag in Wachwitz war dann erst einmal die Hölle los, weil ich nicht 80 Karten besorgt hatte. Man unterschätzt eben manchmal die Zahl seiner Verehrerinnen kolossal.

Einer der ersten Vorlesenden im Studium generale aus Bochum kurz nach bzw. eigentlich noch unmittelbar während der Wende war Prof. Dr. Klaus Tenfelde aus Bochum. Er kam mit dem Flugzeug von München nach Dresden. Dort nahm er sich einen Leihwagen und fuhr damit meinem 2-Takter Wartburg nach Freiberg hinterher. Er hielt seine Vorlesung, die Probleme der Sozialgeschichte der Ruhrbergarbeiter zum Inhalt hatte. Die Studenten gingen aufgeschlossen mit. Er wich nicht, wie schon beschrieben, den wirklich in der Sozialgeschichte des Ruhrgebietes bekannt gewordenen Problemen aus. Den Studenten gefiel eine solche Darstellungsart. Anschließend hatten wir noch ein oder zwei Tage Zeit, und wir schauten uns noch etwas im Erzgebirge um, besonders in Seiffen.

Irgendwann und irgendwo machte er mir einen Vorschlag, für eine von ihm bei Beck in München herausgegebene Buchreihe einen Titel „Petitionen sächsischer Bergarbeiter an den König bzw. Behörden des Königreiches und Freistaates Sachsen zwischen 1800 und 1933“ zu veröffentlichen. Er gab mir dazu monatlich 50 DM für Schreibutensilien. Und ich fing begeistert an. Es war schön, in der Gewissheit weiter leben zu dürfen: Ich werde noch benötigt. Die etwa 500 Seiten repräsentierten aus meiner Sicht einen wunderbaren Beitrag zur sächsischen und deutschen Bergarbeitergeschichte. Am 1.4.1995 schickte ich ihm das von Regina Biakowski technisch sehr gut abgefasste Manuskript zu. Er hat es auch gelesen und sich darüber gefreut. Natürlich hatte er noch ein paar kleinere Wünsche. Aber ich hatte

urplötzlich aus verschiedenen Gründen keine Kraft mehr, mir das fast fertige Buch noch einmal vorzunehmen. So liegt das Manuskript heute noch, in erster Lesung druckfertig, in Bielefeld oder Bochum und in Conradsdorf. In der mir anlässlich meines 75. Geburtstages vom Medienzentrum der Bergakademie gefertigten Bibliographie meiner Veröffentlichungen ist es allerdings unter der Rubrik „Unveröffentlichte Buchmanuskripte“ mit aufgenommen worden.

Eine kurze Nebenbemerkung sei mir an dieser Stelle gestattet. Ich habe etwas bei der Herstellung des Manuskriptes begriffen. Die Leute, die diese Petitionen schrieben, waren in deutscher Grammatik absolute Greenhorns. Des Öfteren musste ich mir ihre Schriftstücke laut vorlesen, um zu begreifen, was sie eigentlich wollten. Ich habe es schließlich so begriffen. Aber ich war nicht der einzige, dem dieser große Wurf gelang. Das gleiche Niveau wie ich wies in dieser Hinsicht auch die gesamte zuständige sächsische Ministerialbürokratie auf. Sie begriffen immer erstaunlich gut, um was es ging. So nehme ich seit dem alle möglichen neuen Ankündigungen von Rechtschreibreformen gelassen zur Kenntnis.

Die Heimfahrt Tenfeldes gestaltete sich etwas komplizierter. Zufriedenstellend gelöst wurde die Problematik, weil Monika und ihr Mann den guten Tenfelde nach Nürnberg mit ihrem privaten Wartburg schafften. Mit der Bahn war es inzwischen nicht gerade angenehm zu reisen – und außerdem lag Nürnberg ja plötzlich so nahe bei Freiberg!

Es gab zu der Reise Tenfeldes noch ein kleines amüsanteres Nachspiel. Schon in der Zeit, als Hellmut Kohl verbal dem Osten noch blühende Gärten prophezeite, zumindest zu schenken versprach, besann die Bergakademie sich wieder aufs Sparen. Irgendwie hatten die hochschuleigenen Rechnungsführer mitbekommen, dass Tenfelde mit dem Flugzeug gekommen war, sich in Dresden einen Mietwagen besorgt hatte und mit dem Auto wieder nach Bayern verschwunden war. Ich wurde gerügt und musste dazu Stellung nehmen. Ich erklärte der Bergakademie, dass die ganze Vortragsreise Tenfeldes unsere Hochschule keinen Pfennig kam, weil alles die IG Bergbau im DGB bezahlt hätte. Damit war Ruhe.

Anfang 1995 flattert mir auch noch einmal eine Einladung vom Deutschen Museum München zu einer Konferenz über „Historiographie der Technikerbiographien“ zu. Man bat mich, auf dieser Konferenz noch einmal die bei B. G. Teubner in Leipzig unter meiner Leitung erschienene Biographienreihe vorzustellen. Wolfhard Weber rief mich ein paar Tage später an und teilte mir mit, dass er als Koreferent zu meinem Vortrag ausersehen worden ist und sich besonders mit den marxistisch-leninistischen Titeln der Reihe auseinandersetzen solle. Wie geplant, verlief es auch. Ich sprach, dann Wolfhard. Niemand war darüber erstaunt, dass er – was immer man darunter auch verstehen will – eigentlich keine solchen Titel gefunden hatte. Natürlich sei nicht zu verkennen, dass in dieser Reihe Marx und Engels häufiger den Autoren als Pate zur Seite gestanden habe als in einer vergleichbaren westdeutschen Publikationsreihe, die es allerdings nicht gab. In der Leipziger Reihe seien jedoch auch Titel, die mit dem Marxismus-Leninismus gar nichts zu tun hätten. Jedenfalls sei anzuerkennen, dass im Prinzip jedem Autor, unabhängig von seinem persönlichen weltanschaulichen Standpunkt, bescheinigt werden muss, dass er versucht hat, das Streben nach historischer Wahrheit dominieren zu lassen. Die ganze Konferenz, die meisten der Teilnehmer kannten sich schon mehr oder weniger lange auch persönlich, hatte eine ausgesprochen wohlthuende Atmosphäre.

36. Konferenzen in Freiberg und Dresden

Die Zeit vergeht, jeder wird einmal alt, auch meine Nachfolger, an der Spitze Otfried Wagenbreth. Über den Ablauf der diesbezüglichen Neuberufungsveranstaltungen habe ich schon berichtet. Irgendjemand an der Bergakademie hatte, wie allgemein in solch einem Falle üblich, für ihn noch ein Ehrenkolloquium und eine Festschrift initiiert. Natürlich wurde ich zu keiner der beiden Jubiläumsaktivitäten eingeladen. Im Gegenteil, unter dem Einfluss von Werner Arnold suchte man meinen Freund Jiri Majer aus Prag und den mir so gut wie unbekanntem und nur einmal 1964 in Banska Stiavniza meine Wege kreuzenden Kollegen Fettweiß aus Leoben gegen mich in ihren Kolloquiumsreferaten und Festschriftbeiträgen aufmarschieren zu lassen. Was letzterer daraufhin gemacht hat, weiß ich beim besten Willen nicht mehr. Jiri Majer hat sich jedenfalls derartige unverschämte Beauflagungen verbeten und mich dann demonstrativ beim Aufbau des Hessischen Braunkohlebergbaumuseums unterstützt. Außerdem hatte die Mehrzahl der westdeutschen Kollegen eine Mitarbeit sowohl beim Wagenbreth'schen Abschiedskolloquium als auch bei der dazu gehörenden Festschrift verweigert. Sie demonstrierten in diesem Falle Solidarität gegen die mir gegenüber praktizierte Ausgrenzung.

1998 wurde mein früherer Dresdner Kollege Rolf Sonnemann 70 Jahre alt. Immerhin veranstalteten seine ehemaligen Mitarbeiter aus diesem Grunde ein Ehrenkolloquium, das fand nicht in der TU, sondern im Verkehrsmuseum statt. Außerdem gab man auch eine Festschrift heraus. Der neue Boss des ehemaligen Sonnemann'schen Institutes war Thomas Hänseroth. Weil der ursprünglich von Sonnemann als sein Nachfolger favorisierte Klaus Mauersberger nicht in der SED war, „empfahl“ Berlin schon weit vor der Wende Sonnemann, sich auf den damaligen höheren Orts als sehr der Partei verbundenen Genossen Hänseroth zu orientieren. Mit der Wende versäumte Hänseroth es wiederum nicht, sich als jahrelanges Opfer der SED- Diktatur darzustellen. Gut, dieses Mühen in der Rolle als angebliches Opfer hat sich für ihn offensichtlich segensreich gelohnt.

Nun versuchte Dresden, die westdeutschen Kollegen zur Mitarbeit bei diesen Jubiläumsveranstaltungen zu gewinnen. Also scheuten sie nicht Mühe und Schweiß, telefonierten und fragten wegen der Beteiligung an diesem Ereignis an. Etwas überrascht vernahmten sie die Gegenfrage: „Habt ihr den Eberhard Wächtler auch eingeladen?“ Statt einer eindeutigen Antwort war in Bochum, Hamburg usw. vornehmlich nur ein etwas schüchternes Stottern zu vernehmen. Dafür klang es aus dem goldenen Westen so oder ähnlich: „Also, entweder der Wächtler macht mit, oder wir passen auch, genau wie bei Wagenbreth!“

Hänseroth teilte daraufhin Wolfhard mit, dass er mit mir nicht darüber sprechen wolle. Daraufhin übernahm Wolfhard Weber die Vermittlung und teilte mir mit, was auf mich zukomme. Im Übrigen war er davon überzeugt, dass ich mich in die Schar der altbundesrepublikanischen Festschriftmitgestalter einreihen würde. Ich habe ihn nicht enttäuscht, obwohl, wie Herr Hänseroth sich nicht verkneifen konnte, mir mitzuteilen, ihn mein Beitrag nicht besonders gefiele. Aus der Begründung seiner von wenig Sachkenntnis getriebenen edlen diesbezüglichen Gedanken entnahm ich einmal mehr ein mir und anderen Leuten schon länger bekanntes Geheimnis: Von Geschichte hat Hänseroth keine bzw. nicht viel Ahnung!

Als man in der Zeit meines 75 jährigen Geburtstages eine Veranstaltung anlässlich des fünfzigjährigen Jubiläums meines ehemaligen bergakademischen Institutes abzog, war ich

natürlich von der Vorbereitung derselben ausgegrenzt. Ich bin dann auch nicht hingegangen. An meiner Stelle erschien Herr Hänseroth, der dann seine Wut über mich vor einer ihn innerlich mehrheitlich für verrückt und fachlich inkompetent haltenden Teilnehmerschar abgelassen hat. Er sah sich als Bauhistoriker. Für den Aufbau der Frauenkirche hat er nicht einen Finger gerührt. Das ist aber nicht weiter aufgefallen, zumal die gesamte Technische Universität Dresden als Institution sich in dieser Hinsicht eine nicht nachzuvollziehende Zurückhaltung auferlegt hat. Nur beim Verleihen der Ehrendoktorwürden hat man sich dann lauthals in seiner Bedeutung positioniert.

Aber mir hat Hänseroth es gegeben und zwar so, dass es mir half, neue Sympathien in und rund um Deutschland zu gewinnen. Seine aus meiner Sicht unverantwortliche Passivität gegenüber der wichtigsten Baustelle Dresdens, der archäologischen Rekonstruktion der Frauenkirche, hat der Weltkultur Gott sei Dank nicht geschadet. Es fiel nicht auf!

Aber ich kann nicht umhin festzustellen, dass die gegen mich auf dem erwähnten Institutsjubiläum zelebrierten Anwürfe mich selbst animierten, noch einmal über mein Leben nachzudenken; auch über die Personen, die mich umgaben. Jürgen Kuczynski hatte mich in einem 1962 ausgestellten Berufungsgutachten für Freiberg als Kommunisten eingeschätzt. Das fanden Hänseroth und auch Albrecht auf ihrer Veranstaltung für schlimm. Das hatte ich auch erhofft und erwartet.

Als ich mich in dieser Zeit einmal überwandt und doch in eines der deutschen als Fernsehprogramm ausgewiesenen Flimmerscheibenbeleidigungen schaute, verkniff ich mir das Einschlafen. Plötzlich sprach dort Jürgens Schwester Ruth Werner. Natürlich kannte ich sie persönlich. Ich wusste, dass sie unter dem Decknamen Sonja als Mitglied der sowjetischen Spionage eine sehr enge Mitarbeiterin Dr. Richard Sorges in Tokio war. Sie hatte mehrfach darüber geschrieben, Aber was sie dann erzählte, hat mich doch fast umgehauen.

Danach kamen die wichtigsten Unterlagen über die Konstruktion der US- amerikanischen Hiroshima- Bombe von Klaus Fuchs, meinem sich meinen Wünschen versagenden gewünschten Autobiographen in der Teubnerreihe, durch Mittelsmänner nach London zu Sonja. Sie sollte diese weitergeben an jemanden, der leider am Tage vorher vom Geheimdienst seiner britischen Majestät verhaftet worden war. Irgendwie informierte sie trotzdem davon ihren Bruder, den damaligen Oberst der US- Army, deutschen Kommunisten und sowjetischen Spion, Dr. Jürgen Kuczynski. Letzterer hat das bewusste Paket Papier bei ihr abgeholt. Dann sorgte er dafür, dass die Bombe auf Stalins Schreibtisch in Moskau ihr Ziel fand.

Das war mir absolut und total neu!

37. Die Frauenkirche und ich

Ich erinnere mich nicht mehr daran, wann ich die Frauenkirche zum ersten Mal bewusst wahrgenommen habe. Mehrfach war ich dann vor und während des Krieges in ihr. Sicher waren Konzerte, kaum Gottesdienste, die Ursache für diese Besuche. Daran änderte auch nichts die Tatsache, dass ich konfirmiert worden bin. Aber ich freute mich schon als Kind, wenn ich die Kirche sah.

Dann kam der 13. Februar 1945. Als ich wenige Tage später mit einem Freunde neugierig durch die Trümmer im Zentrum kletterte, fanden wir sie nicht mehr. Natürlich gab es nach 1945 viele Diskussionen über den Wiederaufbau der Stadt. Ich lehnte alle die Vorschläge der Rekonstruktion Dresdens ab, die den Wiederaufbau der Frauenkirche ausschlossen. Dresden in Zukunft ohne Frauenkirche konnte und wollte ich mir nicht vorstellen. Als ich später, etwas erwachsener, in Sachen Denkmalspflege mit Verantwortung zu tragen hatte, stellte ich mich aus Überzeugung auf die Seite der Mitkämpfer Hans Nadlers. Ich war froh, dass Hans Modrow sich in entscheidenden Momenten ebenfalls zu dieser Partei bekannte.

Es war wohl 1985 oder 1987, als mir Otfried Wagenbreth die offizielle Zeitung der ev.– luth. Landeskirche Sachsens zeigte, in der groß zu lesen war, dass die Landeskirche die Frauenkirche nicht mehr aufbauen wolle. Sie brauchten sie nicht, hieß es. Die SED machte jedoch klar, dass sie aber die Kirche aufbauen wolle. Wer sie nicht wollte, dem fehlt jede Beziehung zur deutschen Geschichte. Daraufhin ließ die Landeskirche wissen, dass sie Eigentümer des Grundstückes sei und sie demnach allein entscheiden könne, was auf dem Grundstück geschieht. „Irrtum“, gab die SED zurück, „da werdet ihr morgen enteignet, das Grundstück ist dann Volkseigentum, und die Kirche wird gebaut!“

Um das zu begreifen, muss man akzeptieren, dass sich seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts die Prozesse, die entscheidend die deutsche Geschichte prägten, vor allem im heutigen Osten Deutschlands vollzogen haben. In diesem Bereich wurde der Zweikampf um die Führung im Reich zwischen den protestantischen Partikularstaaten Sachsen und Brandenburg/ Preußen zu Gunsten des letzteren entschieden. Alle anderen spielten, ob katholisch oder nicht, dabei bestenfalls Nebenrollen bzw. waren mehr oder weniger Statisten, man kann auch sagen Komparsen.

Das größte protestantische Denkmal dieser historischen Etappe war die Frauenkirche, der markanteste evangelische Kirchenbau der Welt. Sie demonstriert schon infolge ihrer Baugeschichte in der von Canaletto gemalten Stadtsilhouette zusammen mit der katholischen Hofkirche Toleranz, sie ist gewissermaßen die Architektur gewordene Vorwegnahme der Ringparabel Lessings.

Dann kam das Jahr 1989. An vielen Stellen trafen sich Leute, die die Kirche wollten. Entsetzt nahm ich zur Kenntnis, dass in der Landeskirchenleitung weiterhin die Zahl der Aufbaueegner beträchtlich war. Zusammen mit meinen Freunden bzw. guten Bekannten Hans- Joachim Jäger und Bernd Trommler trafen wir uns mehrfach und berieten, was zu machen sei. Wir hatten verschiedene Ideen, die wir dann mit Hans Nadler besprachen. Für uns drei stand fest: Dresden kann nur wiederaufgebaut werden, wenn man die Frauenkirche neu erstehen lässt. Diese Erkenntnis gelobten wir, überall dort zu vertreten, wo auch immer das Leben uns hinführte.

Begeistert nahmen wir dann den Ruf aus Dresden auf. Wir begrüßten, dass mein Freund Joachim Menzhausen durch seine Rede vor den Synodalen die Landeskirche zu einem

Kompromiss zwang. Die Synode erklärte sich nach längerem Hin und Her mit dem Wiederaufbau der Kirche an der alten Position einverstanden, lehnte jedoch ab, der Bauherr zu sein!

Bauherr und zugleich auch neuer Grundstückseigentümer war nunmehr eine Stiftung, und die wichtigste, das Unternehmen Frauenkirchenwiederaufbau vorantreibende Kraft war die gleichfalls noch in den Wendewirren unter dem Vorsitz von Ludwig Güttler gegründete „Gesellschaft zum Wiederaufbau der Frauenkirche“. Natürlich schloss ich mich dieser Gesellschaft an, ich fühle mich sozusagen als Gründungsmitglied.

Natürlich wollte ich nicht nur zahlendes Mitglied sein. Wahrscheinlich aufgrund meiner Mitgliedschaft in der PDS schlug mir jedoch von einigen Leuten Argwohn entgegen. Z. B. erklärte ich mich bereit, Vorträge über die Geschichte der Frauenkirche zu halten. Aber man vermied es, mich zu irgendeiner Referentenbesprechung einzuladen, geschweige denn einen Vortrag halten zu lassen. Hatte ich es in meinem bisherigen Leben sehr oft mit sozialistischen Eseln zu tun gehabt, so lernte ich nunmehr sich als „demokratisch“ bezeichnende kennen. Dass übrigens beide Rassen sehr oft „Jaah“ brüllen, da sie nicht mehr Vokabeln beherrschen, wundert mich nicht! .

Natürlich fand ich die Gelegenheit, für die Frauenkirche öffentlich aufzutreten. Die erste Rede hielt ich im jüdischen Zentrum in der Pulsnitzer Straße. Dann fand ich mein Brot in Veranstaltungen der PDS. Ich und meine Freunde hatten uns nämlich inzwischen über einige Sammelbüchsenaktionen einiger damaliger Funktionäre der PDS am Baustellenzaun der Frauenkirche geärgert. Sie vertraten dort eine Art, wie Hans Nadler es lakonisch bezeichnete, Suppenküchenideologie. Man solle, so schrieben sie, anstatt mit dem Geld die Kirche zu bauen, das Geld den Armen spenden! Besonders gern erinnere ich mich in diesem Zusammenhang an eine Versammlung in Freital, wo man mein vermitteltes Geschichtsbild von der Rolle des Protestantismus in der deutschen Revolutions- und Sozialgeschichte begeistert aufnahm und unmittelbar nach der Versammlung Aktivitäten organisierte, die echte Aufbauhilfen sein konnten.

Es war gut, dass seit 1989 Ludwig Güttler an der Spitze der Wiederaufbaubewegung stand. Er fand konsequente Mitkämpfer. Ganz besonders ragt aus dieser Schar mein Freund Joachim Menzhagen heraus. Entscheidend für die zukünftige Position der Landeskirche war schließlich eine Versammlung der Landessynode in der Dresdner Dreikönigskirche. Ludwig Güttler lud Joachim dorthin ein, um über die Frauenkirche und ihre Bedeutung zu sprechen. Ehe Joachim mit seiner Rede begann, waren etwa 66 Prozent der Anwesenden gegen den Wiederaufbau der Kirche. Als er endete, waren nur noch 33 Prozent gegen den Wiederaufbau.

Und wie freuten sich später die Menschen, als der Wiederaufbau voranschritt. Vor allem Güttler war es, der über 100.000 Menschen ein bewegtes Fest bescherte, als zum ersten Mal die Glocken der Kirche erklangen. Und dann war sie fertig, unsere Kirche! Als ich dann vernahm, dass wahrscheinlich über 200.000 Menschen den letzten Hammerschlag an der Laterne der Kirche miterlebt hatten, war ich glücklich. Photographien dokumentierten, wie sich Güttler einen Weg an diesem Tag durch die bewegte Menschenmenge gebahnt hatte. Vor Begeisterung sang ich. Es kam mir in diesem Moment nichts Religiöses in den Sinn. So sang ich für mich ein paar Zeilen aus „My fair Lady“: „Er ist es, der`s geschafft hat! “ Eine ganze Menge hervorragender Techniker und Künstler standen ihm mit ihrer ganzen Kraft und ganzem Können stets zur Seite. Als ich das erste Mal die vollendete Kirche betrat und meinen Blick über mich in die Kuppel richtete, genoss ich deren einmalig gelungene Bemalung. Mein guter Bekannter Christoph Wetzell hat sie dorthin gezaubert. Christoph

Wetzel verehrte ich schon länger. Nichts überzeugte mich so von der Grausamkeit des sich auf den CIA stützenden Pinochet wie Christoph Wetzels Bild, das den erschossenen Salvatore Allende zusammengesunken auf einem Sessel zeigt. Ein weiterer Höhepunkt im Schaffen Christoph Wetzels bleibt für mich immer sein Ölgemälde Erich Rammlers.

Harald Marx hatte Christof Wetzel mit Recht für die komplizierte Aufgabe, der künstlerischen Gestaltung der Kuppel, letztlich vor allem mit den Themen Friedenssehnsucht, Menschheit und Menschlichkeit, vorgeschlagen. Das bleibt für mich so, auch wenn man natürlich diese Aussage religiöser ausdrücken kann. Komischerweise tut sich heute, drei Jahre nach der Fertigstellung des Wiederaufbaues, die Stiftung Frauenkirche hinsichtlich Wetzels Gemälde manchmal immer noch seltsam. Die Gestaltung des Menschen, die Christoph Wetzel dabei in der Kirchenkuppel offenbart, zeichnet genau genommen alle seine Gemälde aus. Zusammen mit meiner ehemaligen Chemielehrerin erfreue ich mich oft an seinen Bildern, vor allem denen in der Frauenkirchen - Kuppel. „Ja, er kann Menschen malen!“ war neulich wieder einmal unser gemeinsames Credo. Sicherlich hatten wir in dem Moment einen verschiedenen Ausgangspunkt, sicher hatten wie im Detail mitunter scheinbar sehr unterschiedliche Gedanken. Aber wir fanden ein gemeinsames übereinstimmendes Urteil.

Umso weniger begreifen wir, dass in einer Reihe von Veröffentlichungen über die wieder errichtete Frauenkirche Christoph Wetzel als Schöpfer des Werkes fast oder ganz ungewürdigt bleibt. Trotz alledem. Er ist der Schöpfer der größten und bedeutendsten humanistischen und gerade deshalb christlichsten, sich in dieser Hinsicht auf große Traditionen berufende Kirchenkuppelausmalung der Neuzeit!

Ein Jahr früher als geplant, nämlich 2004, war die Vollendung des Wiederaufbaues abgeschlossen! Es war richtig, dass man die Einweihung der Kirche 2005 würdig begehen wollte. Aber bei der Vorbereitung des Festes begannen viele von denen sich in den Vordergrund zu schieben, die den Wiederaufbau auch noch nach 1989 ablehnten. Von der idiotischen Haltung der ev.- luth. Landeskirche will ich gar nicht sprechen. Sie erschien in dieser Frage, im Gegensatz zur Position des sächsischen Landesbischofs von 1945, bar jeder ernstzunehmenden kulturhistorischen Ausstrahlungskraft! In den achtziger Jahren galt die Devise: Sich zum Aufbau der Frauenkirche zu bekennen, hieß sich zur Politik der SED bekennen. Genau so bescheuert erschien mir während des Aufbaus der Kirche die Haltung. des inzwischen amtierenden Dresdner Oberbürgermeisters Vogel (eigentlich ist es, noch schlimmer – weil er laut Stellenplan vorgibt, Kulturbürgermeister zu sein!), der erst auf der vorletzten turnusmäßigen Versammlung der Aufbaufördergesellschaft unserer Gesellschaft beitrug! Vielleicht hätte ihm der Titel „Kulturschandenbürgermeister“ besser zu Gesicht gestanden. Obwohl, für diesen Titel gab und gibt es in Dresden noch mehr Kandidaten. Eine Massenorganisation dieser Geschöpfe wird es trotzdem nicht geben!

Stolz schritten eine ganze Menge dieser „Persönlichkeiten“ 2005 zu den Eröffnungsfeierlichkeiten in die Kirche. Einer, der allerdings immer und wirklich für den Aufbau eingetreten ist, fehlte. Der Ehrenvorsitzende der PDS, Hans Modrow. Er wäre sicher und gern gekommen!

Dann reckt sich auch besonders auffällig der technische Leiter des Aufbaus, Burger. Ich will nicht, dass ich ihm seine in jeder Hinsicht bautechnisch großartigen Leistungen irgendwie mindern will. Übrig bleibt jedoch, dass er sich erst 1992 dem Wiederaufbau verschrieb, als gewissermaßen alle Messen gesungen waren und ein Stop des Aufbaus nicht mehr möglich war. Dass er etwa konnte, stand sicher nie in Frage. Sonst hätte man ihn in der DDR nicht die

Aufbauleitung des Kernkraftwerkes Greifswald anvertraut. Und bei diesem Bauvorhaben war die vorgenommene Überprüfung sicher gründlich.

Nun zu mir, was habe ich beim Wiederaufbau der Frauenkirche konkret gemacht? Mein bescheidener Beitrag bestand vor allem darin, dass ich zusammen mit Heide und Dr. Klaus Pilar in Borken eine Initiativgruppe unserer Dresdner Aufbaugesellschaft ins Leben rief und wir das erste Mal in der Öffentlichkeit wirksam wurden, indem wir ein Konzert des Solistenensembles der Virtuosi Saxoniae unter Leitung von Ludwig Güttler vorbereiteten und mit großem Erfolg durchführten. Einführende Vorträge sowie eine Reihe auf das Konzert zugeschnittene Publikationen hielt bzw. verfasste ich. Bei der Gestaltung einer Ausstellung über den Bau der Kirche half uns vor allem Dr. Hans Joachim Jäger. Heide und Klaus haben dann noch weitere Veranstaltungen folgen lassen. Weiter unterstützt habe ich die beiden besonders bei einer Übernahme der Dresdner Veranstaltungsreihe „Kunst zum Anbeißen“, die vor allem von Petra Landsberg (Staatliche Kunstsammlungen Dresden), dem Pianisten Michael Schütze (Dozent für Klavier an der Kirchenmusikhochschule Dresden und der Musikhochschule Los Angeles/USA) und dem Direktor des Borkener Hotels „Bürgerhaus–Am Stadtpark“ (Klingebiel) sehr erfolgreich gestaltet wurden. Die Eröffnung der Kirche bedeutete für uns nicht mit unserer Unterstützungsarbeit aufzuhören. Einer meiner wichtigsten Nacheröffnungsbeiträge war in dieser Hinsicht die Betreuung einer Exkursion der Gesellschaft für Wehr und Sicherheitspolitik Fritzlar nach Dresden (samt Pillnitz), Meißen und Moritzburg, die natürlich an der Frauenkirche nicht vorbeikam.

In Japan hatte ich noch eine Familie kennen gelernt, die mir seit dem Beginn der 90er Jahre sehr ans Herz gewachsen war. Er liebte von allen Musikinstrumenten am meisten die Orgeln. Natürlich habe ich mit ihm und seiner Frau in Sachsen intensive Orgelexkursionen in Kirchen und Orgelbauanstalten gemacht. Aber das war für mich nicht das Aufregendste an unserer Bekanntschaft. Als ich das zweite Mal in Tokio war, gingen wir einmal sonntags auf der Ginza spazieren. Natürlich plauderten wir über Orgeln und da zwangsläufig auch über die Frauenkirche. Gewissermaßen in Vertretung von Güttler, der war in dem Moment auf der Ginza nicht vorrätig, nahm ich meinen guten Bekannten in unsere Aufbaugesellschaft auf. Ich weiß nicht, welches religiösen Bekenntnis, ob Buddhismus oder Shintoismus oder beiden, er sich selbst zuordnete. Jedenfalls war er stolz darauf, unsere Kirche mit bauen zu können.

Einige Tage später ging ich mit dem Gesandten der Bundesrepublik Deutschland abends in Tokio spazieren. Wir wählten dazu so etwas Ähnliches wie einen Diplomatenstadtteil. An ziemlich vielen Stellen standen aus meiner Sicht seltsame Holzpfähle. „Was sind denn das da für Dinger?“ fragte ich. „Das sind keine Dinger, sondern Denkmale. Die wurden bis 1867 für alle die Japaner errichtet, die Ausländer erschlugen. Sozusagen nach dem Motto: Wer Ausländer ist, hat in Japan nichts zu suchen, sondern bestenfalls zu sterben.“ Überzeugte Christen waren besonders ungerne gesehen! Nun ja, dazu gehörte ich zwar nicht, aber weiß man denn im Voraus, wie so eine Gesinnungsschnüffelei verläuft? Gott sei Dank, die Zeiten änderten sich. So hatten wir in Dresden ein Mitglied mehr und die Japaner ein (nicht gebautes) Denkmal weniger. Es ist eben doch manchmal gut, nicht allzu zeitig geboren zu sein!

Sicher spielte für mein Engagement für den Wiederaufbau der Frauenkirche auch eine große Rolle, dass ich so

1. einen der wesentlichen Beschlüsse der SED- Bezirksleitung aus der Mitte der achtziger Jahre erfüllte, ohne dass irgendjemand dagegen einschreiten konnte.

2. konnte ich etwas gegen die CDU- Unkultur tun, gegen die ich schon beim Bau der blödsinnigen VW- Fabrik im ehemals königlich/kurfürstlich sächsischen Großen Garten in führender Position, allerdings vergeblich, zu Felde gezogen war.

3. Die gesamte, vor allem von CDU- Größen gemanagte, zurzeit aktuelle Stadtentwicklungskonzeption empfand bzw. empfinde ich bis heute größtenteils als schwachsinnig. Postplatz, Kongresszentrum, VW- Fabrik, Fresswürfelachfolgebau, Sperrmülldenkmal als Landhausanbau und Altmarkttiefgarage sowie eine zum Glück im Moment erst nur von einigen Hornochsen für den Neumarkt geplante neue Galerie sind Ausdruck der Hirnlosigkeit der CDU- Mächtigen. Die Wiedergeburt der Frauenkirche war, ist und bleibt die wirksamste Kulturbarriere gegen diesen und noch weiter zu befürchtenden Unionsschwachsinn. Die Kirche steht wieder. Canalettos gemalte Toleranzsymbole der Dresdner Silhouette sind wieder vollzählig.

Ich zweifle nicht daran, dass eines Tages jedes Schulkind in Dresden im Geschichtsunterricht und im Fach Heimatkunde lernen wird: Dresden hat in seiner Geschichte drei besonders schwarze Tage:

1. den Tag, an dem der preußische Hornochse von König (gemeint ist Friedrich II. Im Übrigen ist die Familie derer von Hohenzollern aus dem späteren Trizonesien im Mittelalter zugewandert!) im Siebenjährigen Krieg die Stadt weitgehend zerstörte. Die Frauenkirche widerstand!
2. den 13. Februar 1945, an dem die westlichen Vorkämpfer für Menschenrechte in dem von Hitler angezettelten II. Weltkrieg Dresden mit Frauenkirche zerstörten und
3. den Tag der Jahre 1989/90, an dem die CDU in Dresden die Macht ergriff!

2006 verlieh die Gesellschaft zur Förderung des Aufbaus der Frauenkirche an Aktivisten des Aufbaus eine Medaille. Ich rangiere mit dem Anfangsbuchstaben W immer bei solchen Anlässen weit hinten. Bei dem Aufrufen der Gruppe, der meine Person zugeteilt war, staunte ich, welches Interesse ich bei den Fotografen fand. Bald aber merkte ich, dass nicht ich das Interesse der Knipser erregte, sondern der erste, inzwischen abgewählte CDU- Nachwendeoberbürgermeister, Wagner mit Namen. Er lief unweit von mir nach vorn. Scheinbar ohne Gewissenbisse nahm er die Medaille, obwohl er im Großen Garten eine Autofabrik bauen lassen hat. Ein „Ehrentitel“ so ähnlich wie „Verdienter Dresdner Kulturschänder in den Reihen der CDU“ wäre ganz bestimmter angebrachter gewesen.

Nicht, dass man glaubt, er sei ein Einzelfall. Zu ihm passt der kurzzeitige Nachwendegeneraldirektor der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden und spätere zeitweilige Präsident der Sächsischen Akademie der Künste, Herr Dr. h .c. Werner Schmidt. (Diesen Titel erhielt er faktisch aus bei den Staatlichen Kunstsammlungen eintretenden betriebsorganisatorischen Gründen durch die Pädagogische Hochschule Dresden von Sozialismus Gnaden. Dieser Umstand schien für ihn dann einer der Knackpunkte zu sein, dass er sich selbst mit der Wende zum Widerstandskämpfer ernannte.) Werner Schmidt hatte sich nicht entblödet, in der Sächsischen Zeitung zu schreiben, dass sich über den VW- Schuppen in Gestalt eines dinosaurierhaften Schneewittchensarges im Großen Garten sogar August der Starke gefreut hätte. Die kulturelle Unbildung und Geschmacklosigkeit dieses Nachwendedemokraten sowie der von ihnen gleichgeschalteten Fotomacher und Journalisten kennt keine Grenzen! Ja, man muss zu diesen Kulturschändern noch etwas mehr sagen. Als ich mich nämlich entschloss, mich mit meiner ganzen Persönlichkeit gegen den Bau der VW- Fabrik im Großen Garten einzusetzen, fielen mir folgende Dinge besonders auf: In einer zum Thema Autofabrik einberufenen Versammlung im Dresdner Rathaus sprach ein Vorstandsmitglied der Konzernleitung davon, dass betriebswirtschaftliche Gesichtspunkte wie

fehlender Eisenbahnanschluss und Fehlen eines Hafens wie beim Hauptwerk in Wolfsburg beim VW– Werk im Großen Garten keine Rolle spielen. Volkswagen, so meinte er, könne sich das leisten.

In den Stuhlreihen, in denen sich halbstarke Kapitalanhimmler vom Typ Junge Union platziert hatten, rührte man Beifall. An meiner Seite, als Gegner der Kulturschande, stand Ingo Roßberg, der damals FDP- Stadtverordneter war und nach dem Sturz Dr. Wagners neuer Oberbürgermeister von Dresden wurde. Natürlich erlitten wir Autofabrikgegner eine Niederlage.

Dann bekam ich den Eindruck, dass die Pro- Autofabrikagitatoren sowohl nichts vom Autobau verstehen als auch nie kapiert haben, was eine Manufaktur ist! Aber das sollte nicht alles sein. Die Autogeile CDU Dresdens hatte noch ganz spezielle Verehrer. Die meldeten sich eines Tages per Post bei mir persönlich.

Ich fand nämlich in meinem Briefkasten einen Briefumschlag, der schlicht und einfach nichts weiter enthielt als eine Morddrohung. Begründet wurde dies damit, dass ich mich gegen den Aufbau der Fabrik gewendet hatte. Ich warf den Brief schlicht und einfach weg. Die parteilose Kollegin Ingenieurin Schubert, die mit mir zusammen den Aufruf gegen die Autofabrik unterschrieben hatte, erhielt auch so einen Wisch. Sie hat ihn der Polizei übergeben, natürlich ohne Erfolg.

Aber das war nicht alles. Als einmal meine Tochter in diesen Tagen allein in unserer Wohnung im 14. Stock war, erhielt sie durch die Sprechanlage den drohenden Bescheid, dass ich, wenn ich nach Hause käme, von einer Kolonne Autofabrikbefürworter verdroschen werden würde. Daraufhin verließ sie unsere Wohnung und floh zu meiner Schwester. Seltsam, aber irgendwie erklärbar empfanden wir etwas später, dass sich bei uns ein gewisser Herr Müller von irgendeiner Dresdner Redaktion der Bildzeitung meldete, der mich zum Thema „Gewaltdrohungen gegen mich“ interviewen wollte. Woher wusste dieser liebe Onkel diese Tatsache? Von der Polizei direkt? Nein, das glaube ich kaum. Er hatte nicht Kosten und Mühe gescheut, um mich in Hessen und Sachsen zu suchen. Seit dem bin ich doch berechtigt, der Meinung zu sein, dass die Gewaltdrohungen ebenso wie die Interviewwünsche den gleichen Absender haben! Sicher war er kein Hellseher, dass er meine delikatesten Anrufe kannte. Im Übrigen gab sowohl meine Tochter vor ihrer Flucht als auch ich, allerdings etwas später, dieses Mal der Polizei Bescheid. Wiederum hätte ich mir das ersparen können!

An Hans Modrow aber schickte ich nach der Frauenkirchen- Medaillenverleihung eine Kopie der zugehörigen Urkunde mit einem Anschreiben, dieses lautete: Lieber Hans, SED- Bezirksleitungsbeschluss erfüllt! Dein Eberhard Wächtler. Jedenfalls empfinde ich den Einsatz für den Wiederaufbau der Frauenkirche als Widerstandskampf gegen menschliche Dummheit in Gestalt eines beachtlichen Teiles der Nachwendemächtigen! Natürlich bleibe ich bei solcher Art und ähnlichem Nachdenken nicht mehr nur bei dieser Menschenkategorie stehen. Nein, ich beziehe auch die Rolle und die Haltung der breiten Massen ein: Hitler wurde 1933 demokratisch gewählt, und Dresden wird seit 1989 demokratisch zerstört.

Die wiedererrichtete Frauenkirche macht es unmöglich, dass irgendjemand Dresden verschwinden lassen kann. Daran wird auch nichts ändern, wenn nunmehr am 14. September des Jahres 2007 die CDU, so laut Nachrichtensendung von MDR-Info, mit außerordentlicher Akribie ihre gesamte Unbildung geballt einsetzt, um das sächsische Landesamt für Denkmalspflege zu liquidieren und ein Gesetz zu verhindern, das alles in Sachsen vorhandene Weltkulturerbe unter besonderen staatlichen Schutz stellt. Und welche Menge

Krokodilstränen hatten diese Banausen am Grabe von Hans Nadler gegen eine angebliche Beschneidung seiner weitgehenden einmaligen Vorschläge zur Erhaltung Dresdens als Weltkulturerbe durch die SED vergossen? Hinzufügen möchte ich noch, dass es auch gebildete CDU-Mitglieder gibt, die sich für die Frauenkirche engagierten, selbst wenn sie sonst in ihrem Denken und Tun nicht immer eine mir angenehme Wellenlänge finden, z. B. Hellmut Kohl und Kurt Biedenkopf. Dazu gerechnet werden müssen noch, wenn auch einige Dienstgrade tiefer in der gesellschaftlichen Werteskala, Heinrich Douffet und Co.

Nicht vergessen darf man Frau Prof. Dr. theol. habil. Ingetraut Ludolphi. Trotz ihrer Krankheit und Behinderung engagiert sie sich mit all ihr zur Verfügung stehenden Kraft für die Frauenkirche. Wenn wir uns treffen, dann sprechen wir über unsere Kirche. Unser Denken mag dabei teilweise verschieden sein! Aber das schadet weder uns noch der Frauenkirche!

Als mich mein Kollege und Freund Tadaaki Kimoto im Dezember 2006 wieder einmal besuchte, da gingen wir zwei auch in die Frauenkirche. Er war glücklich, dass es sie wieder gab, weil er sie bisher nicht kannte. Natürlich ist er von Kopf bis Fuß zwar ein richtiger Japaner, auch wenn er in Freiberg promoviert hat. Aber er ist vor allem auch modern, weil er in der Zeit seiner DDR-Aufenthalte irgendwie Dresdner und Frauenkirchenanhänger geworden ist.

Als mein lieber Kollege und Sozialdemokrat Prof. Dr. Klaus Tenfelde auf dem 7. Borkener Kolloquium 2006 sprach, unterhielten wir uns noch ein wenig über manches andere. „Lieber Herr Wächtler“, sagte er, „dass Sie die Frauenkirche in Dresden wieder mit aufgebaut haben, finde ich gut und richtig! Aber wenn Sie sich nun der Garnisonskirche in Potsdam zuwenden sollten, nehme ich ihnen das übel.“ „Aber Herr Tenfelde, ich bin doch Kommunist und nicht verrückt! In dieser Hinsicht verkörpern wir ganz bestimmt eine Einheitsfront!“

38. Borken und mehr!

Als die Weichen prinzipiell gestellt waren, begannen wir den Aufbau des Freilichtgeländes. Wir wählten zuerst die Produktionsprozesse aus, wo wir im Besitz der gesamten Technologie waren, d.h. weitgehend dieselbe mit Originaltechnik dokumentieren konnten, ohne den traditionellen Museumsstil allzu sehr zu verlassen.. Dieser Produktionsbereich war die Verstromung der Kohle, die Erzeugung und Verteilung von Elektroenergie. Ein ehemaliger im Kraftwerk Beschäftigter, Karl Schaub, übernahm die Aufbauleitung vor Ort.

Wir hatten eine begeisterte und von sich sehr überzeugte Aufbaumannschaft, nämlich die berenteten Bergleute und Kraftwerker selbst. Natürlich verstanden diese im Detail oft viel mehr als ich. Dadurch gab es mitunter Begebenheiten, die unvergessliche Lachszenen zur Folge hatten. Eine will ich hier versuchen wiederzugeben,

In dem Teil unserer Kraftwerkshalle, in dem die Stromerzeugung und der Beginn des Elektrizitätstransportes über Land dargestellt wurden, waren auch ein oder zwei Schalter angebracht. Ein Elektrokraftwerk ohne Schalter kann es nicht geben, auch nicht im Museum. Wir hatten auch daneben geschrieben, welche Funktion die Schalter hatten. Für unbeleckte Besucher waren diese Schalter ein Kasten mit einem Hebel daran, nicht mehr und nicht weniger! Plötzlich kam ein ehemaliger Kraftwerksingenieur und brachte noch einen dritten ebensolchen Kasten. „Dieser Schalter muss unbedingt auch noch mit ausgestellt werden. Wenn ein Gewitter war, wurde dieser geschaltet und damit verhindert, dass der Blitz im Falle eines Einschlages das Kraftwerk beschädigte. Durch diese Schaltung kam der Blitz immer eine tausendstel Sekunde zu spät.“

Um des Schalters Bedeutung richtig zu erklären, hatte er ein zwei Seiten Computermanuskript verfasst, dass wir neben dem Schalter anbringen sollten. Diese Vorstellung war zwar sehr lieb gemeint, aber natürlich nicht nur utopisch, sondern hatte mit musealer Gestaltung nichts zu tun.

Gespannt hörten die Museumsbauleute, zumeist berentete Kraftwerker, zu. Es gelang mir mit vernünftigen Argumenten nicht, meinen Diskussionspartner von meiner Meinung zu überzeugen. Da sagte ich: „Ich mach Dir einen Kompromissvorschlag: Bring deinen Schalter an, und ich mach ein Schild darunter, wo ein einziges Wort darauf steht, nämlich: BLITZVERARSCHUNGS- Schalter. Ich wette, dass sich jeder Besucher diesen Schalter erklären lässt.“

Wie besprochen wurde der Kompromiss akzeptiert, und wir blieben unter großem Gelächter bei zwei anstatt drei musealen Schaltern! Aber durch solche Erlebnisse liebten wir uns immer stärker. Es machte immer mehr Spaß, weil ganz einfach die sich so und ähnlich ergebende Flachserei konstruktiv war!

Im Freilichtgelände (Jetzt heißt das Gelände Themenpark Kohle und Energie,) sollten, nachdem wir in einer Dreiersitzung (der Bürgermeister Bernd Heßler, der ehemalige Tagebaudirektor Hans Schröder und ich) die prinzipielle, sich durch die gegebenen natürlichen Voraussetzungen alternativlos aufdrängende Grundkonzeption desselben beschlossen hatten, aus dem ehemaligen Borkener Revier die nötigen Großgeräte konzentriert werden. Als Spediteur gewannen wir dafür die Bundeswehr. Räumpanzer wurden vor einen mit Kufen versehenen Hochbunker gespannt. Etwa 10 km über abgeerntete Felder wurde dann der Bunker geschleppt.

Der große Bagger 20 rollte teilweise noch mit eigener Kraft vom ehemaligen Tagebau Zimmersrode in das Freilichtgelände. Die Soldaten haben das Umsetzungswerk fast auf den Zentimeter genau vollbracht. Sie schufen das maschinelle Grundskelett unseres Freilichtgeländes. Alles andere Bergbaugerät wurde bzw. wird später um diese wesentlichen Großgeräte herum gruppiert.

Monate, vielleicht sogar ein bis zwei Jahre später, hielt es der Magistrat für richtig, sich von Angelika Kautsch als Museumsleiter zu trennen. Es war noch die Zeit, als ich monatlich 4 bis 5 Tage in Borken weilte. Die Stelle wurde republikweit ausgeschrieben. Zum Schluss waren 51 Bewerbungen um den Posten des Direktors eingegangen. Ich sah den dadurch entstandenen Aktenstapel auf dem Schreibtisch des Personalchefs. Der Stapel an sich änderte sich nicht, nur jedes Mal, wenn ich wiederkam, lag er in einem anderen Zimmer und natürlich auf einem anderen Tisch. Nach etwa einem halben Jahr bat mich der Personalleiter zu sich, gab mir den Aktenberg mit der Bitte: „Sieh dir mal das Ganze an und unterbreite uns dann einmal deine Vorstellungen. Oder noch besser: Sag uns, wen du nehmen würdest.“

Ich machte mir einen Fragespiegel und stellte dann an jeden Aktenstapel bzw. die sich dahinter verbergende Person etwa 100 Fragen. Natürlich war ich streng! Die höchste Punktzahl hatte nach der Endauswertung ein 58-jähriger Mann erreicht. Der fiel trotzdem aus der Bewerbergruppe heraus. Einen werdenden Greis bzw. Fastrentner an der Spitze des Museums brauchten wir nicht. Erschreckend aus meiner Sicht war, dass fast von allen Bewerbern unter 35 Jahren keiner über dreißig Prozent der möglichen Punkte erhielt. Keiner von diesen bedauernswerten Leuten hatte bis dahin jemals eine feste unbefristete Anstellung gehabt oder gar Erfahrung bei der Leitung von kulturellen bzw. wissenschaftlichen Prozessen sammeln können. Wir haben uns dann auf eine Bewerberin geeinigt. Diese gab uns leider schließlich dann einen Korb. Sie begründete das damit, dass sie die Bewerbung in Borken nur benutzt habe, um bei ihrer derzeitigen Arbeitsstelle für sich eine Gehaltserhöhung durchzusetzen. So kann es einem gehen, wenn man einmal Frauen besonders fördern will!

Danach wandten wir uns der Nummer 2 in unserer Kandidatenliste zu. Heute bin ich bereit zu gestehen: „Es war gut, dass die zuerst ins Auge gefasste Frau uns nur an der Nase herumgeführt hat!“ Warum? Nun ja, Gerhard Lenz hat uns seither auch überhaupt nicht enttäuscht. Wenn wir beide besonders gute Laune hatten, konnten wir uns manchmal unvergesslich schön streiten! Nach Abschluss der Auswahlprozedur fragten mich einige Verantwortliche des Magistrats, meine Methode dabei durchaus anerkennend, staunend: „Habt ihr das in der DDR immer so gemacht?“ „Nun ja, nicht immer. Aber manchmal, wenn es nötig war, schon!“

Irgendwie war ich im Laufe der Jahre in Borken angekommen! So war es an sich nicht verwunderlich, dass man dort im Magistrat und bei den Stadtverordneten auf die Idee kam, zur Feier des 10. Jahrestages der Angliederung der DDR an die alte BRD zwei Festredner aufzubieten, einen Wessi und einen Ossi. So geschah es, dass zunächst ein der SPD angehörender hessischer Staatsminister a. D. sprach und dann ich. Ich bekannte mich zu meinem Lebenslauf und schilderte, warum ich von der DDR überzeugt war. Allerdings gab ich auch zum Besten, was mir nicht gefiel. Und das war auch nicht gerade wenig! Trotz alledem, immerhin, ich bin in der DDR unter anderem so entwickelt worden, dass ich in Borken mit in vorderster Front das Hessische Braunkohlebergbaumuseum auf die Beine stellen konnte. Es ist gewissermaßen ein echtes gesamtdeutsches Werk!

39. Wann endet ein Arbeitsleben?

Das ist eine sehr interessante Frage! Die Lebensläufe vieler Personen geben darauf sehr unterschiedliche Antworten. Die Gründe dafür sind verschieden. Jede Antwort kann für sich, individuell betrachtet, durchaus richtig und real sein. Sie muss keinesfalls irgendwie konstruiert sein.

An einem Donnerstag, am 20. September 2007, haben wir meinen wohl besten Freund, Rolf Reuter, begraben. Wann endete sein Arbeitsleben? Er wäre am 7. Oktober 2007 81 Jahre alt geworden. Als er Rentner wurde, hat er natürlich nicht aufgehört zu arbeiten. Kann ein Intellektueller, Wissenschaftler oder Künstler, bevor sein Herz zu schlagen aufhört, wirklich die Arbeit auf Kommando bei Seitelegen?

Rolf konnte es nicht. Wenige Stunden, bevor er die Augen für immer schloss, hatte er noch Studenten unterrichtet. Es gehörte in meinem Leben zu den schönsten Erlebnissen, mit ihm zusammengearbeitet zu haben. Er ist gestorben, man kann auch sagen, er wurde ermordet! Juristen mögen bei diesem Zusatz protestieren. Nach ihrer hohen juristischen Wissenschaft ermordet man ja nicht unbedingt einen Menschen, wenn man ihn tötet! Für Mord müssen ganz bestimmte Voraussetzungen und Modalitäten gegeben sein. Lassen wir das, in dieser Hinsicht bin ich einfältig. Rolf wurde von anderen Menschen, ausgesprochenen Dummlingen, Intriganten und Reaktionären, mit Hilfe von gezielten Verleumdungen vom Leben zum Tode gebracht. Für mich ist das Mord! Ich stand quasi mit geballter Faust in der Hosentasche dabei und war nicht in der Lage, diese Unmenschlichkeit zu verhindern. Die hier zu Lande hoch gepriesene Demokratie samt zugehörigem Rechtsstaat engagierten sich für die Mörder.

Wie ist die Situation für mich persönlich. Per 1.1.1991 wurde ich von der „friedlichen Revolution“ aus meiner bisherigen Tätigkeit gerissen, von ihr entfernt. Aber ich flog zunächst nicht gänzlich aus der Bergakademie, sondern wurde auf der Basis eines Zeitvertrages mit dem Aufbau des Studiums generale beauftragt. Außerdem wurde ich gebeten, ein Institut zu konzipieren, das die Geschichtswissenschaften an der Hochschule repräsentiert. Es sollte sich einerseits an den großen montanwissenschaftlichen Traditionen der Bergakademie orientieren. Andererseits sollte es auf Leistungen in geschichtswissenschaftlicher wie industriearchäologischer Hinsicht aufbauen, die schon seit über 200 Jahren Generationen traditionsbewusste Techniker hinterlassen hatten. Das kulminierte im Jahre 1954 schließlich in der Gründung eines Instituts für Geschichte des Bergbaus und Hüttenwesens.

Am 1. April Neunzehnhundertzweiundneunzig registrierte man mich schließlich auf dem Arbeitsamt der Stadt Dresden, meinem Wohnort, als Arbeitsloser. Man sagte mir dort das Wesentliche meiner neuen persönlichen gesellschaftlichen Situation, nämlich die Höhe meines mir zustehenden Arbeitslosengeldes. So viel ich in diesen Sekunden mitbekam, würde die Zukunft für mich nicht einfach werden.

Als letzten vorlesenden Gastprofessor hatte ich im Studium generale den inzwischen damals schon mit einer Straffrente Ost versehenen GMD der Komischen Oper Berlin Prof. Rolf Reuter gewonnen. Er gab am Flügel im Senatssaal eine einzigartig schöne Einführung in Mozarts Zauberflöte. Es waren viele Studenten und auch einige Kollegen gekommen.

Wir unterhielten uns nach der Vorlesung und kamen überein, die Frage: „War das das Ende unseres Arbeitslebens?“ eindeutig mit „Nein“ zu beantworten. Wir haben uns beide daran gehalten. Rolf dirigierte weiter auf drei Kontinenten. Eine Zeit lang war er Gastprofessor an

der Hochschule für Musik in Peking und unterrichtete darüber hinaus planmäßig an der Hochschule für Musik „Hans Eisler“ in Berlin.

Ich heuerte auf Bitten des dortigen Magistrats in Borken an. Fünfzehn Jahre habe ich inzwischen in dieser Stadt viel Freude bei der Arbeit gefunden und wunderbare Menschen kennen gelernt. Viele von ihnen halfen mir, ein Braunkohlebergbaumuseum zu errichten. Ich möchte dafür auch hier Dank sagen! In dieser Zeit war ich auch einen Monat lang Gast des Tokyo Institute of Technology in Japan. Es war schön, dort wieder einmal Doktoranden zu unterrichten. Die genannte Technische Universität behandelte mich, als hätte es in meinem Leben inzwischen keinerlei Veränderungen gegeben. Dass dieses Mal Japaner, Koreaner und Chinesen meine Schüler waren, fiel nicht weiter ins Gewicht. Ich unterrichtete wieder.

Als sie mich zum ersten Mal empfangen, hatten sie ein elektronisches Klavier mitgebracht. Sie baten mich, Zelters Vertonung von Goethes Heideröslein zu spielen und in der Zeit meines Aufenthaltes mit ihnen dieses Lied in deutscher Sprache einzustudieren. Als ich mich von ihnen verabschiedete, war es ein hübscher Chor, der da sang!

Nun ja, aber darin besteht nicht mein Arbeitsleben nach der Wende. Zu meinem 75. Geburtstag hatte mir das Medienzentrum der Bergakademie eine Bibliographie meiner Publikationen gemacht. Als Frontispiz fungiert der Druck einer Zeichnung, die Herbert Grabowski in Niederurff von mir gemacht hat, jener Herbert, mit dem ich 1992 begann, das Museum zu gestalten. Wenn ich in dieser kleinen Publikation blättere, da staune ich doch, dass sich meine Publikationsintensität pro Jahr nach 1989 fast 15 Jahre lang nur unwesentlich verändert hat.

Was aber habe ich an Problemen im Kopfe, die sich zum Teil nur in Ansätzen in meinem Publikationsverzeichnis widerspiegeln. Das Braunkohlebergbaumuseum Borken hat sich zusammen mit dem Deutschen Bergbaumuseum Bochum der Herausgabe einer Geschichte des Braunkohlebergbaus in Deutschland verschrieben. Grosse Teile des Manuskriptes sind schon im Entwurf fertig, Dennoch haben wir Verspätung. Das liegt vor allem an mir, weil ich mich seit 2004 bisher sechs oder sieben Mal operieren lassen musste.

Bei Publikationen, die in diesem Zusammenhang als Studien für das Gesamtmanuskript entstanden, ist mir wieder eines meiner Lieblingsthemen untergekommen. Einmal mehr beschäftigte mich als Erstes zunächst wieder vor allem die Position des Bergbaus, besonders des Kohlebergbaus, in der Industriellen Revolution. Manche meiner mir neu gekommenen Gedanken zu diesem Komplex, besonders hinsichtlich des Braunkohlebergbaus, scheinen so falsch nicht zu sein. Jedenfalls fand ich bei Vorträgen in Borken, Cottbus und Diskussionen in weiteren Städten interessierte konstruktiv diskussionssüchtige Diskussionspartner.

Aber, wenn man darüber hinaus noch viel Zeit zum Denken hat, fällt einem so manches, auch Grundsätzliches ein, das man in seinem Leben bisher ganz einfach höchstwahrscheinlich übersehen hat. Z. B. beschäftigte Petra Landsberg und mich ganz plötzlich bei einem gemeinsamen Frühstück, wie hoch doch die Arbeitsproduktivität in der Landwirtschaft sein muss, ehe sich das Christentum als dominierende Religion durchsetzen konnte. Immerhin darf ja dann in zumindest einem Siebentel der durch die Natur an sich zur Verfügung gestellten Arbeitszeit nicht gearbeitet werden.

Welche Rolle spielten dieser Umstand und daraus sich weiter ergebende gesellschaftliche Erscheinungen, dass z. B. in der russischen Sprache die Bauern „Christianiki“ heißen? Dieses änderte sich auch nicht in der Zeit des sowjetischen Stalinismus.

Welche Rolle spielte die Produktivität in Ackerbau und Viehzucht als Basis des Kampfes zwischen dem deutschen Königreich und den noch mehr oder weniger nomadisierenden Ungarn im 10. Jahrhundert? Wie steht es hier mit der These, den Sieg auf Dauer erringt immer die Macht, die auf die höhere Arbeitsproduktivität verweisen kann? Sicher trifft das nicht erst auf die Zeit des zweiten Weltkrieges zu.

Nach einer ihrer Führungsveranstaltungen im Grünen Gewölbe kamen Petra und ich noch einmal auf die dort ausgestellte Elfenbeinfregatte Jakob Zellers zu sprechen. Was hat damals dem Schöpfer dieses Kunstwerkes als Vorbild gedient, wie wurden Schiffe überhaupt über Jahrhunderte hinweg gebaut? Denn wenn einer ein so fantastisches Modell und Kunstwerk zaubert, dann muss er irgendwie im richtigen Schiffbau zumindest Staub gewischt haben.

Als wir uns darüber austauschten, fiel mir noch ein Erlebnis ein, das ich hatte und das doch schon Jahre zurücklag. Als ich zusammen mit Gerhard Heitz 1967 an der Stadtgeschichte Rostocks mitarbeitete, entdeckten wir in Einwohnerverzeichnissen aus den Jahren der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, die im Stadtarchiv Rostock lagerten, dass es damals in dieser Stadt etwa an die 200 Holzbildhauer gab. Wir staunten. Auf meine Frage: „Gerhard, habt ihr hier irgendwo zwischen den Dünen noch einen hölzernen Zwinger?“ zuckte Gerhard die Schultern und entgegnete: „Nicht dass ich wüsste!“. Bald hatten wir es. Diese Holzbildhauer schnitzten als Angestellte oder auch freischaffend besonders für Jachtwerften, aber keinesfalls ausschließlich dafür, elegante, schnittige Schiffsrümpfe. War das geschehen, wurden letztere zersägt und deren Form mit Hilfe von Storchschnäbeln so vergrößert, dass danach Spanten gebaut werden konnten. Kunst kommt von Können und ist lange Zeit identisch mit Technik. Das findet sich z.B. auch bis heute in den bergmännischen Begriffen „Kunstgraben“ und „Kunstzeug“ wieder.

Nun könnte man ja abwinken und abfällig sagen: „Nun ja, Rostock!“ Vorsicht, liebe Westfans, in Rostock wurden schon seetüchtige Dampfer gebaut, da glaubte man in Kiel, Hamburg und Bremen noch nicht unbedingt daran, dass einmal Dampfmaschinen die Antriebstechnik Nr. 1 in der christlichen Seefahrt werden würden. In der Hinsicht dachte sicher sogar Andreas Schubert weiter, der 1836 mit seiner „Königin Maria“ den ersten Dampfer auf der Oberelbe in Fahrt setzte. Außerdem fiel den ehemaligen Schiffstreidlern am Niederrhein seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts oft auch nichts Besseres ein, als die ersten auftauchenden Dampfschiffe mit Feuerwerkskörpern zu „beschießen“.

„Warum schenkten die Medici als Landesherren der Toscana den Wettinern die heute im Grünen Gewölbe zu bewundernden Bronzeplastiken“, fragten sich eines Tages Petra Landsberg, Joachim Menzhausen und ich. Was bedeutete ihnen ihr Verhältnis zu Sachsen, zu einem neuen Staatstyp ihrer Zeit? In Sachsen-, orientiert man sich selbst mit an der entsprechenden japanischen Ansicht-, begann mit dem Erscheinen von Georg Agricolas *De re metallica* 1556 die literarische Formierung der technischen Wissenschaften. Und was war die erste Fremdsprache, in die dieses Werk übersetzt wurde? Natürlich italienisch! Im einzigen Feudalstaat Europas erringt im Herzogtum und später Albertinischen Kurfürstentum an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert mit dem neuen Bergrecht, dem so genannten Direktionsprinzip, der Landesherr eine völlig neue soziale Position als Förderer und Leiter der gesellschaftlichen wie natürlichen Produktivkräfte. Auf etwa 15.000 Beschäftigte wächst der von ihm im 16., 17. bis in das 18. Jahrhundert hinein so geleitete regale Großbetrieb, das sächsische Berg- und Hüttenwesen. Eine solche Entwicklung, verbunden mit einer für die damalige Zeit geradezu unwahrscheinlichen technischen Entwicklung, war einmalig in der

Welt. Dem hatte nicht einmal das Bürgertum, incl. der Fugger und Welser, zumindest als Bergbauunternehmer im gleichen Zeitraum etwas Gleichwertiges entgegenzusetzen!

Jahrzehntelang habe ich, wie auch in der von mir meistens zu Rate gezogenen Literatur zu lesen war, geglaubt, dass der Einzug der Wissenschaft als Element der Produktivkräfte erst mit dem Entstehen optischer und elektrotechnischer industrieller Produktionsstätten zu registrieren ist. Inzwischen wurde mir klar, dass ich selbst diese scheinbare Unumstößlichkeit ins Schwanken gebracht habe, als ich mich mit der Erfindung des Porzellans und dem Beginn der Manufakturproduktion desselben beschäftigte. Ich bin bereit, ja, es scheint mir unbedingt nötig, der Elektrizität und der Optik ihre Dominanz bei der Einführung der Wissenschaften in die Produktion abzusprechen.

Nochmaliges Durchdenken der Produktionsprozessentwicklung und Vergleiche mit anderen Arbeitsprozessen brachten mich zu der Überzeugung: Dieser Lorbeer gehört der Mineralogie! Und der Ort, wo und wie Gelegenheit dazu war, bei der das geschah, ist die Porzellanerfindung in der Jungfernbastei in Dresden und dann natürlich in der Porzellanmanufaktur Meißen. Diese Forschungsgemeinschaft ist das erste, auch wenn es für manchen Leser im ersten Moment wie Hochstapelei klingen mag, Industrieforschungsinstitut der Welt! Dieses entstand 1701 in der Gestalt des Contuberniums in Dresden.

Doch das war nicht alles! Die erste staatliche Ausbildungsstätte auf dem Gebiet der Geo- und Ingenieurwissenschaften registrierte die Weltgeschichte mit der Stipendienkasse 1702 in Freiberg. Dabei konnte man dort auf eine bis ins 15. Jahrhundert zurückreichende und letzten Endes vom 1542 gegründeten Sächsischen Oberbergamt getragenen, anfangs allerdings vorwiegend individuell organisierten. Technikerausbildungstradition aufbauen.

Natürlich muss an dieser Stelle auch etwas zu meinem Verhältnis zur bergmännischen Tradition gesagt werden. Sachsen ist das deutsche bergmännische Traditionszentrum Nr. 1. Hier wurde 1719 von August dem Starken die Uniform für die Berg- und Hüttenleute des sächsischen Regalbergbaus geschaffen. Seit dem hat man in allen deutschen Bergrevieren diesen genialen Gedanken kopiert bzw. leicht variiert nachgeahmt.

Viel ist darüber geschrieben worden. Das erzgebirgische Volkskunstschaffen hat ein Übriges für die Popularität desselben getan. Und wenn man heute in den erzgebirgischen Städten und Dörfern vor allem in der Weihnachtszeit Bergparade spielt, da laufen die Seiffener in der Uniform von 1719 und die meisten anderen in der 1831 vom damaligen Freiburger Oberberghauptmann von Herder modernisierten Fassung. Aber auch diese war nur für den sächsischen Bergstaat, den sächsischen Regalbergbau bestimmt. Den Beschäftigten im Grundeigentümerbergbau, dazu gehörte z.B. der sich in vielerlei Hinsicht bald als Nr.1 des sächsischen Bergbaus präsentierende Kohlebergbau, zählte nicht dazu.

Doch die Kohlengrubendirektionen im Plauenschen Grunde bei Dresden, im Zwickauer wie im viel jüngeren Lugau- Oelsnitzer Revier erkannten, dass sich mit Uniformen und Knappschaftskassen bzw. -vereinen ökonomisch auch nach der Durchsetzung der bürgerlichen Gleichheit und Freiheit profitabel wirtschaften ließ. Man musste sich als Unternehmer nur die Macht in den entsprechenden Vereinen sichern und die Gültigkeit der so ehemals durch vorbürgerliche gesellschaftliche Verhältnisse geborenen Regalbergbautraditionen auf jeweils nur ein Unternehmen begrenzen.

Die Kumpel der Steinkohle litten unter dieser Fessel sehr. In ihrer Not wandten sie sich an den Generalrat der I. Internationale in London und baten denselben um Rat und Hilfe. Karl

Marx und Friedrich Engels nahmen sich ihrer an. Letzterer analysierte die sächsischen Steinkohleknappschaften und riet den Arbeitern, sich von diesen abzuwenden und stattdessen Trade Unions, Gewerkschaften, aufzubauen.

Als sich am 1. Juli 1867 bei der Neuen Fundgrube in Neuoelsnitz ein schweres Unglück mit über 100 Toten ereignete, versuchte die Königlich- Sächsische Regierung zu Ehren der Toten eine Bergparade zu veranstalten. Die Hinterbliebenen verhinderten jedoch dieses Vorhaben, weil die Bergarbeiterfamilien in den uniformierten Knappschaftsvereinen der Kohlengruben einen wichtigen Grund für ihr elendes Leben sahen. Sie hatten Recht!

Es soll nicht verschwiegen werden, dass auch der Sozialismus bestrebt war, bergbauliche Traditionen zu pflegen. In vielen Fällen war das auch leicht möglich und richtig. Nur in der Uniformfrage hörte bei mir das Verständnis dafür auf. Bitte, ich hatte ja nichts gegen die im sächsischen Regalbergbau wurzelnde historische Bergparade. Ich liebte Theater. Warum nicht auch einmal solches! Nur, als man sich anschickte, diese als sozialistische Lebensform anzupreisen, da hörte bei mir der Spaß auf.

Natürlich trugen verschiedene Kollegen an der Bergakademie das, wie es damals hieß, Bergmannsehrenkleid. Prekär wurde es 1965 zur 200- Jahrfeier der Hochschule. Magnifizenz Wrana war Elektrotechniker. August der Starke und auch von Herder hatten für solche Berufssparten keine Uniformen erfunden. Auch Historiker waren von ihnen nicht berücksichtigt worden. So gelang es uns, als Pflichtkleid bei den Empfängen anlässlich dieses Jubiläums das Tragen eines dunklen Anzuges durchzusetzen, mehr nicht. Wer eine Uniform tragen wollte, konnte das selbstverständlich tun. Schließlich ist die Bergmannsuniform, jedenfalls überwiegend, auch ein dunkler Anzug.

Aber es kam noch dicker! Einmal wurde ein neuer Rektor gewählt, der nicht nur Mitglied der SED schlechthin, sondern auch noch deren Karl- Marx- Städter Bezirksleitung war. Der machte es per rektoralem Befehl jedem Hochschulangehörigen, besonders dem Lehrkörper, zur Pflicht, Uniform zu tragen. Natürlich lachte ich provokativ und weigerte mich. Als er sich keinen Rat mehr wusste und mir mit meiner Entlassung drohte, schleppte er mich zuvor noch vor die SED- Hochschulparteileitung. Dort trug er seine Position vor. Dann wurde ich gebeten, meine Meinung zu sage. Ich erklärte dann laut und deutlich: „Ich halte die Position des Genossen Rektors für falsch. Die Drohung, mich aus der Hochschule zu werfen, kommt in vielerlei Hinsicht meinen eigenen Vorstellungen entgegen. Ich fasse es nämlich als meine Pflicht auf, nur so lange an der Bergakademie Freiberg zu bleiben, zu lehren und zu forschen, wie ich mich hier noch offen zu Karl Marx und Friedrich Engels bekennen kann.“ In dieser Hinsicht habe ich Wort gehalten und diese Selbstverpflichtung konsequent erfüllt. Das gilt auch dann, wenn die Beendigung meiner juristisch ausgewiesenen Berufstätigkeit sich formal in Freiberg etwas anders vollzog, als ich es mir ursprünglich vorgestellt hatte.

Im Übrigen brachte mich die Haltung der SED- Bezirksparteileitung Karl- Marx- Stadt nach zwanzig Jahren wieder einmal zum offenen Widerspruch gegen das, was sie so Parteilinie nannten. Sie führten nämlich im Steinkohlenbergbau Zwickau die Bergparade ein. Das war genau genommen eine große, von Dummheit getragene Demonstration gegen Karl Marx und Friedrich Engels und eine Verhöhnung des Kampfes von Generationen von Bergleuten. Als man in Lugau- Oelsnitz ähnlich wie in Zwickau die historische Wahrheit vergewaltigen wollte, gelang es mir, siegreich dagegen einzuschreiten. Ich drohte der SED- Kreisleitung Stollberg und der Bezirksleitung Karl- Marx- Stadt mit dem ZK, ähnlich wie einst in Bad Sulza, und zitierte Marx. Im damals errichteten Steinkohlenbergbaumuseum Oelsnitz manifestierten wir dagegen die historische Wahrheit.

Meine nächste Lebensstation war die Überwechslung aus dem Stadium der Arbeitslosigkeit in das eines Rentners. Da mich schon von meiner Einstellung zur Arbeit als gesellschaftliche Erscheinung her gesehen die Arbeitslosigkeit nicht sonderlich stark mitgenommen hatte, schaute ich dem Beginn des Rentnerdaseins auch ziemlich gelassen entgegen. Ich sah wiederum keinen Grund, mit meiner Arbeit aufzuhören. Ich wurde auf eine Dienststelle bestellt. Dort gab ich die mühsam zusammengesuchten Rentenunterlagen ab.

Eine erste behördliche, wenn auch flüchtige Akteneinsicht erfolgte sofort. Man teilte mir mit, dass die zwei Jahre meiner beruflichen Tätigkeit, wo ich hauptamtlich bei der FDJ gearbeitet hätte, wegen ungebührlicher Staatsnähe nicht auf meine für die Rente zu berücksichtigende Gesamtlohnsumme angerechnet werden würden. Aber das würde, so tröstete man mich, zu einem Teil dadurch ausgeglichen, weil ich einen Monat in der Wehrmacht und damit Kriegsteilnehmer gewesen wäre. Gerührt nahm ich das zur Kenntnis und ebenso das Gesicht der Angestellten, als ich sagte: „Ich finde es einfach toll und für die nach der Wende auch in der ehemaligen DDR ausgebrochene Demokratie bezeichnend, dass sie Bemühungen zur Erhaltung des Friedens bestraft, aber Mordbefehlserfüllung prämiert. Ich bin froh, Ihnen mitteilen zu können, dass ich dennoch das heutige Rentensystem bescheiße, weil ich nicht auf Befehl von Herrn Hitler geschossen habe! Ich war zwar ein faschistischer Soldat, aber kein Mörder!“

Nachdem 1946 die bis dahin erwünschte Karriere als Musiker einerseits wegen ausfallender Zähne (Tuba war nicht mehr möglich, da das Mundstück im Mund keinen Widerstand mehr fand!) und trotz Mangelernährung zu breiter Finger (Ich bekam bei Mozarts D–moll Fantasie die Kuppen nicht mehr wünschenswert schnell und crashfrei zwischen die schwarzen Tasten eines Klaviers!), baute ich auf Chemie. Das wurde dann, wie schon geschildert, im Zuge der Abiturprüfungen mir von Teilen der Lehrerschaft vermiest. So entschloss ich mich, Lehrer für Geschichte und Germanistik an einem Gymnasium zu werden. Wenn möglich, sollte das in einem Waisenhaus geschehen.

Daraus wurde nichts, weil ich nach der Meinung der Einsatzkommission zu gut war. Also fing ich als Assistent des von Prof. Dr. Ernst Engelberg geleiteten Institutes für Geschichte des Deutschen Volkes an der Karl–Marx-Universität Leipzig an. Ich musste mich mit Studenten beschäftigen, ihnen helfen. Da in den fünfziger Jahren noch immer viele Nachkriegssymptome das Leben bestimmten, waren die auftauchenden Situationen entsprechend.

Da gab es z.B. die Tatsache, dass meine Studenten und Doktoranden mitunter bis zu zehn Jahre älter waren als ich. Ich wäre nie auf die Idee gekommen, in diesen Personen nur Studenten oder Schüler schlechthin zu sehen. Sie waren für mich alle immer Kollegen. Das ich sie belehren musste, lag nicht an einer meiner Person anhaftenden Genialität, sondern an der Tatsache, dass ich einem anderen Geburtsjahrgang angehörte und mich das Soldatsein nur sehr kurz schädigte. Auch als sich das Studentenalter im Laufe der Zeit „normalisierte“, blieben sie für mich Kollegen. Ich war glücklich, dass mir und allen Trauergästen Claudia Reuter am Tage der Beerdigung Rolf's vor allen bestätigte, dass das bei Rolf ähnlich war. Er kannte auch keine Studenten, sondern nur Kollegen.

Ohne diese Einstellung wäre es mir 1954 nicht gelungen, mit einer Gruppe Studenten– Ingrid Kühn (genannt Natascha), Rosemarie Wiezorek, Wolfgang Schröder und Rolf Kuntzsch - dem ersten Studentenzirkel der Fachrichtung Geschichte der Karl-Marx-Universität Leipzig (Ein Jahr später stießen Annelies und Horst Laschitz, Hans Joachim Krusch und Werner

Groß alias Bolschoi, noch hinzu), in den Betriebsarchiven der damaligen VEB Steinkohlenwerke „Deutschland“ und „Karl Liebknecht“ im Lugau- Oelsnitzer Steinkohlerevier wunderbare Forschungsergebnisse zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Revieres zu erzielen. Diese verarbeiteten die Studenten einmal in ihren Diplomarbeiten, und zum anderen dienten sie mit als Basis für manche Dissertationen (darunter meiner eigenen) und von Publikationen, die in den 50er und 60er Jahren erschienen.

Welchen Spaß machte es zu erleben, wie sie an Federhaltern und Bleistiften kauten, als sie versuchten, irgendeines ihrer Forschungsergebnisse zu einem Artikel für eine Zeitung umzuarbeiten. Auch diese Aufsätze, von einem Autor gemacht, waren das Ergebnis dieser Kollektive. Keiner wollte und sollte zurückstehen. Kameradschaftliche Hilfe war selbstverständliche Tugend! Im Übrigen, ich war ja in dieser Hinsicht auch nicht sonderlich routiniert!

Seit 1950 oder 1951 hatten wir afrikanische Studenten an der Fakultät. Einer von ihnen ließ es sich nicht nehmen, uns in Oelsnitz zu besuchen und mit einzufahren. Abends schlenderten wir mit Modelim, so hieß er, geraume Zeit durch den Ort. Da sagte er: „Eberhard, ich habe mich schon daran gewöhnt, dass mir in Europa hin und wieder Menschen geradezu aufdringlich hinterherschauen. Aber die beiden Frauen hinter dem großen Fenster auf der gegenüberliegenden Straßenseite tun das ganz besonders schlimm!“ Ich sah dahin, lächelte und sagte: „Modelim, ich kann nichts für dich tun, das sind Schneider- bzw. Schaufensterpuppen.“ Und dann mussten unsere Mädchen erklären, was eine solche Puppe ist! Der afrikanische Urwald konnte mit Oelsnitz eben nicht in jeder Hinsicht konkurrieren!

Wir haben auch zusammen Fußball gespielt. Die Auswahl des Lehrkörpers der Historiker, als deren Torwart ich einige Semester fungierte, hatte aus irgendeinem Grund ein Freundschaftsspiel mit der Elf der Stadtkommandantur Leipzig der Sowjetarmee vereinbart. Als wir einmal rein informativ einem Training dieser Truppe zusahen und deren sportliche Gestalten mit unseren Schreibtischfiguren verglichen, wurde uns angst und bange. Da kamen wir auf die Idee, bei uns Modelim mitspielen zu lassen. Er beteuerte zwar in mehreren Sprachen, dass er noch nie richtig Fußball gespielt habe. All sein Flehen half nichts. Er lief mit auf. Offensichtlich hatte der Anblick Modelims, der ja rein äußerlich betrachtet ein Verwandter von Pele sein konnte, unsere Gegner wirt gemacht. Sie beorderten drei Spieler zu seiner Sonderbewachung. Dadurch fanden sie selbst keinen richtigen Spielrhythmus und wir verloren nur ehrenvoll 2: 3. Bei der anschließenden Druschbafeyer - mit Wodka und ähnlichen anderen „Gesundheitsgetränken“ - haben wir dann unseren Schachzug eingestanden. Trotzdem, Modelim war bei dieser Gelegenheit der am meisten fotografierte Star!

Für Modelim war das nur der Anfang seiner Karriere als sportliches Fotomodell. Irgendeine Studentengruppe hat ihn einmal mit zum Schifahren auf den Fichtelberg ins Erzgebirge geschleppt. Dann hat man ihm gesagt, wie er sich auf den Brettern benehmen soll. An einem Idiotenhang durfte er schließlich einen kleinen Abfahrtslauf allein probieren. Er rutschte stehend, er rutschte gestürzt in eine Gruppe deutscher Anfänger hinein. Die waren völlig schockiert. Das hatte niemand im Erzgebirge erwartet: Ein Schwarzafrikaner auf Schneeschuhen! Und wieder klickten die Apparate!

Einige Jahre später fuhr ich einmal mit einer Gruppe lateinamerikanischer Studenten von Freiberg aus in die Leipziger Oper. Rolf hatte Karten für den Fliegenden Holländer besorgt. Die Studenten hatten bis dahin kaum ein Opernhaus von außen, geschweige denn von innen gesehen. Bestenfalls hatten sie als Partisanen im Urwald kämpfen gelernt.

Die Leipziger Künstler haben anschließend mit uns diskutiert. Doch uns Europäern erschien es einen Moment fast urkomisch, dass die Lateinamerikaner als erstes fragten, wie man das Wasser auf der Bühne macht! Die Sekunden des Staunens gingen vorbei. Ich aber hatte in Freiberg dann noch Monate zu tun, um den Fliegenden Holländer zu interpretieren. Aber es machte Spaß, viel Spaß!

Schön war es immer, wenn Studenten mich etwas fragten, worüber ich selbst nicht genau Bescheid wusste. Wenn ich das ehrlich zugab, dann spornte sie das zu noch intensiverer Mitarbeit an. Manchmal waren auch ziemlich knifflige Probleme zu lösen. Ich bemühte mich eigentlich immer, kein Lehrer zu sein, der alles wusste. Das zahlte sich aus.

Unter den Mädchen an unserer Sektion gab es jedes Jahr unter den Neuen eine ganze Reihe, die das Abitur mit einer Durchschnittszensur von 0,99 gemacht hatte. Das klingt gut. Aber wenn sie dann die erste studentische Klausur vom Hochschullehrer zurückbekamen, und es prangte mit roter Tinte eine 4 oder gar ... darunter, dann schien für nicht wenige dieser Studenten der Weltuntergang zumindest vor der Tür zu stehen. In solchen Fällen war meinesgleichen gefragt. Man musste dann diese lieben Menschen davon überzeugen, dass es relativ einfach ist, eine gute Zensur auf Anhieb zu bekommen. Die große Kunst des Studierens besteht aber darin, wenn es nicht vermeidbar ist, mit einer 5 zu beginnen, aber das Diplom mit 1 zu bestehen. Solche Qualifikationsschritte waren durchaus kein Einzelfall. Es hat riesigen Spaß gemacht. Trotzdem, auch in einem solchen Falle musste man dabei Probleme einkalkulieren. Und wenn sie auftauchten, waren sie ja so menschlich!

Am Ende der Diplomprüfungen traf ich einmal frohen Mutes eine Gruppe von Studentinnen, die von ihrem Vermittlungsgespräch kamen. Vertreter des Ministeriums hatten sich um sie bemüht. Alle Studenten der DDR wurden nach erfolgreichem Studienabschluss in ein Arbeitsverhältnis vermittelt. Die Mädchen waren im Prinzip zufrieden. Nur eine war traurig. Natürlich hatte sie eine Stelle. Aber ihre Funktion bei dieser vermittelten Tätigkeit bestand unter anderem darin, einen Schalter zu bedienen, der in etwa 5 Kilometern Entfernung die Bewegung eines Förderbandes auslöste. Das wollte sie nicht, weil doch vielleicht ein Tier oder gar ein Mensch dabei zu Schaden kommen könnte. Ihr graute davor, für solch eine oder ähnliche Situation die Ursache zu sein. Die Kommission hatte kein Verständnis für ihre Befürchtungen gezeigt.

Wochen später traf ich sie wieder. Sie erschien mir fröhlich so wie die anderen. Ich staunte und fragte nach den Ursachen ihrer Veränderung. Die Antwort überzeugte mich. Sie lautete: „Ich bin schwanger und werde sicher zunächst erst einmal auf einen Schonplatz vermittelt!“

Natürlich könnte ich noch stundenlang Anekdoten und wahre Geschichten aus meiner Lehrtätigkeit erzählen. Auch wäre die Möglichkeit der Schaffung eines zweiten Teiles der „Feuerzangenbowle“ gegeben. Alles muss einmal ein Ende haben. Noch zwei Begebenheiten will ich zum Besten geben, eine aus dem Jahre 1955 und eine von 2006.

1955 führten wir zum zweiten Mal den Studentenzirkel in Oelsnitz durch. In diesem Jahr war ein Ehepaar mit dabei. Die Frau schlief in dem Raum im Lehrlingsheim, wo die anderen Mädchen von uns schliefen. Der Mann schlief wiederum in dem Zimmer, wo die männlichen Studenten und ich schliefen. An drei Tagen machten wir programmgemäß eine Exkursion in das Archiv des ehemaligen Oberbergamtes nach Freiberg. Die Bergakademie hatte uns in den Internaten mehr als zwei Zimmer zur Verfügung gestellt, sodass wir unserem Ehepaar eines davon reservieren konnten. Mit entsprechend guten Ratschlägen wurden sie von allen anderen Zirkelmitgliedern dahin verabschiedet.

Nach wenigen Minuten kamen sie jedoch feixend aus dem Raum wieder heraus und hielten über sich ein relativ großes Transparent, das sie von einer der Zimmerwände abgenommen hatten. Offensichtlich war es von den sonst dort schlafenden studentischen Stammbewohnern angefertigt worden. Auf ihm konnten wir lesen:

„Das Fangen von Schmetterlingen und Vögeln ist in diesem Raum verboten!“

Nach kurzer Beratung erklärte sich unser gesamtes anwesendes Kollektiv bereit, den Eheleuten das Fangen von Schmetterlingen zu gestatten!

2006 kam ich wieder einmal nach Borken. Der Empfang war lieb wie immer. „Eberhard, wir haben eine Bitte an dich. Wir haben einen Studenten von der Uni Kassel als Praktikanten bekommen und verzweifeln fast mit ihm. Er studiert im 4. Semester Geschichte. Er soll für uns einmal den Homberger Anzeiger von 1933 durchsehen und uns seine Meinung hinterlassen, wie sich die damalige politische Entwicklung darin zeigt“, sagte mir unser Museumsmitarbeiter Ingo Sielaf. Direktor Gerhard Lenz setzte entsprechende wegweisende Kommentare noch hinzu.

Dann kam der junge Mann. Er fuhr einen geleasten VW Golf und hatte im Prinzip vom Leben, besonders vom Studium, die Schnauze voll. Allerdings wusste er nicht warum. Ich sagte, dass mich das nicht interessiere. Er sei verpflichtet zu leben. Also muss er arbeiten und zwar so, dass es der Gesellschaft nutzt. Anschließend nahmen wir uns das Homberger Wurstblatt vor und prüften zwei Tage zusammen, ob das stimmen konnte, was dort stand. Am dritten Tage versuchte er sich schon allein damit. Ich hatte den Eindruck, dass es ihm ganz langsam Spaß machte. „Deine Aufgabe als Historiker ist es, im Leben immer die Wahrheit zu suchen, sie zu erkennen und dann für sie, für ihre Anerkennung durch die Gesellschaft zu kämpfen!“ beschwor ich ihn. Wann er denn die nächste Prüfung habe, fragte ich. Er nannte mir den Termin. Er rechnete damit, dass er wie immer durchfalle oder gerade wieder einmal so durchkomme. „Wir werden es sehen“, meinte ich. Kurze Zeit nach dem Prüfungstermin war ich wieder in Borken. Er war noch da, und nach meiner Frage nach dem Prüfungsergebnis sagte er mir, dass er zu seiner großen Verwunderung eine 1 bekommen hätte. (Es kann auch eine 1 minus oder ähnliches gewesen sein, auf alle Fälle fiel sie positiv aus dem Rahmen des bisher Gewohnten!)

Zufall oder nicht. Das war hier nicht die Frage. „Glaube bitte nicht“, flüsterte ich ihm dann in fortissimo in die Ohren, „dass ich an dieser Scheißzensur Schuld bin. Schuld bist nur du, weil du endlich einmal gesehen hast, dass du etwas kannst, wenn du dich nicht in deiner Faulheit und Arroganz genial sonnst! Schade ist, dass du nicht in meiner Nähe wohnst. Mein Bein ist leider nicht so lang, dass ich dir von Dresden aus immer in den Arsch treten kann!“ waren meine letzten freudig erregten Worte! Sicher werde ich ihn nicht wieder sehen!

Abschließend möchte ich sagen, dass das Schönste an meinem Arbeitsleben der Umstand war, mit jungen Menschen zusammen arbeiten zu dürfen. Ich durfte mich an und mit ihnen freuen. Es war jeweils erhebend zu genießen, wenn wir zusammen alles wie gedacht oder sogar mit noch besseren Resultaten schafften. Ich hasse alle die Kollegen, die das Professorenleben zwar ganz angenehm finden, aber sich außerdem nur über die Studenten ärgern, weil sie ab und zu oder des Öfteren stören.

Ich, so wurde mir seit 1989 mehrfach verkündet, dürfte jetzt die freie soziale Marktwirtschaft genießen. In dieser Häufung von Adjektiven vor dem Begriff Marktwirtschaft ist sie mir

wirklich neu. Ich gestehe auch, dass ich mir darunter nichts vorstellen kann Also, Ricardo und Smith kannten diese Adjektivparade vor dem Verb Marktwirtschaft nicht. Ich habe keinen Grund, ihnen untreu zu werden!

Irgendwie habe ich mir immer eingebildet, dass die hohen Ökonomen einer sich so bezeichnenden Wirtschaftsordnung auch immer das gesellschaftliche Leistungsprinzip respektieren müssen. Viel Schuld am Untergang der sich als sozialistisch bezeichnenden Gesellschaftsordnung trug meiner Meinung nach der Umstand bei, dass sie sich als unfähig erwies, dem Leistungsprinzip konsequent Rechnung zu tragen. Sollten wir wieder einmal in den Kapitalismus zurückfallen, dachte ich manchmal, dann wäre wenigstens in dieser Hinsicht das Leben korrekter organisiert. Über den Rest der neu gestalteten Lebensweise, machte ich mir keine Illusionen. Aber ich habe mich geirrt!

Klaus Müller, dem vor allem die erste Phase (was immer man in den offiziellen Akten darunter versteht) des Aufbaues des Industriemuseums Chemnitz zu danken ist, bekam arbeitsrechtlich vom Rat der Stadt nur einen Zeitvertrag. Als der abgelaufen war, wurde die Direktorenstelle neu ausgeschrieben. Viele Bundesgermanen alten Typs waren unter den Bewerbern.

Klaus, der gleichzeitig inzwischen noch gewählter Stadtrat und Mitglied der Fraktion der PDS im Chemnitzer Stadtparlament war, ließ sich vor den entscheidenden Sitzungen einmal die eingereichten Bewerbungsunterlagen der Kandidaten kommen. Genau genommen interessierten ihn nur die Examensnoten der Westbewerber.

Er war dann über zwei Dinge sehr überrascht!

1. über die Wichtigkeit dieser Noten bei den Westbewerbern, eine drei war das Beste und
2. über die Tatsache, dass dieselben Zeter und Mord kreischten, dass die Noten dem wichtigsten Gremium der demokratischen Selbstverwaltung der Stadt Chemnitz bekannt gemacht wurden. Das sei ein Vergehen gegen den Datenschutz!

Natürlich war die leistungsmäßig erste Garnitur, da sie im Westen schon gut versorgt waren, dort geblieben. Wer rennt schon freiwillig in eine Unsicherheit?

Die zweite Garnitur sagte sich: Diejenigen die jetzt hier die Pfründen haben, haben auch nicht das ewige Leben. Wenn diese abtreten, sind wir nicht mehr deren Stellvertreter, sondern spielen dann selbst die erste Geige.

Und was sich dann auf die Reise gen Ost machte, waren schätzungsweise zu vielleicht achtzig Prozent in ihrem bisherigen Leben bestenfalls Gewinner irgendeiner Bronzemedaille. Ex oriente lux, möge sie dort ein Lichtstrahl treffen und erleuchten!

Liebe so genannte „Bundesrepublik Deutschland“. Mit einer solchen Politik ist man auf die Dauer gesehen zum Untergang verurteilt. Mir tut Deutschland leid, wo das passiert! Dieses Land hätte Besseres verdient.

40. Ich muss doch noch etwas ergänzen

Nunmehr, zu einem Zeitpunkt an dem ich mir geschworen hatte: Jetzt ist Schluss, jetzt machst Du nichts mehr, wurde ich von mir selbst des Meineids überführt! Unter zur Kenntnisnahme der dazu gehörigen Vorgeschichte, passierte ungefähr Folgendes.

Als ich mich 1948 in Leipzig an der Philosophischen Fakultät für das höhere Lehramt inscribierte, wählte ich als Hauptfach Geschichte. Für das Nebenfach eines wohlbestallten Studienrates neigte ich dazu, gegebenenfalls Kunstgeschichte zu wählen. Nach dem Wahlspruch: Probieren geht über Studieren, besuchte ich Vorlesungen bei den damaligen Leipziger Kunsthistorikern Ladendorf und Jahn.

Nach relativ kurzer Zeit fing ich an meine Entscheidung zu bereuen. Das war ganz einfach deshalb der Fall, weil ich zu der Überzeugung gelangte, dass ich für einen Kunstgeschichtslehrer viel zu wenig sah. Ich werde z. B. nie eine Diskussion in einer Gruppe von Studenten über Ludwig Richters Bild *Die Überfahrt am Schreckenstein* vergessen. Ich sah vor allem auf dem Bild die Ruhe und die Harmonie der Bootsfahrer. Erschreckt nahm ich zur Kenntnis, dass die meisten meiner Consemester das Bild nicht als Sinnbild der Harmonie ansahen, sondern als Musterbeispiel des gesellschaftlichen Zerfalls. Begründet wurde das von ihnen z. B. damit, dass jeder Kahninsasse auf dem Bild offensichtlich seinen individuellen Gedanken und Problemen nachhängt und ihm sein Nebenmann eigentlich gleichgültig ist. Ich kapitulierte!

Später dachte ich noch einmal daran, als ich als studentischer FDJ – Delegierter mit Prof. Dr. Ladendorf zusammen in der Immatrikulationskommission für die Fachrichtung Kunstgeschichte saß. Wir hatten, wenn ich mich richtig erinnere, wohl 15 Studienplätze für Diplomkunsthistoriker zur Verfügung, aber mindestens 50 Bewerber. Wer war von diesen jungen Menschen als zukünftiger Kunsthistoriker besonders geeignet? - Um eine Antwort darauf zu finden, zog Ladendorf eine Bierflasche aus seiner Aktentasche und sagte zu einem der vor uns sitzenden Kandidaten: „Beschreiben sie diese bitte einmal!“ - Also, ich hätte auch zu Recht nicht bestanden!

Wenn ich später, auch als ich schon Professor war, wieder einmal etwas stärker mit der bildenden Kunst in Berührung kam, hatte ich immer ein nicht zu übersehendes Fracksausen. Daran konnte auch der mich umgebende Sozialismus nichts ändern! Natürlich gehörte ich einer Gewerkschaftsgruppe des FDGB an. Diese hatte, wie allgemein üblich, auch einen Kulturplan. Laut Plan besuchten wir einmal einen Künstler in seinem Atelier. So gelangte ich (1975) in einen persönlichen Kontakt zu Christoph Wetzel, dessen kurz zuvor fertig gestelltes Ölgemälde vom ermordeten chilenischen Präsidenten Allende mich tief beeindruckt hatte (Christoph Wetzel: *PASSION MENSCH* Borken (Hessen) 2009 S. 11).

Aus dem Kennenlernen wurde eine enge Bekanntschaft, inzwischen tiefe Freundschaft. Einige Male trafen wir uns in seinem Atelier. Uns einte vieles, manches wiederum lebten und leben wir auch heute sehr unterschiedlich. Doch wir haben eine gemeinsame Passion, die *Passion Mensch*. Als wir gemeinsam Publikationen verfassten bzw. wenn wir solche verfassen, formulierten bzw. formulieren wir manchmal unterschiedlich. Doch in dem damit verbundenen Meinungs austausch kamen bzw. kommen wir zu der unumstößlichen Erkenntnis: „Unser erklärtes Lebensziel ist deckungsgleich. In die Sprache des Beginnes des 16. Jahrhunderts zurückversetzt postulieren wir letztlich in der Gegenwart beide: „Wir wollen hier auf Erden schon das Himmelreich errichten!“ – er der religiöse Pfarrers Sohn, der sich

dem christlichen Widerstand gegen Hitler verschrieben hatte, und ich der sich als Kommunist bekennende Musiker- und Beamtensohn.

Eines Tages war es so weit. Christoph malte mich. Natürlich hatte er und seine Frau verlangt, dass ich mich auf dieses Ereignis vorbereitete.. Z.B. durfte ich vorher nicht zum Friseur gehen. Mein sich natürlich allein gestaltender Haarschopf sei wesentlicher als eine von irgendwelchen Frisuren gestylte Frisur. Dass ich mich jedoch vorher kämme, wurde genehmigt. Nun ja, das war nicht gänzlich neu für mich. Einmal hatte mich schon mein Hessischer Obermuseumsgestalter Herbert Grabowski gezeichnet. Als Christophs Bild fertig war und ich in seinem Atelier wieder vom Stuhl aufstehen durfte, war ich überrascht, was er alles an mir gesehen hatte - Ich staunte, so hatte ich mich selbst noch nie gesehen!

Viele meiner Bekannten, denen ich Kopien des Bildes zeigte, finden es toll oder formulieren mit anderen Worten ähnlich. Dabei bleibt offen, ob sie damit auch die Seiten meiner Persönlichkeit meinen, die ich bisher an mir selbst noch nicht sah. Diese Möglichkeit beherzigend, bitte ich die Leser meiner autographischen Erinnerungen zur Kenntnis zu nehmen, dass sie weiterhin mich auch unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachten dürfen, die mir beim Schreiben des nunmehr abgeschlossenen Manuskriptes nicht in den Sinn gekommen sind.

Inzwischen schrieb man das Jahr 2009. Mich beschlich zunehmend das Gefühl, dass man mich in Borken nicht mehr unbedingt brauchte. Christoph wollte ich aber noch zeigen, wie und wo ich 17,5 Jahre gearbeitet habe. Er kam nach Borken. Heide und Klaus Pilar nahmen ihn als Hotelgast ohne Bezahlung auf und verwandelten ihr Haus in ein komfortables Atelier. Gemeinsam zeigten wir Christoph das aufgelassene Braunkohlerevier und erzählten ihm die Geschichte desselben. Dabei kamen wir auch auf das schwere Grubenunglück am 1. Juni 1988 zu sprechen, das 51 Tote forderte.

Der Maler und Mitgestalter der Dresdner Frauenkirche fraß sich so an dem Thema fest, dass er nicht umhin konnte, 21 Jahre nach der Grubenkatastrophe ein Gemälde zu schaffen, das für immer die Lebenden mahnt. Es wurde die Hauptattraktion einer Ausstellung von Werken Christoph Wetzels die unter dem Thema „Passion Mensch“ im rekonstruierten Alten Rathaus zu Borken stattfand. In dieser Präsentation gab er auch einen Einblick in sein Schaffen bei der Wiedererrichtung der Dresdner Frauenkirche. Wieder standen Heide und Klaus Pilar als Förderer einzigartig zur Seite. Als guter Engel vom Dienst und Leiter des Hauptamtes des Magistrats beseitigte Gerhard Wettlaufer alles das, was sich sonst noch hemmend gebärdete.

Bergbau ist im Denken und Fühlen der Menschen im heutigen Deutschland vor allem ein männlicher Erwerbszweig. Doch wenn ein Unfall passiert, dann leiden vor allem die Frauen und Kinder als Hinterbliebene. Es gelang nach 21 Jahren noch einmal Witwen und Waisen, Deutsche und Türkinnen zu bewegen, sich für ein Bild als Modell zur Verfügung zu stellen, das eben diese Situation in Erinnerung ruft. Christoph hat es fantastisch gemalt. Die Borkener Sparkasse hat es gekauft und der Magistrat der Stadt wird es der Öffentlichkeit zugänglich machen, würdig für immer präsentieren. Übrigens staunte Christoph, als eine der Türkinnen mit blonden Haaren ins Atelier kam. Ja wenn man mindestens 21 Jahre in Deutschland lebt, dann können schon ab und zu die Friseure, gestützt auf die chemische und pharmazeutische Industrie, ganzen Völkerschaften ein neues Aussehen verleihen!

Einige Wochen später trug man in Borken auch meinen Wünschen Rechnung. Ich schied aus meinen dortigen montanhistorischen und museologischen Leitungsfunktionen aus und

bekleide sie nun nur noch ehrenhalber. Vielleicht ist mein Arbeitsleben nun zu Ende. Ich formuliere das so vorsichtig, weil ich in meinem Leben nicht gelernt habe, aufzuhören. Weder kannte ich ein tägliches Ende der Arbeitszeit, noch ein jährliches. Selbst Tag und Nacht akzeptierte ich nicht unbedingt als diesbezügliche Begrenzungen.

41. Kurz, aber bündig: Schlussbetrachtung

Weil es mir an dieser Stelle günstig erscheint, höre ich jetzt auf! Und wenn mich eben in dieser Situation jemand fragen würde, warum ich den ganzen Salat aufgeschrieben habe, dann gelänge es mir keineswegs, im Stile eines richtigen oder verkannten Genies zu antworten. Das wiederum hieße nämlich für mich schon rein äußerlich, eine Genialität versprühende Pose einzunehmen. Dazu müsste ich weiter, zunächst innerlich zumindest, drei Meter Anlauf nehmend, mich in dieser Situation dann entschließen, noch eine Wasserwelle aus der Stirn zu wischen. Mit zum Himmel gerichteten (oder zur Zimmerdecke) verklärten Augen in Hexametern oder Pentametern (vielleicht auch noch gräulicher in Jamben) zu deklamieren:

„Weil ich mich dazu berufen fühlte!“

Nein, ich habe es getan,

1. weil der Senat der Bergakademie nach der 200- Jahrfeier, vor allem auf mein Drängen hin den Beschluss gefasst hatte, dass jeder emeritierte Hochschullehrer Mitglied der Emeriti- Kommission wird und in dieser Runde einen Bericht über sein Arbeitsleben verfasst. Derselbe wird anschließend im Hochschularchiv deponiert.
2. weil ich will, dass die Nachwelt weiß, wie ich über mein Leben und meine Erlebnisse, vor allem an der heutigen TU Bergakademie, dachte und denke. Es ist möglich, dass ich dabei wiederum einmal mehr manchen meiner Kollegen auf den Schlips trete. Das ist bei mir nichts Neues, das habe ich schon früher gemacht. Wenn das nicht möglich gewesen wäre, wäre ich nicht ich!

Habe ich mit diesem Bericht mein Leben vollständig dargelegt? Nein, das habe ich nicht! Natürlich hatte ich z. B. auch ein Familienleben und ein Privatleben im weitesten Sinne des Wortes. Selbstverständlich gab es zwischen dem Arbeitsleben und dem Privatbereich Berührungspunkte – sehr viele und was für welche! Aber darauf kam es mir hier und heute nicht an. Das war vor allem deshalb nicht der Fall, weil ich den entsprechenden Senatsbeschluss mit dem Vorliegenden bei mir selbst durchsetzte, der solches nicht vorsah.

Ich bitte für diese meine Position um Nachsicht bei denen, die gern noch mehr über mich erfahren hätten, und hoffe, dass für Sie beim Lesen das Lachen trotzdem Vorfahrt hatte.

Dresden, im Dezember 2009

Glückauf!

Eberhard Wächtler

Prof. Dr. Eberhard Wächtler verstarb an einer Krebserkrankung am 22. September 2011 auf der Pallativstation des Clara- Wolf- Hauses, Canaletto- Straße 18 in Dresden. Er wurde am 8. Oktober 2011 auf dem Alten Annenfriedhof in Dresden beigesetzt.

Petra Landsberg